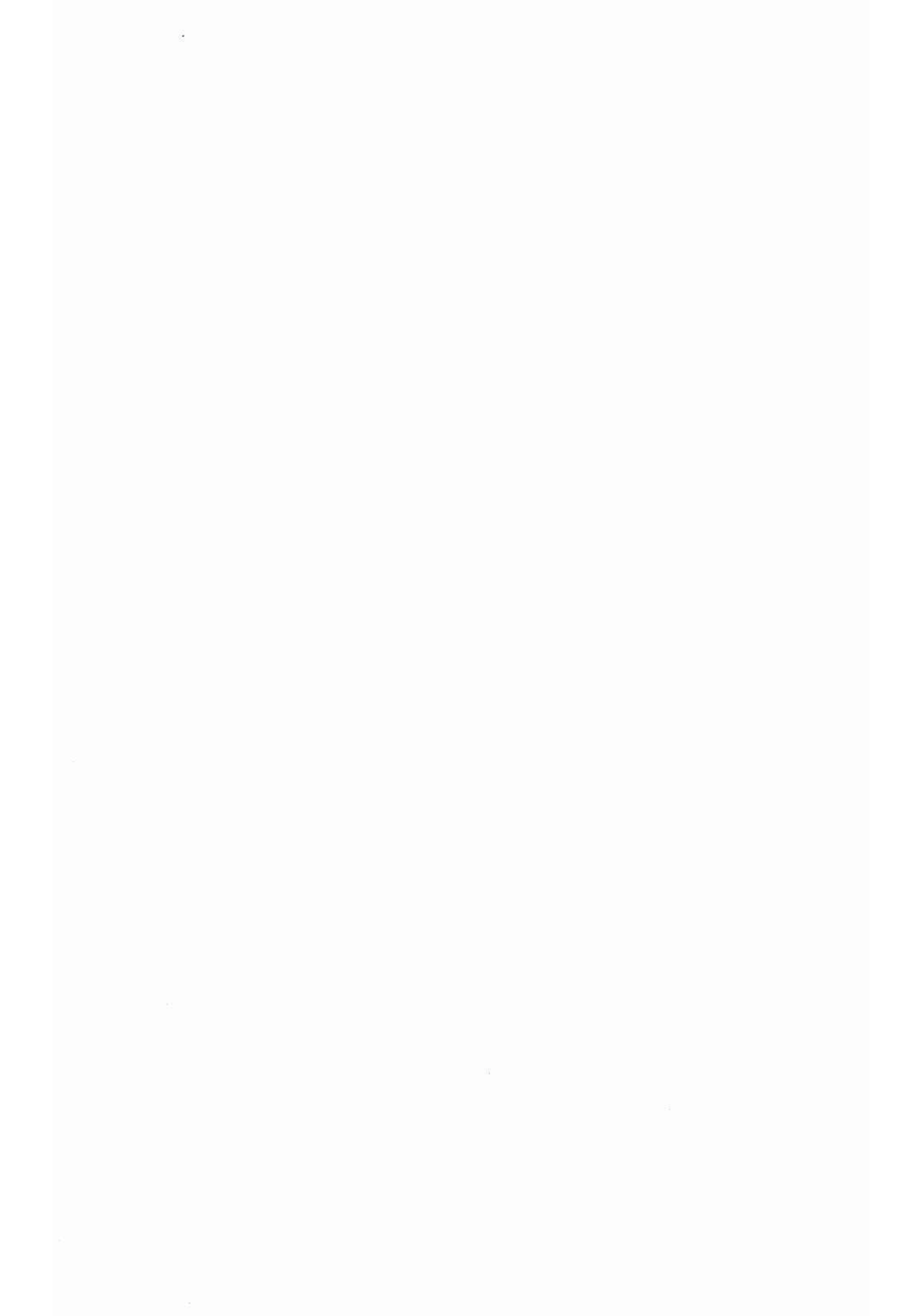


Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens

Von Hans F. K. Günther



Die Nordische Rasse

bei den Indogermanen Asiens

Zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Urheimat und Rassenherkunft der Indogermanen

Von

Prof. Dr. Hans F. K. Günther

Jena

Mit 96 Abbildungen und 3 Karten



J. F. Lehmanns Verlag / München 1934

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen
Printed in Germany

Herrn

Professor Dr. Ludwig Plate

zugeeignet

Vorwort

In diesem Buche habe ich denjenigen Teil einer Vorlesung: „Herkunft und Rassengeschichte der Völker indogermanischer Sprache (mit Ausnahme der Hellenen und der Italiker)" ausgearbeitet, der sich mit den Indogermanen Asiens befaßt hat. Die Vorlesung, von der also hier die Erweiterung eines Teiles vorliegt, ist im Wintersemester 1932/33 gehalten worden.

Nach Veröffentlichung dieses Buches werde ich eine spätere Auflage meiner „Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache" dadurch entlasten können, daß ich diese „Rassenkunde Europas" nunmehr wirklich auf Europa beschränke. Für den Nachweis, daß auch in Asien Indogermanentum und nordische Rasse ursprünglich zusammengehören, werde ich ja künftighin das vorliegende Buch nennen können.

Vorerst sind in diesem Buche einige Absätze, im ganzen etwa 3—4 Seiten, dem Sinne nach oder auch dem Wortlaut nach Wiederholungen einzelner Ausführungen der „Rassenkunde Europas" zur Rassengeschichte der Indogermanen Asiens.

Die Darlegungen des vorliegenden Buches verweilen gerne und gelegentlich mit einer verhältnismäßig weitgehenden Ausführlichkeit — die aber hoffentlich nicht erschöpfend wirken wird — bei Schilderungen solcher Züge aus der Geistesgeschichte der indogermanischen Völker Asiens, die als Auswirkungen der in diesen Völkern sich bald verbindenden, bald bekämpfenden Rassenseelen angesehen werden dürfen. Besonders bei Fragen des Glaubenslebens verweilt dieses Buch gerne. Dieses Verweilen entspricht aber nicht einer Sonderaufmerksamkeit oder gar einem „Steckenpferd" des Verfassers, sondern dessen Überzeugung, daß für die gesamte völkische Erneuerung des deutschen Volkes gerade die Geistesgeschichte der Völker indogermanischer Sprache und in dieser gerade die Glaubensgestaltung und Glaubensgeschichte dieser Völker, die in diesen Völkern sich ursprünglich regende Frömmigkeit in ihrer reinen Eigenart — daß gerade diese geschichtlichen und rassenseelischen Erscheinungen für die völkische Wiederbelebung des deutschen Volkes außergewöhnlich bedeutungsvoll sind.

Es gilt auch im Geistesgeschichtlichen, was öfters vom Staatlichen allein behauptet wird, daß ein Volk und sein Staat sich nur durch diejenigen Kräfte erhalten und verjüngen können, durch die sie entstanden und groß geworden sind. Für uns Deutsche ist der Geist reinen, ursprünglichen Indogermanentums die Hauptkraft in Geistes- und Staatsleben, aus der unser Deutschtum geworden und auf die das Deutschtum zu seiner Erhaltung und Stärkung angewiesen ist. Und dies scheint mir besonders zu gelten im Bereiche des Glaubens. Unter den Besten der deutschen Jugend lebt die Hoffnung und die Gewißheit,

daß der von ihr erkämpfte Durchbruch des Völkischen im deutschen Volke seinen Sinn und seine Erfüllung letzten Endes darin finden werde und nur darin finden könne, daß dem deutschen Volke der Weg zu einer sein Leben steigernden arteigenen Frömmigkeit gebahnt werde. „Arteigen" im ursprünglichsten und lebendigsten Sinne kann für den Deutschen aber nur die Artung des Indogermanentums der jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Ursprünge sein. Aus diesem Indogermanentum erwachsen heute noch die eigentlichen völkischen Werte wenigstens für die Deutschen und ihre Brudervölker germanischer Sprache.

Aus dieser Überzeugung möge es verstanden werden, wenn ich in diesem Buche, um immer wieder die Zusammenhänge des gesamten Indogermanentums zu betonen, die gegenseitigen Entsprechungen einzelner Züge indogermanischer Gesittungen quer durch diese verschiedenen Gesittungen hindurch zu verfolgen bemüht war. Es ergab sich dabei mit genügender Deutlichkeit, daß uns — gerade zum Zwecke völkischer Wiederbelebung — im Grunde nichts bedeutungslos sein kann, was sich in der Geschichte der Indogermanen, auch der — uns zunächst scheinbar ferngerückten — Indogermanen Asiens ereignet hat. Zur Erhellung der Tiefen der germanisch-deutschen Seele ist vieles im Persertum, manches im Sakentum, weitaus förderlicher als vieles, was sich unter Europäern im Abendlande in geschichtlicher Zeit begeben hat. Nicht alles, was im Abendlande gedacht und geglaubt worden ist, ist darum allein schon einheimischer und völkisch-wertvoller Geist, während manches, was in Asien von Indogermanen gedacht und geglaubt worden ist, uns im Innersten mehr angeht als viele Schulweisheiten und Verkündigungen in Worten unserer eigenen Sprache.

Auch diese geistig-völkischen Untergründe waren es, die mich zur Erweiterung des oben beschriebenen Vorlesungsteils über die enger gezogenen Grenzen einer nur „genetisch-somatischen" rassenkundlichen Betrachtung gelockt haben, und hieraus möge sich erklären, daß ich den Erörterungen über die Rassengeschichte der Inder und der Perser einen verhältnismäßig großen Raum gegeben habe: bei Indern und Persern sind Gedanken ausgedacht worden, die für alles Indogermanentum als lebenskundliches (biologisches) Beispiel bedeutsam sind, und zwar sowohl mit ihren förderlichen wie mit ihren zersetzenden Wendungen.

Die Ausdehnung des in diesem Buche betrachteten Stoffes wird es bis zu einem gewissen Grade entschuldigen, wenn ich da und dort rassenkundlich verwertbare Darstellungen des ganzen hierfür zugänglichen Schrifttums übersehen habe: es ist dem einzelnen, und wäre er auch noch so sehr auf „Literaturkenntnis" erpicht, kaum möglich, alles das zu lesen, was möglicherweise zu einem solchen Stoffe heranzuziehen wäre. Selbst in dem im engsten Sinne rassenkundlichen Schrifttum mag mir das eine oder andere entgangen sein, das noch hätte angeführt werden können. Darum bitte ich diejenigen, die z. B. beim Lesen von Geschichts- und Reisewerken auf Darlegungen über die leibliche und seelische Beschaffenheit der in vorliegendem Buche behandelten Völker

und Menschen stoßen oder denen hierfür wertvolle Bilder zugänglich waren, mich über meinen Verlag entsprechend zu benachrichtigen. Auch könnte es ja sein, daß eine Bitte um Überlassung von Bildern für dieses Buch gelegentlich einmal denen zu Gesicht käme, denen Reisen in die hier behandelten Gebiete zu den hier betrachteten Völkern vergönnt waren. Für alle solche Hilfen werde ich dankbar sein.

Bei der Auswahl von Bildern für dieses Buch hat mich in liebenswürdigster Weise der Leiter der Islamischen Kunstabteilung der Staatlichen Museen in Berlin, Herr Dr. Ernst Kühnel, mit seinem Rat unterstützt, wofür ich ihm auch hier meinen Dank abstatte.

Herrn stud. phil. nat. Bruno Beger aus Gotha verdanke ich den Entwurf der Völkerkarte, die hinter dem Seitenweiser eingeheftet ist, und ferner der Übersichtskarten auf Seite 170 und Seite 237.

Dem Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln und seiner Leiterin, Frau Frieda Fischer-Wieruszowski, sage ich meinen Dank für Überlassung von Vorlagen zu den Abbildungen 2, 66, 67, 77, 78, 79, 80 und 83.

Herrn Prof. Morgenstierne von der Hochschule in Gotenburg (Schweden), dem norwegischen Sprachforscher, danke ich für Überlassung von Vorlagen zu den Abbildungen 13, 14, 15, 26 und 60. Herrn Prof. Stiehl (Berlin-Steglitz) verdanke ich die Vorlagen zu den Abb. 10, 22, 23, 24, 25. Herrn Prof. Sarre (Berlin) und Herrn Prof. Hilzheimer (Berlin) verdanke ich die Überlassung von Bildvorlagen, für die ich im Buche als Quelle diejenigen Werke der beiden Forscher angegeben habe, in denen diese Vorlagen auch verwendet worden sind.

Fräulein Franziska v. Porembsky (Rudolstadt) und meiner Schwester Margarete Günther (Freiburg i. Br.) danke ich für das freundliche Mitlesen der Verbesserungsbogen, dem in der Förderung der Rassenforschung immer rührigen Verlage J. F. Lehmann für seine anfeuernde Aufmerksamkeit.

Rittergut Gereuth bei Öslau, Bezirksamt Coburg,
im September 1933

Hans F. K. Günther

Inhaltsverzeichnis

Eine Übersichtskarte über die behandelten Länder und Völker findet sich hinter dem Seitenweiser eingeheftet.

I. Die Urheimat der Indoiraner

In diesem Buche soll die Rassengeschichte der Indogermanenvölker Asiens behandelt werden. Die Sprachwissenschaft unterscheidet unter den indogermanischen Sprachen zwei große Gruppen: die Kentum-Sprachen und die Satem-Sprachen. Diese Unterscheidung, etwa seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts vorgenommen, bezieht sich auf eine kennzeichnende Verschiedenheit in der Behandlung des indogermanischen k-Lautes, der in einem Teil der indogermanischen Sprachen in bestimmten Fällen zu einem s-Laut geworden ist; um für solche lautlichen Erscheinungen eine kurze Bezeichnung zu gewinnen, hat man das Zahlwort „hundert" in der Lautform je einer der beiden Gruppen gewählt. (Das h im deutschen „hundert" geht auf ein älteres k zurück.)

Die Kentum-Gruppe der indogermanischen Sprachen umfaßt das Griechische, das Italische (darunter die italische Mundart der Römer, d. h. des latinischen Stammes der Italiker, aus der sich später, nachdem sie zur Staatssprache des Römischen Reiches geworden war, in Italien und den römischen Provinzen die romanischen Sprachen entwickelt haben), ferner das Tocharische, das Keltische und das Germanische (aus dem sich etwa seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. die heutigen germanischen Einzelsprachen entwickelt haben).

Die Satem-Gruppe der indogermanischen Sprachen umfaßt die indo-iranischen Sprachen (wie das Indische, das Medische, das Persische und verwandte Sprachen), die thrakisch-phrygischen Sprachen, zu denen das Armenische gehört, ferner das Albanische (als Ableitung aus dem Illyrischen), die baltischen Sprachen (dazu das ausgestorbene Preußische, das Litauische, das Lettische) und endlich die weit verbreitete Gruppe der slawischen Sprachen.

Im großen ganzen umfaßt die Kentum-Gruppe die westlichen, abendländischen Indogermanensprachen, die Satem-Gruppe die osteuropäischen und westasiatischen Indogermanensprachen. Eine Ausnahme, die für die Betrachtungen dieses Buches wichtig werden wird, stellt das Tocharische dar, eine Kentum-Sprache, die aber in einem Gebiete Ostturkistans gesprochen worden ist.

Neuerdings wird auch das Hettitische zu den indogermanischen Sprachen gezählt, die Sprache eines kleinasiatischen Volkes, von der Urkunden aus der Zeit um 1400 v. Chr. gefunden worden sind. Man könnte das Hettitische (kurz und ungenügend) bezeichnen als

eine Sprache von indogermanischem oder mindestens indogermanisiertem Bau mit überwiegend nicht-indogermanischem Wortschatz, einem Wortschatz, der wohl in der Hauptsache dem kaukasischen (alarodischen) Sprachstamm entnommen ist. Man wird aber die Hettiter, deren rassische Eigenart ich in der „Rassenkunde des jüdischen Volkes" behandelt habe, nicht eigentlich zu den indogermanischen Völkern zählen, wenn man unter „indogermanisch" nicht nur die sprachliche Zuordnung verstehen will, sondern auch die Zuordnung nach den wesentlichen Zügen der Gesittung (Kultur), wenigstens der Gesittung der jeweiligen Frühzeit des betreffenden Volkes.

In diesem Buche sehe ich also von den Hettitern ab, wie auch von der von der unteren Donau stammenden Herrenschicht der Philister, die zur semitischen Sprache ihrer Unterschicht überging, und behandle nur Stämme und Völker indogermanischer Sprache, die im vollen sprachwissenschaftlich-völkerkundlichen Sinne dieses Wortes als „Indogermanen" bezeichnet werden müssen, als das bezeichnet werden müssen, was die Franzosen les peuples indo-européens nennen, die Engländer Indo-europeans oder Aryans. Von diesen Stämmen und Völkern indogermanischer Sprache — es ist hier zunächst nur von sprachlicher, nicht von rassischer Zugehörigkeit dieser Gruppen die Rede — behandle ich nur diejenigen, die in der Vorgeschichte und Frühgeschichte nach Asien eingewandert sind, also im wesentlichen die Indoiraner (Inder, Meder, Perser und Verwandte), die Saken (die man, allein sprachwissenschaftlich gesehen, mit zur indoiranischen Gruppe zählen könnte), die Tocharer, die Armenier und kleinere, mit diesen Gruppen mehr oder minder verwandte Völker- und Stämmesplitter.

Von diesen Indogermanen Asiens sind in der Geschichte die Inder und die Perser am bedeutungsvollsten hervorgetreten, weshalb ich bei Betrachtung der Rassengeschichte dieser beiden Völker auch auf die Gesittungsformen und -wandlungen eingehen will, soweit diese mir durch Rasse und Rassenwandel bedingt erscheinen.

Inder, Meder, Perser und Verwandte sind Stämmegruppen, die verschiedene geschichtliche, auch rassengeschichtliche Schicksale in verschiedenen Umwelten erfahren haben; sie sind aber abzuleiten aus einem indoiranischen Urvolke und einer südosteuropäischen Urheimat — wenn auch damit nicht gesagt sein soll, daß dieses indoiranische „Urvolk" sich wirklich als ein Volk empfunden habe. Die Ur-Indoiraner mögen als lose zusammengefügte Geschlechterverbände jungsteinzeitlicher Gesittungsstufe kaum einen Zusammen-

hang ihrer Stämme unter sich gekannt haben. Noch zur Zeit der Einwanderungen in ihre späteren Siedlungsgebiete, in Nordwestindien, in Iran, ist der Zusammenhalt der Inder, Meder und Perser kaum fester gefügt gewesen als die blutmäßige Vereinigung einiger Geschlechterverbände untereinander; bei kraftvollem Sippengefühl bestand doch in diesen Frühzeiten noch kaum ein Sinn für den Stamm und noch weniger für den Stamm als einen Staatskeim.

Die Sprachwissenschaft verlegt die Ursitze der Indoiraner in die mittleren Donauländer (Kretschmer) oder in die Länder von der Donaumündung bis Südrußland (Johannsson); im gleichen Gebiete oder in den gleichen Gebieten möchte auch die Vorgeschichtsforschung diese Ursitze annehmen. Wahrscheinlich werden die Vorfahren oder ein Teil der Vorfahren der Indoiraner, sowie die Vorfahren anderer Indogermanenstämme der Jungsteinzeit, sich allmählich von den Gebieten des mittleren Donaulaufes gegen die untere Donau hin siedelnd vorgeschoben haben, bis das indoiranische „Urvolk" schließlich die heutigen südrussischen Gebiete um das Schwarze Meer erreicht hatte — Gebiete, in denen dieses Urvolk nach Zeugnissen der Sprachwissenschaft und der Vorgeschichtsforschung sicherlich gesiedelt haben muß und sicherlich noch als ein noch ungeschiedenes „Volk" gesiedelt haben muß, das sich selbst als „Arier" bezeichnete. Inder, Meder, Perser und Verwandte machen zusammen die „arische" Gruppe der Indogermanen aus, und es wird sich für denjenigen, der dieses Wort im wissenschaftlichen Sinne gebrauchen will, empfehlen, es nur für die Indoiraner anzuwenden. Diese haben sich selbst so bezeichnet.

Die Sprachwissenschaft hat früher die indogermanischen Sprachen öfters als „arische" Sprachen bezeichnet; sie wendet heute diese Bezeichnung meist nur auf den indoiranischen (indisch-persischen) Zweig des indogermanischen Sprachstammes an. Die Rassenforschung und die Völkerkunde haben in ihren Anfängen die (nicht vorhandene) „weiße Rasse" oder „kaukasische Rasse" öfters als „arische Rasse" bezeichnet, später auch gelegentlich die Völker indogermanischer Sprache als „arische Völker" und dann auch ab und zu die nordische Rasse als „arische Rasse". Hierdurch sind immer wieder Mißverständnisse entstanden, zumal man früher meistens zwischen sprachlicher und rassischer Zugehörigkeit, zwischen Volk und Rasse, nicht zu scheiden pflegte. Dieser Zustand ist im Englischen zum Teil noch erhalten, da hier das Wort „Aryan" noch in verschiedener Bedeutung, bald für sprachwissenschaftliche, bald für völkerkundliche, bald für rassenkundliche Erscheinungen gebraucht werden kann. So ist die Bezeichnung „arisch" heute wissenschaftlich unbrauchbar geworden und ihre Anwendung im Bereiche der Sprach-

wissenschaft, Völkerkunde und Rassenkunde zu widerraten, zumal sich in nicht-wissenschaftlichem Sprachgebrauch das Wort „arisch" in noch mehr unklaren Bedeutungen verwendet findet, so auch in der wissenschaftlich ebenfalls unbrauchbaren Anwendung auf diejenigen Völker, die nicht semitische Sprachen sprechen. Den „Ariern" werden dann die „Semiten" entgegengesetzt, wobei auch hier wieder sprachliche mit rassischer Zugehörigkeit verwechselt wird, wo doch Menschen und Völker verschiedenster Rassenherkunft semitische Sprachen sprechen. — Selbst wenn sich herausstellen sollte, daß ein Wort und ein Begriff, die im Indischen und Persischen als „arisch" erscheinen, sich vielleicht bei allen Völkern indogermanischer Sprache gefunden hat — man hat „arisch" auch in „Irland" (Erin) und in dem Namen „Ariovistus" finden wollen — würde sich eine Wiedereinführung von „arisch" für „indogermanisch" (trotz der leichteren Wortform) nicht empfehlen lassen, da heute sogleich „arisch" wieder als eine rassenkundliche Bezeichnung (statt einer sprachwissenschaftlichen oder auch völkerkundlichen) aufgefaßt würde und so neue Mißverständnisse aufkämen.

Die Sagen der Inder und Perser enthalten Andeutungen über frühere Siedlungsgebiete dieser Stämme, die persischen Sagen über eine „Urheimat der Arier" (airjanem vaejah). Im Indischen Gesetzbuch des Manu, über das später zu berichten sein wird, findet sich (I, 67) eine bedeutungsvolle Stelle: „Ein Jahr ist für die Götter ein Tag und eine Nacht. Ihre Einteilung: das Halbjahr, währenddessen die Sonne nach Norden vorschreitet, ist ihr Tag, das, währenddessen sie nach Süden vorschreitet, ihre Nacht."[1] Nun leuchtet aber in Indien durch alle Jahreszeiten hindurch die Sonne gleich hell; die Vorstellung dieser Manu-Stelle muß somit dem Jahreszeitenwechsel einer Urheimat entsprechen, die zwischen Winter und Sommer auffällige Helligkeitsunterschiede kannte. Haben sich hierin Rückerinnerungen an die mitteleuropäische Urheimat eines Teils der indoiranischen Vorfahren erhalten? — Der Inder Bal Gangadhar Tilak wollte durch sein Buch „The Arctic Home in the Vedas, also a new Key to the Interpretation of many Vedic Texts and Legends" (Bombay 1903), durch solche sagenhaften Erinnerungen angeregt, geradezu eine arktisch-nordeuropäische Herkunft der Inder erweisen, und solchen Vorstellungen folgend, hat vor dem Weltkriege ein Inder Schweden bereist, um die indische Urheimat dort zu suchen.

Die persische Awesta-Dichtung zeigt ebenso wie die indischen Weden Erinnerungen an ein Wintersonnwendfest (wie wohl Hillebrandt als erster bemerkt hat); die Weden schildern im

[1] The Laws of Manu, übersetzt von Bühler, 1886, S. 20.

Kampfe Indras, des obersten Gottes, gegen den Unhold Wrtra noch den Kampf des siegenden Sommers gegen den unterliegenden Winter, also Vorstellungen, die unter dem Himmelsstrich Indiens schließlich unverständlich werden mußten. Hillebrandt meint, diese Sage werde sich aus Ursitzen der vorrückenden Inder in Kaschmir oder im gebirgigen Nordwesten Indiens ableiten lassen.[1] Aus den gleichen Ursitzen möchte er auch die Sage von Uschas (der Göttin der Morgenröte, mit der griechischen Eos, der römischen Aurora und der germanischen Ostara verwandt) und den Rindern ableiten, eine Sage, die das „Heraustreiben des Viehs aus dem winterlichen Verschluß zur Frühlingszeit"[2] schildert.

Im Widewdat I der persischen Awesta-Dichtung wird von der „Urheimat der Arier" berichtet: „Dort gibt es zehn Wintermonate, nur zwei Sommermonate".[3] Sind dies Erinnerungen an eine indogermanische Urheimat im jungsteinzeitlichen Mitteleuropa oder — im Falle der Perser — an einen Aufenthalt der vorrückenden Stämme im Kaukasus und zur Bronzezeit? — Warum vielleicht auch an Erinnerungen an eine Urheimat in Mitteleuropa gedacht werden darf, wird aus dem hervorgehen, was weiter unten über die Entstehung des Indoiranertums in Südosteuropa aus mehreren Zuströmen mitteleuropäischer Herkunft ausgeführt werden soll.

Die Indoiraner oder jungsteinzeitliche Gruppen, die zu den Vorfahren der Indoiraner wurden, müssen sich etwa um 2500 v. Chr. von den übrigen Indogermanen getrennt haben und in den Jahrhunderten nach 2500 zu einer Sondergruppe des Satem-Indogermanentums geworden sein. Diese Sondergruppe muß in sich mehr oder minder geschlossen, wenn auch sicherlich nicht eigentlich zu einem Volke oder gar in einem Staate zusammengeschlossen, geblieben sein bis in einen Zeitabschnitt etwa zwischen 2000 und 1600. Einzelne Geschlechter oder Stämme müssen wohl schon seit dem 16. Jahrhundert v. Chr. aus Südrußland abgewandert sein, denn schon im 16. und 15. Jahrhundert treten in Mesopotamien und besonders in Syrien indoiranische Namen, Namen von Kleinkönigen indoiranischer Herkunft auf, Anzeichen von Vorstößen indoiranischer Scharen durch Kleinasien hindurch.[4]

Der Hauptteil der indoiranischen Stämme muß einige Jahrhunderte lang in Südrußland verweilt haben, denn die sprachlichen

[1] Hillebrandt, Vedische Mythologie, Bd. II, 1929, S. 170.

[2] Hillebrandt, Vedische Mythologie, Bd. I, 1927, S. 41.

[3] Awesta; die heiligen Bücher der Perser, übersetzt und herausgegeben von F. Wolff, 1923, S. 317.

[4] Vgl. Günther, Rassengeschichte des jüdischen Volkes, 1930, S. 58 ff.

Spuren eines dortigen bronzezeitlichen Indoiranertums sind unverkennbar und ausgebreitet. Im Gebiete zwischen Donau und Südrußland treten die Flußnamen auf, die mit dem persischen Worte danu „Fluß" zusammengesetzt sind, ein Wort, das im heutigen Ossischen (Ossetischen) als don erscheint, so die Namen der Donau, des Dons, des Dnjeprs (Danapris) und des Dnjestrs (Danastrus). Die Wolga hieß ursprünglich Waros, und dieses Wort ist abzuleiten vom altindischen war „Wasser". Die Inder müssen einmal an der Wolga gesiedelt haben.[1] Aus indischem und persischem Sprachgut erklären sich eine Anzahl südrussischer Ortsnamen.

Für die Vorgeschichtsforschung sind die Indoiraner abzuleiten aus einem steinkupferzeitlichen Gesittungskreise des Donau-Balkan-Gebiets, dem Bezirke der Bemalten Keramik. Die Bemalte Keramik stellt die östliche Ausprägung der mannigfaltigen Formen des großen Kreises der Bandkeramik dar, der das ganze Donau-Balkan-Dnjestr-Dnjepr-Gebiet umfaßt und schließlich weit nach Mitteleuropa und in die Mittelrheingegenden hineingereicht hat, ein Kreis, dessen innerster Bezirk im Donautale zu suchen ist und dessen sich voneinander abhebende Einzelgesittungen schließlich sowohl zum Keltentum wie zum Italikertum, zum Thrakertum wie zum Hellenentum beigetragen haben und in dessen östlichstem Bezirke, dem der Bemalten Keramik, die Ursitze für die verschiedenen Indogermanenstämme Asiens zu suchen sind.

Die Bemalung der Tongefäße in diesem östlichen Bezirke der Bandkeramik ist wahrscheinlich Einflüssen aus Vorderasien zuzuschreiben; sie bedeutet eine Neuerung, die das sich gegen Osten ausbreitende, ursprünglich donauländische Bandkeramikertum einer südosteuropäischen Anregung verdankt: die Gefäße wurden mit einem farbigen, in der Regel dunkelroten Überzuge bemalt, ihre Oberfläche dann mit Glättesteinen behandelt. Auf solcher Grundfarbe können weitere Farben, Weiß, Gelb, Schwarz zu Verzierungen aufgetragen werden: so entstehen „polychrome" Gefäßmalereien, deren Zierleisten immer wieder an die bandkeramische Herkunft erinnern. Die Bemalte Keramik zerfällt ihrerseits wieder in Einzelgruppen, die sich sehr verschieden ausbilden, ihre gemeinsame Herkunft aber nie verleugnen. Der ganze Gesittungskreis der Bandkeramik weist auf Stämme mit einfacher Bodenbearbeitung in der Form des Hackbaus, in späterer Zeit der Pflugwirtschaft.

[1] Kretschmer, Weiteres zur Urgeschichte der Inder, Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft, Bd. 55, 1928, S. 101; vgl. auch Vasmer, Die Iranier in Südrußland, Veröffentlichungen des Baltischen und Slawischen Instituts an der Universität Leipzig, Heft 3, 1923.

In die Gebiete der Bemalten Keramik sind aber im Laufe der späteren Jungsteinzeit, etwa um 2500, ebenso wie in den ganzen Kreis der Bandkeramik überhaupt, Einwanderer vorgedrungen aus den Gebieten der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik und der nordwestdeutschen Megalithkeramik,[1] so Zuströme der Schnurkeramiker und der Megalithkeramiker, die über Schlesien und Galizien die südrussischen Gebiete der Bemalten Keramik und Nachbargebiete erreichten. In den sächsisch-thüringischen Schnurkeramikern ist aber der Kern des Indogermanentums zu erblicken, wie Schuchhardt, Schwantes, Childe, Sprockhoff und Menghin von seiten der Vorgeschichtsforschung ausgeführt haben und wie sich aus der Rassengeschichte der Völker indogermanischer Sprache dartun läßt. Die sächsisch-thüringischen Schnurkeramiker, diejenige jungsteinzeitliche Menschengruppe Europas, welche sich so gut wie reinrassig nordisch darstellt, müssen als die Bildner und ersten Verbreiter des indogermanischen Sprachstamms angesehen werden. Mit den schnurkeramischen Auswanderern der späten Jungsteinzeit sind in verschiedene Gebiete in Mitteleuropa und am Rande Mitteleuropas die Keime zur Herausbildung indogermanischer Einzelvölker verpflanzt worden. Nordrassische Schnurkeramiker sind jeweils zu Herrenschichten geworden, die untergeschichtete Stämme eines von ihnen besetzten Gebietes sprachlich indogermanisiert haben. Durch welche anderen Bestandteile sich die Völker indogermanischer Sprache in Alteuropa voneinander unterschieden haben mögen, gemeinsam ist ihnen allen ein Einschlag aus dem Schnurkeramikertum nordischer Rasse.[2]

Schnurkeramische Zuströme, die das Gebiet der Bemalten Keramik durchdrungen haben, müssen die Indogermanisierung dieses Gebiets bewirkt haben: auch hier entstanden besondere Ausprägungen des Indogermanentums, das Indoiranertum und das ihm nahe verwandte Sakentum.

Der schnurkeramische Zustrom überwiegend nordischer Rasse kann in dem sich bildenden Indoiranertum und Sakentum nur eine sich verteilende Erobererschicht über der Schicht der nunmehr sprachlich indogermanisierten bandkeramischen Vorbevölkerung gebildet haben. Diese bandkeramische Bevölkerung war aber ihrer rassischen Zusammensetzung nach dem Schnurkeramikertum nicht

---

[1] Vgl. Schuchhardt, Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils, 1926, S. 3; Schuchhardt, Vorgeschichte Deutschlands, 1928, S. 92.

[2] Vgl. Günther, Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes, 3. Aufl., 1933, S. 103—105.

durchaus fremd. Erscheinen die Schnurkeramiker als eine rein oder nahezu rein nordische Menschengruppe Alteuropas,[1] so war den Bandkeramikern ein Einschlag nordischer Rasse eigen, der sich bei den Bandkeramikern in Ostmitteleuropa, den Nachbarn der sächsisch-thüringischen Schnurkeramiker, steigerte bis zu einem Vorwiegen der nordischen Rasse. Im Gebiete der Bemalten Keramik mögen die Bandkeramiker aus einem Gemisch zweier oder mehrerer Langkopfrassen, besonders der nordischen und der westischen (mittelländischen, mediterranen) Rasse mit Einschlägen einer oder mehrerer Kurzkopfrassen bestanden haben; ich möchte vermuten, daß sie im ganzen ein Rassengemisch aus nordischen, westischen und ostischen Bestandteilen ausgemacht haben.[2]

Zuströme aus dem nordwestdeutschen Gebiete der Megalithkeramik oder aus den Mischgebieten zwischen Megalith- und Schnurkeramik müssen den Menschenschlag dieser Gebiete unter den Siedlern des Bezirks der Bemalten Keramik wiederum mehr als Herrenschicht verteilt haben, einen Menschenschlag, der in der Hauptsache ein Rassengemisch aus fälischen und nordischen Bestandteilen dargestellt haben muß. Besonders für die Megalithkeramiker Nordwestdeutschlands und Skandinaviens vor Eindringen schnurkeramischer Eroberer ist ein Gemisch der fälischen und der nordischen Rasse bei Vorwiegen der fälischen Rasse kennzeichnend.[3]

Wenn sich also in der Herrenschicht der Indogermanenvölker Asiens ein Einschlag der nordischen Rasse nachweisen lassen wird — und diesen Nachweis möchte ich mit vorliegendem Buche erbringen —, so wird sich dieser nordische Einschlag durch die Herkunft dieser Völker oder genauer gesagt: die Herkunft der Überbringer indogermanischer Sprachen in diesen Völkern erklären lassen; hierüber mehr im letzten Abschnitt dieses Buches!

[1] Über die leibliche und seelische Beschaffenheit der nordischen Rasse — hochgewachsen, schlank, langköpfig, schmalgesichtig, mit ausgesprochenem Kinn, schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, helles Haar; zurückliegende, helle Augen; rosig-weiße Hautfarbe — vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, oder Günther, Rassenkunde Europas.

[2] Über die leibliche und seelische Beschaffenheit der westischen und der ostischen (alpinen) Rasse vgl. die eben angeführten Bücher.

[3] Über die leibliche und seelische Beschaffenheit der fälischen Rasse, dieser Fortsetzung der altsteinzeitlichen Crô-Magnon-Rasse — sehr hochgewachsen, breit-hoch gebaut, lang- bis mittelköpfig, breitgesichtig mit ausgesprochenem Kinn und breitem Unterkiefer, Nase von (für europäische Verhältnisse) mittlerer Breite, helles Haar, in niedrigen Höhlen tief eingebettete helle Augen, helle Haut — vgl. die eben angeführten Bücher.

Nach Einströmen von Erobererscharen besonders aus dem östlichen Mitteleuropa ruht der Kreis der Bemalten Keramik eine Zeitlang in sich; in dieser Ruhe bilden sich als ein Ausgleich der verschiedenen sich miteinander vereinigenden Gesittungsformen die Urformen zum Indoiranertum und zum Sakentum; dann sieht man die Formen der Bemalten Keramik ausgreifen nach Kleinasien, über den Kaukasus nach Persien und südlich des Kaspischen Meers nach Persien und Indien,[1] und in Ausläufern bis in das nordwestliche China. Besonders bedeutungsvoll sind geworden die Funde von Anau (Nordpersien) und Susa (Südpersien). Mit diesem Ausgreifen der Bemalten Keramik künden sich die ersten Wellen des vordringenden Indogermanentums, vielleicht schon des Inder-, Meder- und Persertums an, mit den Funden im nordwestlichen China wahrscheinlich die frühesten und am weitesten gegen Osten schlagenden Wellen des Sakentums.

Von alters her waren der Kaukasus und die ihm vorgelagerten Länder die Urheimatgebiete eines kurzschädligen Menschenschlags, der vorderasiatischen Rasse. Schon in der Jungsteinzeit aber treten in ganz Südrußland langköpfige Zuwanderer auf und dringen schließlich in den Kaukasus ein. Dabei fällt auf, daß unter einzelnen Gruppen vorgeschichtlicher Schädel der Kaukasusländer im männlichen Geschlecht die langförmigen, im weiblichen Geschlecht die kurzförmigen überwiegen, und ferner, daß die Langschädel im Kaukasusgebiete von Südrußland her gegen Süden abnehmen: Anzeichen des Eindringens langköpfiger Eroberer von Südrußland her seit der späteren Jungsteinzeit.[2]

Schnurkeramische Zuströme haben Südosteuropa um 2500 v. Chr. erreicht und Schnurkeramiker scheinen schon in der Stein-Bronze-Zeit Herrenschichten an der Oka und mittleren Wolga gebildet und zur sog. „Fatjanowo-Kultur" wie zur „Ockergräber"- und „Kuban-Kultur" beigetragen zu haben. Nach Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, 1931, S. 581, sind die Skelette aus dem Bereiche der südrussischen Ockergräberkultur, die der sog. Kurganrasse — sie finden sich in den südrussischen Grabhügeln (=Kurganen) —, zur nordischen Rasse zu rechnen, und sie sind eben die Gebeinreste einer besonders bestatteten Herrenschicht.

Nansen, Betrogenes Volk, 1928, S. 244/45, berichtet von mehr als 500 Gräbern in der Nähe von Nowo-Bajazet am Sewan-See in

[1] Vgl. Schuchhardt, Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils, 1926, S. 165 ff.

[2] Vgl. v. Virchow, Nordkaukasische Altertümer, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 17, 1890, S. [414 ff.] und Zaborowski, Contribution à l'éthnologie ancienne et moderne du Caucase, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. X, 1900, S. 585 ff.

Aserbeidschan, die Gebeinreste enthielten, die meisten aus der Bronzezeit. Die Schädel zeigen ausgesprochen lange Formen; die Längen-Breiten-Indizes reichen von 65,3 bis 73,9. So langschädlig zeigt sich die dortige Bevölkerung bis in die erste Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrtausends; um 1500 v. Chr. zeigen sich dann die kurzschädligen Formen schon wieder vorherrschend.

Man darf diese Gruppe aus der Mitte des 2. Jahrtausends nicht, wie Nansen meint, als Früharmenier ansehen, denn die Armenier rücken erst gegen 600 v. Chr. im heutigen Armenien ein. Wohl aber sind diese langförmigen Schädel als Zeugnisse einer über den Kaukasus siedelnd hinüberrückenden Indogermanengruppe zu werten, vielleicht als Vorhut der indoiranischen Stämme, vielleicht als ein Teil der Meder oder der Inder oder ihrer Verwandten, jedenfalls als eine Gruppe aus dem Bereich der südrussischen bronzezeitlichen Langschädelstämme. Eine Vorhut des Medertums, die Manda (Umman-Manda), scheint schon im 18. Jahrhundert v. Chr. die Gebiete um das Zagrosgebirge (Südwestpersien) erreicht zu haben.

Vor der indoiranischen Gruppe der Satemindogermanen müssen schon einige kleinere Indogermanengruppen vom Gebiete der unteren Donau her teils über Kleinasien, teils über Südrußland und den Kaukasus in die Gebiete Vorderasiens eingedrungen sein, so auch der Stamm der Kassiten (Kossäer), der um 2000 v. Chr. schon längere Zeit im westlichen Iran ansässig gewesen sein muß und der nach Peake über Südrußland vorgedrungen zu sein scheint.[1] Diese Kassiten habe ich in der „Rassengeschichte des jüdischen Volkes" (1930, S. 53/54) kurz betrachtet. Sowohl Ende des 2. Jahrtausends wie zu Beginn des 1. Jahrtausends lassen sich aus vorgeschichtlichen Funden einzelne Völkerwellen erkennen, die von Südrußland über den Kaukasus drangen und deren Gefäß- und Geräteformen die donau-balkanländische Herkunft, deren Spiral-Mäanderverzierungen auf Bronzewaffen und -geräten die mitteleuropäische Herkunft anzeigen.[2] Jedenfalls waren die Indoiraner nicht die erste Welle des Indogermanentums, die Vorderasien erreicht hat.

In der spätesten Jungsteinzeit und in der Bronzezeit sind längliche Schädelformen im Kaukasusgebiete stärker vertreten als heute, wie eine Zusammenstellung in der eben angeführten Arbeit v. Virchows (S. [463]—[466]) zeigt: dies sind aber gerade die Jahrhunderte des Durchzugs und auch der Ansiedlung indogermanischer Stämme im Kaukasusgebiet.

---

[1] Peake, Racial Elements concerned in the Siege of Troy, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 46, 1916, S. 172.

[2] Hubert Schmidt, Vorgeschichte Europas, 1924, S. 103/04.

In diesen Jahrhunderten haben die Inder sich von den Persern getrennt. Das Indoiranertum löste sich in einzelne Völker auf, die verschiedenen Geschicken entgegengingen. Kretschmer meint, die Abwanderung der Inder sei noch in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends zu verlegen.[1] Die Trennung der Indoiraner voneinander mag im Zeitraum zwischen 2000 und 1600 vor sich gegangen sein.

[1] Kretschmer, Varuna und die Urgeschichte der Inder, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. 23, 1926, S. 22.

II. Die Inder

Als Zeitabschnitt der Einwanderung der Inder in Nordwestindien hat man früher und bis in die letztvergangenen Jahre hinein meistens die Jahrhunderte der Wende des 3. zum 2. Jahrtausend v. Chr. angenommen. Brunnhofer, Vom Aral bis zur Gangâ, 1892 (S. X), dachte noch an die Zeit um 2000. Heute nimmt die Mehrzahl der Forscher einen um einige Jahrhunderte späteren Zeitabschnitt an, so auch der Sprachwissenschafter Hirth und der Vorgeschichtsforscher Kossinna. Für die Einwanderungszeit wird man eine gewisse Zeitspanne annehmen müssen: es wird sich im Falle der Inder um verschiedene, in gewissen zeitlichen Abständen einander folgende Einwanderungswellen handeln, so wie diese für die Einwanderungsgeschichte anderer Völker indogermanischer Sprache erwiesen sind, für die Hellenen z. B. wie für die Italiker.

Die Zuwanderungen der Inder nach Nordwestindien haben wahrscheinlich das 15. und 14. Jahrhundert erfüllt; einzelne erste Zuwanderergruppen mögen Nordwestindien vielleicht schon vorher erreicht haben.

Über die Einwanderungswege oder den Einwanderungsweg läßt sich heute noch nichts Bestimmtes aussagen. Die einen nehmen an, die Inder seien über den Kaukasus vorgerückt (Forrer, Hüsing), andere vermuten, die Inder seien durch die Kirgisensteppe und Westturkistan, dann über Hindukusch und Pamir eingewandert (Eduard Meyer und andere). Ich vermute, daß beide Wege je einzelne indische Stämme nach Nordwestindien geführt haben.

Der Kaukasusweg ist mindestens für einen Teil der Inder erwiesen durch die gleich zu erwähnenden Inschriften von Boghazköi in Kleinasien und dann vielleicht durch das Wort „Kaukasus" selbst, das sich aus indischem Sprachgute zu erklären scheint, und zwar mit der Bedeutung „eisglänzend".[1]

Aus Südrußland müssen die Indoiraner um 1500, eher schon vor 1500 abgewandert sein: in diesem Zeitabschnitt beginnen ja schon andere Indogermanen von Südosteuropa her, aus dem Gebiete der Bemalten Keramik, nachzudrängen und in Kleinasien und Südrußland einzuwandern, so Thraker und Phryger, so Myser, Armenier und Saken, Stämme, zu denen auch der der

[1] Kretschmer, Weiteres zur Urgeschichte der Inder, Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft, Bd. 55, 1927, S. 100.

Troer gehörte, die sich um Ilion niederließen, und der der Urphilister, der später zur Herrenschicht eines Volkes semitischer Sprache wurde.

In den Zeitabschnitt der indischen Wanderung fällt noch die Entstehung der ältesten Teile der Rigweda-Dichtung. Diese ältesten Dichtungen der Inder weisen nicht auf eine indische Umwelt, vielmehr auf die Umweltverhältnisse der Wanderungszeit. Der Schauplatz scheint in der Hauptsache Afghanistan gewesen zu sein (Brunnhofer), und die Entstehungszeit der ganzen Rigwedadichtung liegt etwa zwischen 1800 und 1200 oder zwischen 1800 und 1000, so daß also beträchtliche und wesentliche Teile in die Zeit vor Einwanderung in Nordwestindien fallen.[1]

Die erste Erwähnung der Inder oder doch eines Teils der Inder findet sich in den Inschriften von Boghaz-köi (in Kleinasien östlich Angora im Bogen des Halysflusses) in der Zeit um 1400 v. Chr. Dort werden die Inder mit dem Namen genannt, den sie anscheinend sich selbst gegeben hatten: hari, d. h. „die Blonden".[2] Hari, „der Blonde", ist auch später als Beiname für Götter und Helden überliefert. Indra, der oberste Gott, ein Gewittergott und eine echte Reckengestalt von der Artung des germanischen Thors, als Rotbärtiger geschildert wie Thor, wird meistens „der Blondhaarige" zubenannt: hari-kescha, auch hari-jaka „blond-geartet" (Rigweda 10, 96, 4), hari-schmascharu „blondbärtig" oder einfach hari „der Blonde".

Diese Bezeichnung der Inder durch die Inschriften von Boghazköi stellt ein wertvolles rassenkundliches Zeugnis dar: die Inder erschienen sich selbst oder sie erschienen kleinasiatischen Völkerschaften als „die Blonden", eine Bezeichnung, die eben einen Rassenunterschied betont, wie er hier in Kleinasien empfunden werden mußte, wo diese hellen Inder, nunmehr abgelöst von anderen hellen Indogermanenstämmen Südosteuropas, zum ersten Male auf durchaus dunkle Menschenschläge gestoßen waren, denen gegenüber sie sich ihrer Blondheit besonders bewußt werden mußten.

Die Erwähnung der Blondheit verwundert aber denjenigen nicht, der sich davon überzeugt hat, daß jedes Volk indogermanischer Sprache sich um einen Kern von Herrengeschlechtern überwiegend nordischer Rasse und mitteleuropäischer Herkunft gebildet haben

[1] Vgl. Wüst, Über das Alter des Ṛgvedas und die Hauptfragen der indischen Frühgeschichte, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. 34, 1927, S. 165 ff.

[2] Hüsing, Die Inder von Boghazköi, Festschrift für Baudoin de Courtenay, Krakau, 1921.

muß, um einen Kern nordischer Rasse, zu dem wahrscheinlich jeweils die Abkömmlinge der thüringisch-sächsischen Schnurkeramiker am meisten beigetragen haben — diese Schnurkeramiker, die aber, von der sprachwissenschaftlichen Seite gesehen, als die Schöpfer, Träger und Ausbreiter des indogermanischen Sprachstamms erscheinen.

Im Gebiete der Schnurkeramiker muß Blondheit die Regel, im Gebiete der Bandkeramiker muß Blondheit — auch vor Eindringen schnurkeramischer und megalithkeramischer Herrengeschlechter — ziemlich häufig gewesen sein, denn die Bandkeramiker sind ja durch einen Einschlag nordischer Rasse gekennzeichnet. Im Urheimatgebiete der Indoiraner ergab sich somit kein Grund zur Betonung der Blondheit; wohl aber in Vorderasien, wo die Inder auf unvermischt dunkelhaarige und dunkeläugige Menschen stießen.



Abb. 1. Der Gott Schiwa mit einem Mädchen
(Nach Coomaraswamy, Rajput Paintings)

Die Betonung der Blondheit hat sich bei den Indern wie bei anderen Völkern indogermanischer Sprache erhalten bis in die Spätzeit hinein, als der altindogermanische Bestandteil des Volkes nahezu ausgemerzt war. Kumaraswami (Coomaraswamy) bringt in seinem Werke „Rajput Paintings" (1916) eine aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammende Darstellung des Gottes Schiwa und einer Sterblichen Parwati. Der Gott hat nach Kumaraswami „eine helle Hautfarbe und goldbraunes Haar" (a white complexion and golden brown hair); Parwati ist schwarzhaarig und von bräunlicher Hautfarbe: so noch im 18. Jahrhundert die Vorstellung einer übergeschichteten hellen Rasse und einer untergeschichteten dunkeln.

Sind die in den Inschriften von Boghaz-köi erwähnten Inder, die Hari, die Gesamtheit der Inder oder stellen sie nur einen Teil des Ur-Indertums dar? — Wahrscheinlich darf man in den Boghaz-köi-Indern nur einen Teil der Inder erblicken.

Die Eroberung Indiens

Von Afghanistan her müssen immer neue Scharen der vorrückenden Inder in das Fünfstromland (Pandschab) eingedrungen sein. Von den Gebieten um den Mittellauf des Indus breiteten die Eingewanderten sich gegen Osten und Südosten aus. Wahrscheinlich ist so in den fruchtbaren Landstrichen zwischen Indus und Dschamna (englisch Jumna), einem Nebenflusse des Ganges, durch Zuwanderung immer neuer Geschlechterverbände der vorrückenden Inder und Verdrängung eines großen Teils der ureinheimischen Stämme eine Bevölkerung entstanden, die noch überwiegend durch die Eingewanderten zusammengesetzt war. Außerhalb dieses Gebietes im Nordwesten können die Inder nur eine dünne Oberschicht ausgemacht haben, eine desto dünnere, je weiter gegen Osten und Süden sie im Lauf der Jahrhunderte vordrangen.

Nach Eroberung der Landschaften um Delhi drangen die Inder in das dicht besiedelte Gangestal vor und tauchten in dessen reich entfaltete Gesittung ein. Sie überzogen als Herrenschicht schließlich ganz Hindustan, im Osten bis an die Grenze Bengalens. Später nach Eindringen in Bengalen und nach weiterem Vorrücken gegen Süden können die Nachkommen der Einwanderer nur noch eine sehr dünne Herrenschicht gebildet haben. Südlich des Narbadaflusses scheint das eigentliche Indertum, d. h. das Rassenerbe der bronzezeitlichen Einwanderer, kaum noch eingewirkt zu haben. Die eigentliche Halbinsel Vorderindiens ist also wohl von der herrschend gewordenen indogermanischen *Sprache* der Inder im Laufe der Jahrhunderte durchdrungen worden, nicht aber oder kaum noch von deren Rasse.

Die Vermengung mit Eingeborenen begann schon im Gangestal, und sie führte nach der Überschichtung der Eingewanderten schließlich auch zur Vermischung, zur Rassenkreuzung. Einzelne Familien der Eingewanderten scheinen schon in der Zeit der Eroberung aus politischen Gründen sich mit Familien der einheimischen Fürsten verschwägert zu haben, zumal die Einheimischen in einem reich entwickelten, bei ihren Herrschern wahrscheinlich glänzend erscheinenden Gesittungsstande lebten, in Staatswesen mannigfach entfalteter Art mit volkreichen befestigten Städten. Ihnen gegenüber waren die Eingewanderten noch lose zusammenhaltende Verbände von einfachen indogermanischen Bauernkriegern, die über den Zusammenhalt der Großfamilien hinaus höchstens die Zugehörigkeit zu einem Stamme empfanden, zu einem Stamme als dem Zusammenhang einiger Geschlechterverbände, die sich

zur zielbewußten Eroberung von Ackerland einem Herzoge unterstellen mochten, der eine begrenzte Macht besaß. Nicht die Zahl, die Bewaffnung oder die höher entfaltete Gesittung, nicht irgendeine staatliche Herrschaftsform haben die einzelnen Indogermanenstämme zu Herrengeschlechtern in ihren verschiedenen Endsitzen gemacht, sondern allein das ererbte Herrentum der Rasse, die Erbanlagen, die sich im ganzen Bereiche der Völker indogermanischer Sprache zu dem kennzeichnenden Adelsbauerntum der eingewanderten Indogermanen entfaltet haben.[1]

Die einwandernden Inder waren nicht viehhaltende Wanderhirten, wie man früher meistens annahm und wie heute einzelne wieder sich alle Indogermanen vorstellen möchten, sondern sie waren Ackerbauern und als solche Viehzüchter, Züchter der Rinder, die sie zur Pflugwirtschaft brauchten, und Züchter der Pferde, die sie zu bäuerlichen und kriegerischen Zwecken brauchten: auch sie kennzeichnende Vertreter des indogermanischen Bauernkriegertums. Die Einwandernden führen auf der Suche nach Ackerland ihre erzbeschlagenen Pflüge mit sich; sie säen vor allem Gerste und Hirse aus, Getreidearten mitteleuropäischer Herkunft. Schon die ältesten Rigwedateile erwähnen einen Getreideanbau, zumeist wohl der Gerste, aber auch des Weizens. Der Reisbau ist dem Rigweda noch fremd.

Die Inder der wedischen Eroberungs- und Besiedlungszeit leben in Dörfern, pflügen und säen, züchten Vieh, essen Rindfleisch, das die heutigen Hindubevölkerungen verabscheuen, ziehen in geschlossenen Dorfschaften, die aus Sippenverbänden entstanden sind, zum nächsten fruchtbaren Flußtal weiter, wenn hinter ihnen neue Einwanderer drängen; der jugendliche Bevölkerungsüberschuß dringt mit Herden und der ganzen bäuerlichen Habe, nach weiterem Ackerland suchend, erobernd weiter in die Gebiete der einheimischen Bevölkerung vor; solche Auszüge in der Art des italischen ver sacrum sind kennzeichnend für alle Indogermanen.

Die wedischen Inder kennen fast alle Metalle, unter ihnen sind Erzbearbeiter und Schmiede, auch Zimmerleute, diese Berufe aber alle auf bäuerlichem Grunde. Die Eroberer brechen mit den kennzeichnend indogermanischen Kriegswagen, bespannt mit einem kleineren, beweglichen Pferdeschlag, zur Heerfahrt auf gegen die Einheimischen, die sich hinter ihre Wallburgen zurückziehen.

Nach der Eroberung, die zu einer strafferen Zusammenfassung der Geschlechterverbände geführt hat, entsteht ein Stammes-

[1] Zum Begriffe des Adelsbauerntums vgl. auch Neckel, Altgermanische Kultur, 1925, S. 32/33.

herzogtum mit beschränkter Macht, unter dem Herzog ein Stammesheer, nach den Wohngauen der Sippen gegliedert — ganz wie bei den Hellenen der Ilias, bei den Germanen nach der Landnahme der Völkerwanderungszeit, wie mit leichten Abwandlungen bei allen Völkern indogermanischen Sprachstamms.

Der Stamm befestigt seine Dörfer; die Städte überläßt er zunächst den Eingeborenen. (Mit der Verstädterung hat für alle Indogermanen jeweils der Zerfall und die Ausmerze hochwertiger Geschlechter begonnen.) Die Eingewanderten üben zum Teil die Leichenverbrennung indogermanischer Herkunft, zum Teil die Bestattung, die sie als Sitte der Einheimischen übernehmen. Aus Indien ist die freiwillige Witwenverbrennung bekannt geworden, die vielleicht aus indogermanischen Gebräuchen abzuleiten ist.

In Hellas weisen die Erzählungen von Kapaneus und Euadne, von Protesilaos und Laodameia, von Achilleus und Polyxena darauf hin, bei den Germanen die Sage von Brünhilds selbstgewähltem Feuertode nach Siegfrieds Fall. Unter den Völkern indogermanischer Sprache ist die teils freiwillige, teils gewaltsame Witwenverbrennung bezeugt bei Skythen, Thrakern, Slawen und Germanen, undeutlich überliefert bei Hellenen (Pausanias IV, 2, 7) und nicht bezeugt bei Römern und Kelten. (Vgl. Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 14, 1929, S. 440.)

Der Rigweda schildert die Inder der Einwanderungszeit als lebens- und trinkfrohe Recken mit Zügen, wie sie auch den germanischen Recken kennzeichnen; er schildert Indra als einen Gott des Bauernkriegertums mit Zügen, die an die germanischen Sagen vom Gotte Thor erinnern. Einige Jahrhunderte nach der Landnahme der Eingewanderten ist die Verfeinerung des Recken zum Ritter eingetreten, wie ihn die Mahabharata-Dichtung schildert: nach der Ständebildung ist ein Heldentum mit Zügen einer bestimmten ständischen Prägung entstanden, vergleichbar den Aristoi der homerischen Zeit in Hellas oder den mittelalterlichen Rittern bei den abendländischen Völkern, deren Staatswesen aus der Überschichtung germanischen Adelsbauerntums über nichtgermanische Bevölkerungen hervorgegangen war.

Die wedischen Götter der indischen Frühzeit sind hoheitsvolle Gestalten, deren Haltung durch kühle Würde und gemessenen Freimut bestimmt wird, Gestalten aus der Vorstellungswelt der nordischen Rassenseele in frühindischer Ausprägung. Diese wedischen Götter heben sich in rassenseelisch bedeutsamer Weise ab von den dumpfen, finster drohenden, brünstigen Gottheiten der indischen Urbevölkerung,[1] ebenso wie in gleich bedeutsamer Weise sich die

[1] Über diesen Gegensatz vgl. Goetz, Epochen der indischen Kultur, 1929.

vaterrechtlich empfundenen olympischen Götter der eingewanderten Hellenen mitteleuropäischer Herkunft abheben von den dumpfbrünstigen Göttern aus mutterrechtlichem Empfinden, wie sie für die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands kennzeichnend waren.

Die einwandernden Inder brachten das Pferd mit sich, das Pferd, dessen Zucht und dessen Verwendung vor dem Streitwagen für alle Indogermanen bezeichnend ist. In den Inschriften von Boghaz-köi findet sich in hettitischer Sprache eine Art Anleitung zu Wagenrennen. Darin finden sich Fremdwörter zur Bezeichnung bestimmter Rennübungen, die der Sprache der Inder entnommen sind, so aika-wartana „Einzelwendung", terra-wart na „dreifache Wendung", satta-wartana „siebenfache Wendung", Wörter, die andeuten, wie ausgebildet das Rennwesen der frühen Inder war und wie lebhaft ihr Sinn für die Zucht edler Pferde.

Das Pferd ist noch um 2000 v. Chr., in Hamurapis Zeitalter, in Babylonien unbekannt gewesen.[1] Nach 2000 ist das Pferd, ein kleinerer Pferdeschlag, der nicht zum Reiten, sondern zum Ziehen der Streitwagen gebraucht wurde, mit Stämmen indogermanischer Sprache in Vorderasien eingeführt worden. Die Völker semitischer Sprache und ebenso die Völker im Umkreise des ursprünglichen Gebiets kaukasischer (alarodischer) Sprachen, von denen viele nach Eindringen erobernder Hirtenkrieger semitischer Sprache zu semitischen Mundarten übergegangen sind, sie alle kennen das Pferd ursprünglich nicht; für sie ist der Esel kennzeichnend. Als „Esel des Ostens" wird das Pferd bei seinem Auftauchen in Babylonien bezeichnet, da die Babylonier das Pferd bei den oben (S. 20) erwähnten Kassiten, diesem Indogermanenstamme des westlichen Irans, kennen gelernt hatten.

Nach dem Zeitabschnitt der Einführung des Pferdes in Babylonien und im Zeitabschnitt der Kassitenherrschaft über die ostbabylonisch-westiranischen Gebirgsländer werden „weiße", d. h. hellhäutige Sklaven aus Guti, eben einem dieser Gebirgsländer, durch eine Keilinschrift erwähnt, die Meißner, Beiträge zum altbabylonischen Privatrecht, 1893, S. 6, 18, 19 und 101, behandelt hat, eine Keilinschrift aus der Zeit des babylonischen Herrschers Ammisaduga, d. h. der Zeit um 1800(?) v. Chr. Sind diese Sklaven, wie man annehmen darf, kriegsgefangene Kassiten, so würden auch hier Pferd, Indogermanentum und ein heller Rasseneinschlag zusammenstimmen. Vgl. auch

[1] Es könnte etwa ein Jahrtausend vorher bei den nichtsemitischen Sumerern schon einmal bekannt gewesen sein; vgl. Hilzheimer, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 69, 1932, S. 140; Frhr. v. Oppenheim, Der Tell Halaf, 1931, S. 139.

Hommel, Ethnologie und Geographie des alten Orients, 1926, S. 485, Anm. 2.

Pferd und Indogermanentum gehören zusammen. Die Pferdezucht der Indogermanen bedeutet mehr als nur die Haltung eines verwendbaren Haustiers; in der Freude am edelgezüchteten Pferde spricht sich etwas vom seelischen Wesen des echten Indogermanen aus. Das zeigt sich auch darin, daß Worte für „Pferd" gerne zur Namengebung für Menschen verwendet worden sind, so bei Indoiranern, Hellenen, Kelten und Germanen.

Das Pferd der Indogermanen ist schon öfters und so eben in neueren Arbeiten über die Herkunft und Artung des ursprünglichen Indogermanentums wieder als Anzeichen eines Wanderhirtentums (Nomadentums) der Indogermanen und als Hinweis auf eine Steppenlandschaft als Entstehungsumwelt und Urheimat der Indogermanen angeführt worden: die Indogermanen seien berittene Hirtenkrieger gewesen, und ihre Eroberungszüge erklärten sich wie die Eroberungszüge anderer Wanderhirten, etwa die der Verbreiter des semitischen oder die der Verbreiter des hamitischen Sprachstamms oder wie die Eroberungszüge gewisser Hirtenkriegerstämme Innerasiens.

Tatsächlich kann die Vorliebe für das Pferd, ursprünglich sicherlich ein Steppentier, bei den bäuerlichen Indogermanen mitteleuropäischer Herkunft zunächst überraschen — wenigstens denjenigen überraschen, dessen Vorstellungen vom Bauerntum ihm das Bild unrührsamer, friedliebender, meist mutterrechtlich empfindender Pflanzer und Ackerer vermittelt haben und für den die Erscheinung des indogermanischen Bauernkriegertums, die gewiß eine vereinzelte Sondererscheinung ist, Schwierigkeiten der Zuordnung zu vorgefaßten Einteilungsbegriffen einzelner „Kulturkreislehren" bereitet. Ist der Kern des Indogermanentums aus der Auslese eines nacheiszeitlichen Waldbauerntums oder doch aus Ansätzen zu einem solchen steinzeitlichen Waldbauerntum zu erklären, so bereitet das Pferd dieser Indogermanen Schwierigkeiten für den Deuter ihrer Herkunftsverhältnisse, die bis heute noch nicht befriedigend gelöst werden konnten, Schwierigkeiten, die dadurch nur wenig vermindert werden, daß sicherlich das Pferd das jüngst erworbene unter den großen Haustieren der Indogermanen darstellt.

Als vorgeschichtliches Verbreitungsgebiet des Wildpferdes nennt Hilzheimer (Rassengeschichte der Haustiere, 1926, S. 103) Europa und Nordasien bis zur Linie Kaukasus—Pamir—Kwen-lun-Gebirge. In der Altsteinzeit Europas lassen sich zwei Wildpferdrassen unterscheiden: equus robustus, ein Ahn des schweren Kaltblüters, und equus Nehringi, ein Ponnyschlag. In der Bronzezeit tritt hinzu equus orientalis. Noch in der Steinzeit ist das Pferd zum Haustier eingezähmt (domestiziert) worden, nach Ansicht einiger Forscher zunächst nur in Europa, vor allem Nordeuropa. Die Felszeichnungen an der schwedischen Westküste, die der frühen Bronzezeit angehören,

zeigen das Pferd für diese Zeit und für diese germanische Bevölkerung — aus den Nachkommen der fälisch-nordischen Megalithkeramiker, der wahrscheinlich nordischen Streitaxtleute Jütlands und der zugewanderten Schnurkeramiker indogermanischen Sprachstammes hatte sich im Gebiete zwischen Südskandinavien und Nordwestdeutschland in der Bronzezeit das Germanentum gebildet — die Verwendung des Pferdes, und zwar eines kleinen Pferdeschlags zum Fahren und Reiten, vor allem auch die Verwendung von zwei Pferden zur Bespannung des Streitwagens[1] — dies alles bei den bäuerlichen Germanen der frühen Bronzezeit. Ein Indogermanenstamm, die Kelten, kämpften noch zur Zeit Cäsars hauptsächlich auf Streitwagen. (Mötefindt a. a. O., S. 216.)

Eine der wichtigsten Arbeiten zur Frage der Einzähmung des Pferdes, die von Flor, „Haustiere und Hirtenkulturen",[2] ergibt nun aber, daß die älteste Pferdezucht wahrscheinlich den innerasiatischen Reittierzüchtervölkern zuzuschreiben ist, den „Proto-Altaiern", wie Flor sie benennt, Stämmen Innerasiens, bei denen sich ein berittenes Wanderhirtentum herausgebildet hat — ein Wanderhirtentum vaterrechtlicher Prägung, wie man es in bestimmter Abwandlung auch den Indogermanen zuschreiben wollte. Einige Vertreter der Kulturkreisforschung wollen in den Indogermanen vorgeschichtliche Nachbarn der „Proto-Altaier" sehen, mit denen zusammen die Indogermanen einem „viehzüchterischen Kulturkreis" entstammt seien. Damit wäre die Urheimat der Indogermanen etwa nach Westasien oder in die westasiatisch-südosteuropäischen Steppenländer zu verlegen, und nach Mittel- und Westeuropa, nach Süd- und Nordeuropa wären die Indogermanen von Osten her eingewandert: zur Annahme einer solchen Wanderbewegung, der die von der Vorgeschichtsforschung festgestellten Wanderzüge in Alteuropa geradeswegs widersprechen, sind die Vertreter der Annahme von einer östlichen Herkunft der Indogermanen gezwungen.

Solchen Vermutungen über eine asiatische oder südosteuropäische Herkunft der Indogermanen entsprechend, hat man von jeher im Satem-Indogermanentum mehr das Wesen viehzüchtender Stämme erblicken wollen und nur dem Kentum-Indogermanentum Viehzucht und Ackerbau zugeschrieben — neuerdings wieder mit dem Zusatz, dieses Ackerbauerntum sei von den Kentum-Indogermanen erst in Europa von dortigen einheimischen Bevölkerungen übernommen worden. Mir scheint aber schon die Annahme einer Zweiteilung in viehzüchtende Satem-Indogermanen und viehzüchtende und ackerbauende Kentum-Indogermanen den Tatsachen der vor- und frühgeschichtlichen Gesittungen aller Völker indogermanischer Sprache zu widersprechen. Auch die Satem-Indogermanen sind ursprünglich alle Ackerbauer, Bauernkrieger, gewesen, und nur einige ihrer Stämme sind später in Gebieten,

[1] Mötefindt, Der Wagen im nordischen Kulturkreise zur vor- und frühgeschichtlichen Zeit, Festschrift für Eduard Hahn, 1917, S. 212 ff.

[2] Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte, Bd. I, 1930.

die keinerlei Ackerbau zuließen, zu Viehzüchtern und Hirtenkriegern geworden. Die Geschichte der Einwanderung der Satem-Indogermanen in Asien zeigt, daß diese Stämme, wo immer sie auf ihrer Wanderung wieder Ackerboden fanden, sogleich die ihnen angestammte Pflugwirtschaft wieder aufnahmen.

Ich sehe schon keinen zwingenden Grund zu der Vermutung, die Menghin ausgesprochen hat, es könnten die Indoiraner in ihrem vorgeschichtlichen Siedlungslande Südrußland auf „eine vorindogermanische Hirtenkriegerkultur" gestoßen sein, „der sie sich angeglichen haben, ehe ein Teil von ihnen als Inder über den Kaukasus nach Vorderasien einbrach".[1] Die Schwächung bäuerlicher Grundzüge, die sich in einigen Erscheinungen des asiatischen Indogermanentums verfolgen läßt, kann ohne Schwierigkeiten aus den Besonderheiten der Wohngebiete und der besonderen geschichtlichen Ereignisse erklärt werden, wofür in diesem Buche Beispiele gegeben werden sollen.

Was etwa im Satem-Indogermanentum oder auch im gesamten Indogermanentum sich eher aus einer Gesittung des Hirtenkriegertums als aus einer des Bauernkriegertums erklären zu lassen scheint, das wird sich wahrscheinlich aus einer Übernahme einzelner Eigenheiten eines vorgeschichtlichen Hirtenkriegertums Innerasiens durch die Indogermanen Mittel- und Südosteuropas erklären lassen, einer Übernahme nicht durch unmittelbare Berührung mit asiatischen Stämmen, sondern durch Vermittlung osteuropäischer Stämme (finnisch-ugrischen Sprachstamms und überwiegend ostbaltischer Rasse).

So kann die Pferdezucht und so können Einzelheiten der Pferdehaltung und -verwendung von Asien her durch Vermittlung osteuropäischer Stämme in Europa eingedrungen sein. Flor nimmt (S. 203) an, daß die indogermanische Urgesittung das Pferd als Haustier gewonnen habe durch Übernahme aus dem Kreise der osteuropäischen, aber bis nach Sibirien reichenden Kammkeramiker (die zur Entstehung des finnisch-ugrischen „Urvolks" beigetragen haben). Als eines der auf Europa wirkenden Übermittlungsgebiete der Pferdezucht sieht Flor die südrussische Steppe an, zu deren vorgeschichtlichen Pferdeschlägen wahrscheinlich der Schlag des Prschywalski-Pferdes beigetragen hat. Die Kammkeramiker haben das Pferd nach Flor (S. 218) aus dem „Brennpunkt der Pferdezucht" übernommen, dem Gebiete altaischer Stämme, heute etwa der Kirgisen, Turkmenen, Kumandiner und ihrer Nachbarn.

Die Frage der indogermanischen Pferdezucht soll bei Betrachtung der persischen Pferde nochmals gestreift werden.

Das Pferd der Indogermanen kann nicht als Anzeichen eines ursprünglichen Wanderhirtentums dieser Völker gedeutet werden und nicht als Hinweis auf eine Urheimat der Indogermanen in Asien oder Südosteuropa; als eines der schönsten Kennzeichen des

[1] Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, 1931, S. 558.

indogermanischen Bauernkriegertums erscheint das Pferd der Indogermanen. Es gewann bei ihnen, bei Persern, Hellenen, Römern, Germanen, Balten und Slawen, eine besondere Bedeutung als Opfertier — eine Bedeutung, die es übrigens auch bei einigen Stämmen Innerasiens gehabt hat und hat. Der Genuß von Pferdefleisch bei den Germanen leitet sich vom Pferdeopfer ab.

Ebensowenig wie das Pferd dürfen die Rinder der Indogermanen als Anzeichen eines ursprünglichen Wanderhirtentums gewertet werden, zumal nicht, nachdem Eduard Hahn dargelegt hat, daß Wanderhirtentum mit Rinderbesitz erst ermöglicht worden ist, nachdem der Ackerbauer sich für seinen Pflugbau das Rind gezüchtet hatte, das dann zum Herdenvieh von Wanderhirten wurde.[1] Die Rinder der Indogermanen gehören zur Pflugwirtschaft der Indogermanen. Ihre Züchtung hatte viel früher begonnen als die des Pferdes.

Die Inder rücken, Ackerland suchend, als bäuerliche Eroberer ein und bilden bäuerliche Herrenschichten wie alle Indogermanenvölker nach ihrer Landnahme. Gerade die Herrenschichten der Völker indogermanischer Sprache, die Nachkommen derjenigen Eroberer, die man heute wieder als Hirtenkrieger auffassen möchte, gerade sie sind im Vergleich mit den ihnen untergeschichteten Ständen jeweils durch die bäuerlichste Denkweise gekennzeichnet: so die latinischen Patrizier, die jede nichtbäuerliche Arbeit als unedel verachteten, so die Spartiaten, für die es ohne ländliches Erbgut keine Vollbürgerschaft gab, so die Germanen, bei denen das Adelsbauerntum nicht nur den Kern, sondern geradezu das Wesen des Stammes und später des Staates ausmacht. Wie der Handel den Spartiaten (nicht aber den ihm untergeschichteten Perioiken) schändete, wie er die Patrizier und noch die Geschlechter der Nobilitas schändete, so schändete — nach altindogermanischem adelsbäuerlichem Denken — Handel auch die Brahmanen, die höchste Kaste des Indertums: so nach dem Gesetzbuch des Manu (III, 51, 64, 181; VIII, 102).

Im ganzen Indogermanentum läßt sich als Vorbild und Wunschbild edlen menschlichen Daseins die Gestalt des Adelsbauern verfolgen, in ständischer Ausprägung die Gestalt des landbesitzenden Edelmanns, des landed rural gentleman. Ohne Erbhof oder Erbgut und ohne die Unabhängigkeit der Sippe in Einzelsiedlung war dem Indogermanen

---

[1] Hahn, Von der Hacke zum Pflug, 1919, besonders im Abschnitt „Viehzucht und Hirtenvölker“.

Edelingstum nicht vorstellbar. Es ist klar, daß eben für diesen Menschenschlag Erscheinungen wie Verstädterung, zentralistische Verstaatlichung und Verämterung, Auflösung des Volkes in gleichheitliche Massen, die Unterhöhlung der Macht und die Zersetzung des angestammten Geistes bedeuten mußten. Aber auch die echten Inder, die Nachkommen der bronzezeitlichen Einwanderer, sind solchem Geschick, der Verstädterung, dem Massentum, der Entartung und Ausmerze nicht entgangen.

Die Pferdezucht ihrer europäischen Urheimat konnte auf die Dauer von den Indern nicht aufrechterhalten werden. Das Pferd gedeiht im Klima Indiens nicht. Auch die europäischen Rinderschläge der Inder müssen sich nach und nach verloren haben; die Inder züchteten schließlich die in Indien einheimischen Büffel.[1]

Das Hakenkreuz, das die Inder aus ihrer südosteuropäischen Urheimat mitbrachten, wurde gerade bei ihnen zu einem gebräuchlichen Heilszeichen, so vor allem später bei den Buddhisten. Es erhielt in Europa später nach einer indischen Bezeichnung den Namen Swastika, der gebildet ist aus dem Sanskritsatze su asti „es ist gut".

Eben in der Bemalten Keramik, im Donau-Balkan-Gebiete, tritt das Hakenkreuz zum ersten Male auf, und zwar in der Steinkupferzeit; von dort dringt es mit den Indoiranern oder ihren indogermanischen Vorläufern nach Susa und Mussian (vgl. S. 19) und andererseits auch schon nach Troja, wo es schon der untersten Siedlungsschicht angehört. Allmählich verbreitet sich in der Bronzezeit das Hakenkreuz bei allen Völkern indogermanischer Sprache, vielleicht als ein Sinnbild der Sonne, während es bei Völkern semitischer Sprache nirgends auftritt; so treten Hakenkreuze in Palästina nur bei den Philistern auf, deren Gefäßbildnerei aber auch unverkennbar aus dem östlichen bandkeramischen Kreise stammt. Als Mondsinnbild wird das Hakenkreuz aufgefaßt von Richter, Das Hakenkreuz als Führer zu altgermanischer Kultur, Mannus, Bd. 23, 1931, S. 1 ff.

Nach der Landnahme wurden die Inder aus bäuerlichen Einwanderern, die in ihren ursprünglichen Dorfschaften noch keine Ständeschichtung kannten, nach und nach zu Herrengeschlechtern über unterworfenen Ureinwohnern, so wie solche Bildung von Herrenschichten bezeichnend ist für die Geschichte aller Völker indogermanischer Sprache. Dementsprechend hat sich die ursprüngliche rassische Eigenart der Indogermanen bis in die Spätzeiten in der Regel beim Adel der Völker indogermanischer Sprache am besten erhalten.

[1] Zimmer, Altindisches Leben, 1879, S. 224 ff., S. 231.

Die rassische Beschaffenheit der Inder im Zeitabschnitt der Einwanderung und der Landnahme

Die Blondheit, die den Indern durch die Inschriften von Boghaz-köi zugeschrieben wird, ist schon S. 23 erwähnt worden. Man wird eine solche Blondheit etwa in der Weise zu verstehen haben, wie Reisende aus Gebieten überwiegend dunkler Haarfarbe heute etwa von blonden Bevölkerungen Niedersachsens, Frieslands, Schottlands oder Schwedens sprechen, wobei sie also das verhältnismäßig seltenere Vorkommen dunkler Haare unbeachtet lassen. Um solche Blondheit wird es sich handeln bei den Indern von Boghaz-köi.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Inder das Fünfstromland als eine Menschengruppe stark überwiegend nordischer Rasse erreicht haben. Im Gebiete der Bemalten Keramik haben die Dunkelhaarigen vor Einbruch der Einwanderer aus Mitteleuropa wahrscheinlich überwogen, und nach diesem Einbruch wird die nordische Rasse nur einen starken Einschlag ausgemacht und nur in den führenden Geschlechtern deutlich überwogen haben. Das Bemalen der Keramik im östlichen Teile des großen bandkeramischen Gebietes ist wohl nicht nur als Anzeichen von Gesittungseinflüssen aus Vorderasien zu deuten, sondern auch in geringerem Maße als die Möglichkeit der Vermischung mit Nachbarbevölkerungen außereuropäischer Rassenherkunft.

Als reine Hari werden also die Inder das Fünfstromland nicht erreicht haben. Ihre rassischen Züge lassen sich in den geschichtlichen Berichten am besten erkennen durch den Gegensatz zu den als fremdrassig geschilderten Einheimischen.

Die Einheimischen werden anārja „Nichtarier" genannt; die Eroberer nennen sich stolz ārja „Arier", was soviel bedeutet wie „die Edlen". Auch als dāsa „Feind" werden die Nichtarier bezeichnet oder als däsju, welches Wort mehr den andersgläubigen Feind bezeichnet. Der Bedeutungswandel, den das Wort dasa im Laufe der Zeit erfahren hat, ist aufschlußreich: es bedeutete zuerst den nichtarischen Feind, der in Nordwestindien den Eindringenden in Burgen und umwallten Städten zu widerstehen versuchte, dann den Feind überhaupt, auch den arischen, und schließlich bedeutete es „Sklave", nachdem nämlich aus den unterworfenen dasa die Knechte, die Unterschicht der Inder, geworden waren.[1] Im Gesetzbuche des Manu (X, 45) findet sich später die Begriffs-

[1] Vgl. Hillebrandt, Vedische Mythologie, Bd. II, 1929, S. 243/44, 246/47.

bestimmung: „Alle, die nicht von Ariern stammen, ob sie fremde oder arische Sprache sprechen", seien dasa. So unterscheidet Manu noch recht bestimmt zwischen Abstammungs-Indern und Sprach-Indern.

Diese dasa oder anarja werden als dunkelhäutig geschildert; im Rigweda wird unterschieden zwischen „unserer Farbe" (I, 104, 2: no warnam), der Hautfarbe der arja, und der „schwarzen Haut" (I, 130, 8) oder den „schwarzen Leuten" (VI, 47, 21; VII, 5, 3). Der „dasischen Farbe" (II, 12, 4) wird die „arische Farbe" (III, 34, 9) entgegengesetzt, und arja warna, die Farbbezeichnung, wird geradezu gleichbedeutend mit der Stammesbezeichnung „Arier", dasa warna gleichbedeutend mit „Feind" oder „Nichtarier".

Die Eingeborenen heißen auch krischna warna „dunkle Farbe"; sie sind die „nasenlosen Dasju" (Rigweda V, 29, 10) oder werden „nasenlos" (anās) genannt, was auf die flachnäsige Drawidabevölkerung hinweist. Bisweilen werden Eingeborene als „rotäugig" bezeichnet, womit wohl eine dunkle Augenfarbe gemeint ist im Gegensatz zu den helleren Augenfarben der Eingewanderten. Eine Wendung wie die im Rigweda (VI, 20, 10): „die Dasju-Frauen mit schwarzem Schoße" soll vielleicht auf die Vererbung der dunklen Hautfarbe durch die dunkelhäutigen Frauen hinweisen.

Es ist bezeichnend, daß nichtarische Götter als dunkle geschildert werden, was sich auch bei den hellenischen Schilderungen vorhellenischer Gottheiten, z. B. Poseidons, gegenüber den hellen, blonden olympischen Göttern erkennen läßt. Ein indischer Gott des Zornes, übernommen von den Eingeborenen, ist „schwarz" und „rotäugig"; eine von den Nicht-ariern übernommene Göttin der Verwesung ist „schwarz". Ein Priester im Dienste einer Unholdgottheit namens Asita wird „Schwarz" zubenannt.[1]

Im ganzen ist mit dem dunklen feindlichen und dann unterworfenen Menschenschlage wohl der Drawidaschlag gekennzeichnet, der nach heutigen Untersuchungen als kleingewachsen, langköpfig, breitnäsig, sehr dunkelhäutig, dunkelhaarig und dunkeläugig erscheint.

Die Eingewanderten erscheinen nach den Berichten als helle Menschen, als Indras „weiße Freunde" (Rigweda I, 100, 18). „Mit den weißen Freunden gewinne er [Indra] Land" — so drückt sich die Eroberungslust der Inder aus.[2] „Von Tag zu Tag trieb Indra die ... schwarzen Menschen aus ihren Wohnsitzen von

[1] Negelein, Die Weltanschauungen des indogermanischen Asiens, 1924, S. 120, Anmerkung 104.

[2] Rigweda, übersetzt von Geldner, 1923, S. 117.

Ort zu Ort" (Rigweda VI, 47, 20421): so steht Indra seinen „weißen Freunden" bei. „Die Dasju schlagend, half er dem arischen Volke" (Rigweda III, 34, 9). Die Menschen dieses arischen Volkes sind „groß", „weiß", „hell" und „schönnasig". Auch die größere Länge der Nase wird betont gegenüber der breit-kurzen Nasenform der Feinde oder der unterworfenen Schicht; ebenso betont werden die längeren Arme.[1]

Dieser Rassenunterschied der indischen Frühzeit wird noch heute beim Mahāwrata-Feste der Hindubevölkerung dadurch ausgedrückt, daß dabei ein heller arja mit einem dunklen schudra kämpft, also mit einem Vertreter der untersten Volksschicht.[2]

Aus diesen geschichtlichen Schilderungen wird der Rassenunterschied zwischen Einheimischen und Eingewanderten deutlich, ohne daß man sagen könnte, die rassische Eigenart der Eingewanderten sei genauer beschrieben als durch den — im Vergleich mit dem Rassenbilde der Einheimischen — höheren Wuchs, die hellere Hautfarbe, die schmälere und längere Nase und — minder deutlich ausgedrückt — die helleren Augen.

Durch eine solche Schilderung könnte aber auch der Rassenunterschied beschrieben werden zwischen heutigen helleren und größeren Nordwestindern und möglichst unvermischten heutigen Drawidastämmen. Daß die Helligkeit der Eingewanderten wenigstens zum Teil Blondheit und Helläugigkeit der nordischen Rasse war, geht für diesen Zeitabschnitt aus den Schilderungen von blonden Göttern hervor, deren leibliche Züge — wie sich bei anderen Völkern indogermanischer Sprache, besonders den Hellenen, zeigt[3] — immer Ebenbilder der Leiblichkeit der vornehmen Geschlechter darstellen. Die Blondheit und Rotbärtigkeit Indras ist S. 23 erwähnt worden; an einer Stelle wird Indras Bartfarbe mit der des Tigerhaars verglichen.[4] Nach v. Schroeder[5] werden auch der Feuergott Agni und der Sonnengott Surja gold- oder blondhaarig genannt, im Mahabharata auch die Götter Wischnu und Schiwa. Auch der Gott Sawitar wird als Blonder geschildert. Solche Schilderungen lassen, wie oben ausgeführt, einen Rückschluß zu auf die Blondheit der führenden Geschlechter der wedischen Zeit. An einer Stelle im Kansitaki Brahmanam (25, 10)[6] wird eine gottesdienst-

[1] Negelein, a. a. O.

[2] Oldenberg, Religion des Veda, 1917, S. 85, S. 443.

[3] Vgl. Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1929.

[4] Zimmer, Altindisches Leben, 1879, S. 266.

[5] v. Schroeder, Arische Religion, Bd. I, 1914, S. 180.

[6] Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 33, 1901, S. 53.

liche Vorschrift überliefert: „Der eine Hauptpriester muß weiß sein und dunkle Augen haben"; die Hellhäutigen hatten also zumeist auch helle Augen. — Uschas, die Morgenröte, wird in einem Gedicht so beschrieben, daß man sie wie die „rosenfingrige Eos" der Hellenen oder die als blond geschilderte Aurora der Römer (vgl. S. 15) sehr wohl als eine nordische Mädchengestalt auffassen kann. Ihre Brust wird wegen der Helligkeit der Haut einem „weißen Schwan" verglichen.[1]

Die frühindische Dichtkunst und Bildende Kunst wendet demgegenüber zur Schilderung von Unholden, von bösartigen und feindlichen Wesen, die leiblichen Züge der Urbevölkerung an, die der anārja. Die Schrift Kathasaritsagara (20, 117 ff.) beschreibt eine alte Hexe und nennt dabei deren zusammengewachsene Brauen, einen Zug, der innerhalb der vorderasiatischen Rasse häufig ist,[2] ferner deren niedrige und platte Nase und vorstehende Zähne (Prognathie, Prodentie?), deren dicken Bauch und breite Füße.[3] Als Anzeichen einer Abneigung mancher Inder gegen die nach Indien reichende und heute in Indien ziemlich stark vertretene vorderasiatische Rasse könnte man auch ein von Nikostratos überliefertes indisches Sprichwort anführen: „Wessen Augenbrauen zusammenlaufen, der ist böse.[4]

Die frühindische Rastengesetzgebung und Erbgesundheitspflege

Die Eingewanderten haben einen Versuch zum Schutz ihrer Artung unternommen: die Rastengesetzgebung. Ursprünglich gab es nur zwei Schichten, die arja und die anarja, die zwei „Farben" (warna), die geschildert worden sind. Im Zeitabschnitt der Entstehung des Rigwedas, also etwa zwischen 1800 und 1000, gab es keine Rasten, sondern nur diese zwei Rassenschichten. Die ältesten Teile des Rigwedas kennen auch noch kein Verbot der Ehe mit nichtarischen Menschen, was sich einfach daraus erklärt, daß die Urinder noch nicht zur Herrenschicht über einer rassenfremden Bevölkerung geworden waren.[5] Innerhalb der eingewanderten in-

---

[1] Goetz, Epochen der indischen Kultur, 1929, S. 36.

[2] Über die leibliche und seelische Beschaffenheit der vorderasiatischen Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930; Günther, Rassenkunde Europas, 1929; über die seelische Beschaffenheit vgl. Clauß, Rasse und Seele, 3. Aufl. 1933.

[3] Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. 22, 1912, S. 132.

[4] Das findet sich erwähnt bei Stobaios, De nuptiis, Eccl. Serm. 68.

[5] Vgl. Dutt, Origin and Growth of Caste in India, Bd. I, 1931.

dischen Stämme kam es zunächst nur zu einer gewissen Scheidung in Stände oder Ansätze dazu: in den Stand der Brahmanen (der Priester), der Kschatrijas (der Ritter und Gutsherren) und der Waischjas (der Bauern, Kaufleute und Gewerbetreibenden), und unterhalb dieser drei arischen Stände entstand nach Landnahme ein vierter Stand, der Stand der Nichtarier, der Schudra. Das Gesetzbuch des Manu kennt noch die verschiedene Herkunft der drei arischen „Kasten" (wie es diese Stände auffaßt) einerseits und der nichtarischen Schudrakaste. Es spricht (X, 3) von den „zweimal geborenen" Schichten, den Brahmanen, Kschatrija und Waischja, und der „einmal geborenen" Unterschicht, den Schudra. Ursprünglich glaubten auch die eingewanderten Inder, die Götter sprächen nur zu den arja, nicht zu den schudra.[1] Diese vier Stände hatten sich herausgebildet gegen Ende der Rigwedazeit, also etwa gegen Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends. Erst in diesem Zeitabschnitt ist aus den Brahmanenfamilien ein Berufsstand geworden, ein Berufsstand, noch nicht aber eine Kaste. Noch in späterer wedischer Zeit hatte auch ein Kschatrija oder Waischja alle wedischen gottesdienstlichen Gebräuche vollziehen dürfen, wie eben das ursprüngliche Indogermanentum das Priestertum des Hausvaters, des pater familias, kennt, nicht aber ein Berufs- und Standespriestertum.[2]

Erst 3—400 Jahre nach Abschluß des Rigwedas, im Zeitalter der Brahmanas, dieser priesterlichen Zusätze und Auslegungen des Weda-Brauchtums (Rituals), werden Kasten erwähnt. Sie sind aber nicht aus den Berufsständen entstanden und somit nicht eine bloß staatsrechtliche Erscheinung, sondern dem Kastenwesen haftet von Anfang an etwas Geheiligtes an, etwas vom Niederschlag einer göttlichen Ordnung der Abstammungen und Zeugungen auf das staatliche und staatsbürgerliche Leben. Die Bezeichnung warna „Farbe", mit der ursprünglich nur die Vorstellung zweier Farben, der „arischen" und der „nichtarischen", verbunden war, erhält jetzt, im Zeitalter der Brahmanas, die Bedeutung „Kaste", und jetzt kann man von mehr als zwei „Farben" sprechen und von gemischten „Farben" (= Kasten). Daneben wird für „Kaste" auch das Wort dschati gebraucht, und schließlich finden sich Kastenabgrenzungen mit einer Reihe von Zwischenstufen zwischen „hellen" und „dunklen" Indern: Anzeichen also der Kreuzungen, die inzwischen eingesetzt haben zwischen arja und anārja

---

[1] Weber, Indische Studien, Bd. 10, 1868, S. 11.

[2] Vgl. Muir, Original Sanscrit Texts on the Origin and the History of the People of Jndia, 1872, S. 245, 263.

und zwischen den Mischlingen dieser beiden Schichten und wieder zwischen diesen Mischlingen und „reinen" Ariern oder „reinen" Nichtariern. Inzwischen ist eben der dasa aus dem Feinde der Knecht geworden (vgl. S. 34), und inzwischen hat das Wort dasi „Eingeborenenweib" die Bedeutung „Magd" und „Beischläferin" erhalten, was einen Schluß zuläßt auf die Rassenkreuzungen, die nun begonnen hatten und zum Entstehen einer Reihe von Zwischenkasten zwischen „Hell" und „Dunkel" beitrugen.

Die Kastengesetzgebung war der Versuch der Herrenschicht, die Gefahren dieser Kreuzungen und die mit dem zahlreichen Mischlingstum sich erhebenden Gefahren von der Herrenschicht fernzuhalten. Diese Gesetzgebung ist daher zu vergleichen mit der gesetzlichen Rassenschranke, die in Sparta zwischen Spartiaten einerseits und Perioiken und Heiloten andererseits errichtet war, oder mit der Rassenschranke, die vom latinischen Patriziat gegen die Plebs in Rom, die Nachkommen der voritalischen Bevölkerung, errichtet wurde, oder auch mit der Rassenschranke, die bei den Germanen zwischen den Freien und den Unfreien errichtet war und die erst durch christliche Einflüsse beseitigt wurde. So war die indische Kastengesetzgebung ursprünglich der Versuch eines Rassenschutzes der Herrenschicht, vergleichbar der ursprünglich sinnvollen, weil rassisch und erbgesundheitlich gedachten Forderung der „Ebenburt" bei den abendländischen Herrenschichten; dann wurde diese indische Kastengesetzgebung im Laufe der Jahrhunderte zu einer rassisch immer sinnloser werdenden Ständeeinteilung — geradeso wie auch im Abendlande aus der rassisch sinnvollen „Ebenburt" eine rassisch sinnlos werdende, bloß noch ständische Ebenburt wurde. Was als Rassengrenze sinnvoll war, wurde als Standesgrenze sinnlos. Es ist aber auch im heutigen Indien erkennbar, daß der Kastengesetzgebung eine Rassengesetzgebung ursprünglich zugrunde lag; auch heute noch gilt im allgemeinen, daß eine Menschengruppe durchschnittlich um so heller ist, je höherer Kaste sie zugehört. Der sehr helle nordrassische Ernst Haeckel wurde auf seiner Indienreise befragt, welcher ungemein hohen Kaste er wohl angehöre.

Es ist rassengeschichtlich bezeichnend, daß eine abgrenzende Ständeschichtung mit Bildung eines Kriegeradels sich von Bengalen her über das alte Indien ausbreitet — aus dem Gebiete also, wo die Nachkommen der eingewanderten Inder nur als eine sehr dünne Herrenschicht geboten. Auch das mittelalterliche Rittertum als eine Standesbildung geht von Spanien aus, wo als dünne Herrenschicht die Nachkommen der germanischen Goten und Swe-

ben herrschten, und griff über Frankreich, wo eine zahlreiche nichtfränkische Unterschicht von Nachkommen fränkischer Adelsbauern, den französischen Baronen des Mittelalters, beherrscht wurde, auf Flandern und Deutschland über, auf Länder, in denen eine solche Standesbildung weniger Grund und Sinn hatte, weil die Bauern zum großen Teil ebenfalls Nachkommen der germanischen Freien waren.

Von Bengalen aus bildete sich ein Schwertadel, ein Rittertum, aus: die Zeit des wedischen Reckentums ist vorüber. Das Rittertum der Radschanjahs (der Edelingssöhne) oder Kschatrijas entstand und setzte sich als Schwertadel über die Waischjas, die Bauern, Kaufleute und Gewerbetreibenden, die sich nun in zunehmender Zahl in den Städten sammeln, die von den frühen Indern (wie immer von den noch ursprünglichen Indogermanen) gemieden worden waren.

Das Brahmanentum als eine Schicht von Geistlichen erhebt sich schließlich über Waischja und Kschatrija und versucht dann, sich als höchste Kaste besonders „rassenrein" zu bewahren. Dieses Hinauswachsen des Brahmanentums über die anderen Stände und später Kasten ist als Anzeichen des Schwindens altindogermanischen Geistes zu werten. Die Brahmanen waren zuerst die hervorragenden Sänger und Priester der Stammesherzöge — womit schon eine Entwicklung angezeigt ist, die vom ursprünglichen Priestertum des indogermanischen Hausvaters (vgl. S. 38), vom indogermanischen „Allgemeinen Priestertum", hinweggeleitet hat. Dann wurden sie zu Ratgebern der Fürsten, und schließlich — nach weiterer Stärkung des nichtindogermanischen Gedankens eines vom Volke abgehobenen Priestertums — durch ihr Ansehen als Geistliche die Ersten in Indien, hinausgehoben über Fürsten und Adel. Der Adel wehrte sich jahrhundertelang gegen diese Entwicklung einer Priesterherrschaft der Brahmanen, vielleicht aus einem unbewußt wirksamen „arischen" Empfinden für die Artfremdheit dieser Entwicklung.

Der Gedanke eines so vom Volke abgehobenen Priestertums ist innerhalb der Völker indogermanischer Sprache immer durch Einflüsse morgenländischen Geistes — in diesem Falle hauptsächlich des Geistes der vorderasiatischen Rasse — entstanden. Das gilt für das alte Indien wie für die Bildung des Magiertums im alten Medien und Persien, und man könnte allein schon aus der Bildung des Druidentums bei den Kelten, auch abgesehen vom Inhalt druidischer Lehren, auf eine begonnene rassische Durchfremdung der Kelten schließen.

Die besondere Heraushebung des Brahmanentums hat aber einen bis heute nachwirkenden Rassenschutz des Brahmanentums

bewirkt, das sich nun durch besonders strenge Kasten- und Ehegesetze gegen das Eindringen „nichtarischen" Blutes zu wehren versuchte. Im altindischen Schrifttum findet sich eine Schilderung von der rassischen Eigenart des Brahmanentums: „Der Brahmane ist von weißer Farbe, der Kschatrija von roter, der Waischja von gelber, der Schudra von schwarzer."[1]

Diese Farbenbezeichnungen entsprechen auch dem indischen Hang zu formelhaften Einteilungen und sind nicht so wörtlich zu nehmen; sie zeigen aber jedenfalls eine größere Helligkeit bei den Brahmanen an. Der Kern des indischen Brahmanentums ist heute noch durch merklich hellere Hautfarbe gekennzeichnet gegenüber den durchschnittlich dunkleren Farben der übrigen Kasten. Aber auch bei den Radschputen (einer Kaste in der Landschaft Radschputana), die zum Teil Nachkommen des alten indischen Kschatrija-adels sein sollen — Radsch-putra heißt „Königssohn" —, ist die hellere Hautfarbe, und zwar gerade eine rötlich-helle Hautfarbe, die durch die obengenannte Stelle aus dem alten Schrifttum bezeichnet sein würde, noch heute deutlich zu erkennen. Bei solchen Kasten und Gruppen, also nur bei sehr geringen Teilen der heutigen Bevölkerung Indiens — Brahmanen und Radschputen zusammen mögen heute etwa 2—3 v. H. der Bevölkerung ausmachen —, darf man Reste, Resteinschläge, des arischen Indertums der indischen Frühzeit suchen.

Die Kastengesetzgebung wurde als Rassenschutz dadurch beeinträchtigt und schließlich sinnlos, daß sie das Aufheiraten von Frauen aus der nächstniedrigen Kaste in die höhere zuließ. Bei der bäuerlich-kriegerischen Ausbreitung des arischen Indertums muß immer nach gesondertem Vordringen der jungen Mannschaft mit rasch fördernden Streitwagen eine Nachfrage nach Frauen entstanden sein, die sich der Töchter der unterworfenen dunklen Einheimischen bemächtigte. Auf solche Weise verdunkelte in zunehmendem Maße das arische Indertum sich selbst und entfremdete sich selbst dem Geiste seiner Vorväter. Durch Aufnahme nichtarischen Blutes wurde so im Lauf der Jahrhunderte aus dem Indertum das Hindutum, aus indischem Geiste der Hindugeist, der vom Indogermanentum schließlich nur noch etwas Übertragbares, die Sprache, bewahrte.

---

[1] Muir, Original Sanskrit Texts, Bd. I, 1872, S. 140; vgl. auch Weber, Über die Vajrasuci (Demantnadel) des Açvagoscha, Abhandlungen der Berliner Akademie, 1859, S. 214; Weber, Indische Studien, Bd. 10, 1868, S. 10; Mahabharata, Shantiparvan 6934/44.

Indogermanisches Wesen, Züge der nordischen Rassenseele, spiegeln sich noch deutlich im Reckentum des Rigwedas, auch noch im Rittertum der Mahabharata-Dichtung. Über allem waltet da der Sinn für die Kriegerehre; am Weibe wird am meisten geschätzt Treue und Keuschheit, Stolz und zurückhaltende Vornehmheit — die gleichen Werte also für Mann und Weib wie bei Homer, bei den Spartiaten, den römischen Patriziern, den germanischen Freien. Die Stellung der altindischen Frau ist noch frei wie bei allen Indogermanen: die Mädchen wählen sich selbst den Gatten aus den um sie werbenden Jünglingen der edlen Geschlechter. Noch finden sich nicht die Kinderehen des Hindutums und noch nicht dessen Verehelichung der Mädchen gegen deren Willen. Auch die großen Buhlerinnen der Buddhazeit oder die sittenlosen Prunkdamen der Guptazeit (319—470), diese Erscheinungen des sich zersetzenden Indertums, sind dem frühen Indertum noch fremd.[1]

Echt indogermanisch ist die Vorliebe für den Zweikampf einander feindlicher Heerführer vor ihren Heeren: es kam ja bald auch zu Kriegen der einzelnen indischen Stämme gegeneinander, in denen das Indertum sich gegenseitig ausmerzte.

Der Einzelkampf der beiden Heerführer zwischen zwei Heeren, „daß alle Welt es sehe", wie es in altindischen Berichten heißt (Hopkins, The Social and Military Position of the Ruling Caste in Ancient India, Journal of the American Oriental Society, Bd. XIII, 1889, S. 221), kehrt auch bei den Persern wieder. Die persische Sage vom Zweikampf zwischen Vater und Sohn (Rostem und Sohrab) entspricht der germanischen Sage vom Zweikampf zwischen Hiltibrant und seinem Sohne Hadubrant, die zwischen beiden Heeren („untar heriun twêm") kämpfen. Die römische Sage (Livius I, 24) berichtet vom Zweikampf der Horatier gegen die Curiatier, von denen die einen für Rom, die anderen für Alba longa streiten. Die Römer tragen ihre Kämpfe gegen die Kelten in Oberitalien gerne als Zweikämpfe aus — bei beiden Völkern indogermanischer Sprache also die gleiche Sitte. Die Ilias der Hellenen wie das Nibelungenlied der Deutschen stellen die geschilderten Kämpfe als eine Reihe von Führerzweikämpfen dar. Die indogermanische Vorliebe für den Führerzweikampf hat sich auch bei den Philistern erhalten, deren Herrenschicht donauländisch-indogermanischer Herkunft war: der „Riese" Goliath tritt zum Zweikampf vor; die israelitischen Feinde verstehen aber diese indogermanische Sitte nicht, und so fällt Goliath durch einen von ferne geschleuderten Stein.

Für ein arisches Mädchen der indischen Frühzeit war es keine Schande, wenn es — was wohl hin und wieder einem Mädchen

---

[1] Goetz, Epochen der indischen Kultur, 1929, S. 62.

geschah — ein Kind bekam von einem fahrenden Ritter bekannten edlen Geschlechts: dieses Kind war ja beiderseitig von edler Herkunft und erfuhr keine Zurücksetzung. Das erinnert an die germanische Unterscheidung zwischen Bastard und Kebskind, die rechtliche Unterscheidung zwischen dem unehelichen Kinde bekannter edler Abstammung und dem unehelichen Kinde von unfreier Mutter oder von unbekanntem Vater. Erst die christliche Kirche, der auch hierin das lebensgesetzliche (biologische) Denken des Indogermanentums fremd und anstößig war, setzte die ständerechtliche Benachteiligung des Bastards durch, fragte also nicht mehr nach der Abstammung, sondern nach Vollzug oder Fehlen einer priesterlichen Weihe der Verbindung zwischen den Erzeugern.[1]

Wie bei allen Indogermanen waren bei den Indern der Frühzeit Junggesellen und ledige Weibliche verachtet; viele Nachkommen zu haben, bedeutete ein Glück, Kinderlosigkeit ein Unglück. „Nicht gehört einem Sohnlosen die Welt" und „Gelebt hat eine Frau, wenn sie mit ihrem Gatten die Glaubenspflichten geübt, das Zusammensein genossen und von ihm Kinder bekommen hat"[2] — so lauten frühindische Lebensgebote. Auch bei den Indern findet sich die indogermanische Sitte des Zeugungshelfers: war ein Mann nicht zeugungsfähig, so konnte ein gesunder Mann, möglichst ein Verwandter, für ihn ein Kind zeugen; die Absicht war, der Familie den „echten Erben" zu sichern. Dieser Gebrauch ist bei den Hauptvölkern indogermanischer Sprache bezeugt und wird noch von Luther in seiner Schrift „Vom ehelichen Leben" (1552) erwogen. Bei den Indern ist er erwiesen durch das Gesetzbuch des Manu (IX, 59 und 145) und durch Jadschn (Yajn I, 68, 29).[3]

So gab es bei den Indern nicht nur den Rassenschutz der Kastengesetzgebung, sondern auch wie bei allen Indogermanen eine ausgebildete Erbgesundheitspflege (Eugenik). Im Gesetzbuch des Manu, das etwa aus dem Zeitraum der ersten fünf Jahrhunderte unserer Zeitrechnung stammen mag, haben sich, zum Teil mißverstanden, viel ältere Vorschriften zur Erbgesundheitspflege erhalten. Die als altindogermanisch zu erschließende Vorstellung von einer göttlichen Ordnung der Zeugungen läßt sich in Nachwirkungen noch bei Manu finden: „Das Königreich, in dem ungeordnete

[1] Vgl. Frhr. v. Minnigerode, Ebenburt und Echtheit, 1912.

[2] Negelein, Die Weltanschauungen des indogermanischen Asiens, 1924, S. 154/55; vgl. auch die Bhagavadgîtâ, herausgegeben von Garbe, 1921, S. 152.

[3] Vgl. hierzu Bernhöft, Staat und Recht, 1882, S. 251, und Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. III, 1882, S. 394/95.

Zeugungen vorkommen, geht mit seinen Einwohnern rasch zugrunde“ (X, 61). Zur Zeit der Abfassung von „Manus Gesetzbuch“ waren jedoch trotz Kastengesetzgebung schon genug „ungeordnete Zeugungen“ vorgekommen. In den Gesetzen zur Kastenordnung (Manu X, 6—56) ist aber die Herkunft dieser Kastenordnung aus einer Rassenschutzgesetzgebung noch deutlich zu spüren; die Herkunft aus ursprünglich deutlicheren rassenmäßigen Vorstellungen ist auch noch zu erkennen in Vorstellungen über die Eigenheiten, wodurch Nichtarier und Arier an ihren Handlungen zu erkennen sein sollten (X, 73).

Das Gesetzbuch des Manu ordnet an, daß ein Mann seine Tochter zur rechten Zeit heiraten lassen solle (IX, 4); es ordnet an, wen man heiraten solle, wen nicht; bestimmt, daß Ehen mit Mißgeschaffenen als ungültig erklärt werden können. Das Gesetzbuch rät, die Heirat in Familien zu meiden, die keine männlichen Nachkommen haben, auch die Heirat in solche, die starke Körperbehaarung zeigen, also ein Merkmal der vorderasiatischen Rasse, oder in solche, die zu verschiedenen Krankheiten neigen. Der Inder solle auf den Gang des zur Braut zu wählenden Mädchens achten, auf den Wuchs des Kopfhaares, auf die Beschaffenheit der Zähne und andere Anzeichen der Leibesverfassung und des seelischen Wesens.

Wie der deutsche Sachsenspiegel und die Gesetze anderer Indogermanenvölker, so bestimmt auch Manus Gesetzbuch (IX, 201), daß geistesschwache Menschen nicht erben können. Wie bei den Germanen das Kind aus der geschlechtlichen Verbindung eines Freien mit einer Unfreien der „ärgeren Hand“ folgt, d. h. dem unfreien Stande der Mutter, wie in Rom das Kind eines Patriziers mit einem plebejischen Mädchen der pars deterior folgt, so verbleiben auch in Indien Kinder aus der Verbindung eines Ariers mit einem Schudraweibe in der Schudrakaste. Heiratet aber ein Arier ein Schudramädchen, so wird er aus seiner Kaste ausgestoßen (Manu III, 13).

Diese Abneigung gegen Mischehen und dieses Mißtrauen gegenüber dem Kastenmischling scheinen aus Erfahrungen mit dem Mischlingstum hervorgegangen zu sein. Das 10. Buch in Manus Gesetzeswerk schildert eine Anzahl solcher Kreuzungsergebnisse in verschiedenen Mischlingsgestalten, so z. B. die Gestalt eines Ugra: „Von einem Kschatrija und der Tochter eines Schudra entspringt ein Wesen, Ugra genannt, das sowohl einem Kschatrija wie einem Schudra ähnelt, wild in seinem Auftreten und in Grausamkeit schwelgend.“

Die Kastenordnung erscheint bei Manu in größter Strenge. Doch ist ja, was auch im heutigen Indien uns noch als ungerecht erscheinen mag, für den gläubigen Hindu gemildert durch den — vielleicht von der vorindogermanischen Bevölkerung stammenden, von den Ariern gedanklich hoch erhobenen — Gedanken der Seelenwanderung; ein tugendhafter Schudra kann als Waischja wieder geboren werden, ein tugendhafter Waischja als Kschatrija, ein tugendhafter Kschatrija als Brahmane.

Die Kastenordnung mochte aber noch so streng gewahrt werden, auf die Dauer war die Vermischung von ārja und anarja nicht zu verhindern, gerade weil die Kastenordnung ihren rassischen Sinn verlor und einen bloß ständischen Sinn erhielt, und ferner weil ja durch eine ganze Stufenleiter von Kasten schließlich ein gleitender Übergang der Kreuzungsformen ineinander sich ergeben hatte, demgegenüber sich ein deutlicheres Empfinden für Rassenunterschiede bei der großen Menge nicht mehr entfalten konnte. Die Kreuzungsgefahr ist um so geringer, je deutlicher rassisch geschieden zwei Menschengruppen einander gegenüberstehen.

Die Rassenkreuzung wurde durch die Kastenordnung auf gewisse Bahnen eingedämmt und so verlangsamt, aber auf die Dauer nicht verhindert. Aber auch die Kastenmischung blieb nicht aus, obschon die Kastenmischlinge, z. B. die Tschandala, verachtet waren. Ursprünglich galt als Tschandala das Kind eines Schudramannes mit einer Brahmanentochter, das Kind also einer Verbindung, gegen die das Brahmanentum um seiner Geltung willen den größten Abscheu bekunden mußte. Solche Tschandala wurden aus den Ansiedlungen ausgestoßen; sie mußten außerhalb der Gemeinschaft der anderen Kasten leben und jede Berührung mit anderen Menschen meiden.

Die mannigfachen und zahlreichen Kreuzungen mußten einen Staat wie den der arischen Inder, gerade weil dieser Staat aus der Artung der arja aufgebaut worden war und so zu seiner Erhaltung auf diese Artung auch wesentlich angewiesen war, von unten herauf aushöhlen. Immer mehr verwandeln sich die Züge der altindischen Gesittung und nehmen immer mehr das Gepräge des Hindutums an. Vom dicht besiedelten Gangestal aus verbreitet dieses abgewandelte Indertum, das Hindutum, die brahmanisch-hinduische Gesittung: eine reich entfaltete Gesittung, in der sich Arisch-Indisches mit Ureinheimischem, Vorindogermanischem, mischt und verschlingt, wobei das Ureinheimische in üppigem Wachstum immer mehr das Arisch-Indische durchbricht und überwuchert.

Der Zerfall des arischen Indertums

Der Zusammenbruch des arisch-indischen Wesens vollzieht sich etwa unter den Nachfolgern des großen Herrschers Aschoka (263—226), in den zwei Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung. Die staatliche Schwäche des Indertums hatte schon der Einfall der Makedonen unter Alexandros dem Großen und dessen Eroberung der Indusgebiete verraten, d. h. die Ereignisse der Jahre 326 und 325 v. Chr. Indien war damals in eine Anzahl einander bekriegender Fürstentümer zerfallen, in deren Heeren wieder eine Ausmerze des arischen Indertums vor sich gegangen sein muß. Dem großen Tschandragupta war es um 315 v. Chr. nach Rückzug der Makedonen doch noch einmal gelungen, ein indisches Großreich zu errichten, das vom Himalaja bis zum Dekkan und von Afghanistan bis nach Bengalen reichte. Tschandragupta, ein Emporkömmling, von den Hellenen Sandrokottos genannt, wurde zum Begründer des Maurja-Herrscherhauses. Sein Sohn war Aschoka, von dem oben die Rede war, der gleiche Aschoka, der zum Beschützer des Buddhismus wurde.

Unter den Nachfolgern Aschokas brach der wiedererstarkte Staat altindischer Prägung zusammen: im Süden brachen Empörungen aus, von Persien und Afghanistan her, und andererseits von Mittelasien her fielen kriegerische Scharen von Fremdlingen ein, darunter auch Erobererscharen, denen ein Einschlag nordischer Rasse eigen war und die im weiteren Verlauf zu betrachten sein werden. Eben diese Eroberer nordischer Rassenherkunft gaben dem ins Hindutum versinkenden Indien neue Herrengeschlechter. Von Osten her, aus den tibetisch-birmanischen Gebieten, sickerte, vertreten durch friedliche Einwanderer, immer mehr der Menschenschlag der innerasiatischen Rasse ein.

In den Jahrhunderten nach Beginn unserer Zeitrechnung gab es in Indien kein Indertum mehr, oder dieses trat nur noch in vereinzelten Erscheinungen hervor; beherrschend blieb in Indien nun das Hindutum.

Was in diesen Jahrhunderten als sog. indische Mystik aufkam, ist weniger eine Abwandlung der freimütigen, heldischen, mehr diesseitigen Frömmigkeit der Altinder als vielmehr eine gewisse Veredelung des Zauberglaubens der Drawidastämme: das zeigt an verschiedenen Beispielen Goetz in seinen „Epochen der indischen Kultur" (1929). Aus einem naturverbundenen Götterglauben, aus dem ohne Schwierigkeiten Lehren hervorgehen konnten, die einerseits sich einem Eingottglauben (Monotheismus), andererseits sich

einer Allvergöttlichung (Pantheismus) nähern konnten, wurde beim Zerfall des Indertums in das Hindutum ein die menschliche Seele fesselnder und sie belastender Glauben an allerhand Geisterwesen (Animismus). Aus den durch Großherzigkeit und kraftvolle Schönheit gekennzeichneten lichten Heldengöttern, die der arische Inder immer in einem Alter von 25 Jahren erblickte[1], werden, teils unter gleichen Namen, unheimliche Mächte oder düster brünstige Geister. So versinkt besonders die Gestalt Schiwas, die eines indischen Gottes, im Hindutum. Der Zauber beginnt die Gebilde arisch-indischer Frömmigkeit zu überwachsen. Das Opfern wird zu einer starren Lehre, die Sprache der frühen Inder, uns schriftlich als Sanskrit übermittelt, wird eine tote und zum Formelhaften umgeprägte Priestersprache, während die Mundarten der Einzelstämme sich unter dem Einfluß des Sprachgeistes der nichtarischen Unterschichten nach verschiedenen Seiten vom Altindischen entfernen und entfremden. In den Inschriften des Königs Aschoka erscheint zum ersten Male die alte Sprache, Sanskrit, auch im amtlichen Gebrauche abgewandelt zum Prakrit.

Die überlieferten geistigen Vorstellungen ändern sich unmerklich, aber im Verlauf der Jahrhunderte doch deutlich. So war das, was als Joga später in einer (für indogermanisches Empfinden) unfreien Lehrhaftigkeit sich entfaltet, ursprünglich ein Ausdruck der kennzeichnenden Fassung und Besonnenheit, Selbstzucht und Gemessenheit der das Indogermanentum ursprünglich bestimmenden nordischen Rassenseele; ein Zug, der sich immer wieder in den Frühzeiten und Mittelaltern der Völker indogermanischer Sprache durchgesetzt hat, so daß man schließen darf, es handle sich hier um einen der kennzeichnendsten geschichtlichen Werte des Indogermanentums nordrassischer Herkunft. Das indische Joga, d. h. Anspannung, dem Worte nach zu lat. jugum gehörend, erscheint bei den Angelsachsen als der Wert self-control und ist bei den Hellenen als enkrateia und sophrosyne und noch in stoischer Ausprägung als apatheia hervorgetreten, bei den Römern als die echt römische temperantia und disciplina, die sich noch im spätrömisch-stoischen nil admirari zu erkennen gibt; der gleiche Wert, in ständischer Ausprägung, tritt im mittelalterlichen Rittertum als mesura, in deutscher Sprache als diu mâsze hervor; von dem als nordisch geschilderten Helden der spanischen Heldensage, von dem blonden Cid Campeador, wird geschildert, daß er „so gemessen" (tan mesura-

---

[1] Negelein, Die Weltanschauungen des indogermanischen Asiens, 1924, S. 120, Anm. 104.

do) aufgetreten sei. Der nordrassische Zug der Selbstzucht, Zurückhaltung und kühlen Gemessenheit erscheint in den (entnordeten) Spätzeiten einiger indogermanischer Völker umgewandelt, nahezu umgefälscht zum Gedanken einer Abtötung der Sinne, dem Gedanken der Askese. Der echte Indogermane war lebensbejahend; mit dem Jogagedanken des alten Indertums, dessen Wurzel der nordrassische Wert der Zurückhaltung und Selbstzucht ist, verband sich anscheinend durch Einfluß vorindogermanischen Geistes die Vorstellung, der Mensch könne durch Übungen, geradezu Leibesübungen der Willenszucht in sich übermenschliche Geistesstärke entwickeln.[1] Dieser vorindogermanische Geist erregten Hinausdrängens aus den leiblichen Schranken wurde vom arischen Indertum in nordischer Weise gezügelt zu einem „edlen, ruhigen Auflösen der Knoten, welche des Erdendaseins Schicksal ... geknüpft“ (Hauer, S. 202); aber auch diese Ausgestaltung des Gedankens der Selbstzucht blieb zunächst noch dem das Leben bejahenden und die Sinne ehrenden Geiste des ursprünglichen Indogermanentums verbunden.

Erst später wurde die Jogalehre von besonderen Jogagemeinden umgebildet zu einer Lehre der Sinnenabtötung, einer Lehre, die am ehesten dem Geiste der vorderasiatischen Rasse zuzuschreiben ist.[2] In ganz Vorderasien und Ägypten regen sich in Gebieten, die der Rasse nach überwiegend vorderasiatisch oder durch Einschläge der vorderasiatischen Rasse gekennzeichnet waren oder sind, die Sinnenabtötung, der Gedanke des Mönchstums und ähnlicher Geist.

Auch Oldenberg, Die Religion des Veda (1917) schildert, wie die Glaubensvorstellungen aus dem Geiste des arischen Indertums nach und nach zurücksinken in den Glauben der vorindogermanischen Bevölkerung, und an anderer Stelle hat Oldenberg diesen Vorgang zusammenfassend so geschildert: „Der Hindugeist, dem alten Ariertum sich immer tiefer entfremdend, erschuf die Hindugötter mit ihren vielköpfigen, vielarmigen Ungestalten, durchlodert von Sinnlichkeit, Grausamkeit, Wildheit.“[3] Als „wild“ und „grausam“ hatte Manu den Mischling geschildert zwischen einem Kschatrija und einem Schudraweibe (vgl. S. 44).

Schon öfters ist bei Völkern indogermanischer Sprache das „Aufsteigen“ eines „geläuterten“ Glaubens verfolgt worden,

---

[1] Hauer, Die Anfänge der Yogapraxis im alten Indien, 1922.

[2] Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930; Clauß, Rasse und Seele, 3. Aufl., 1933.

[3] Oldenberg, Die indische Religion, Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. III, I, 1913, S. 81.

dann das „Versinken“ solcher geläuterten Vorstellungen in uns als „niedriger“ erscheinende. Meist aber ist die Ursache einer solchen „Entwicklung“ und schließlich eines solchen „Zerfalls“ übersehen worden, wie ja schon die Wahl der Bezeichnungen für diese Glaubenswandlungen andeuten kann; übersehen ist worden die Überschichtung derjenigen Rasse, die den „geläuterten“ Glauben aus ihrem Wesen geschöpft und bei ihrer Einwanderung mit sich gebracht hatte, dann das Schwinden der übergeschichteten Rasse durch Ausmerze und Aufkreuzungen durch die Unterschichten, ein Schwinden, das schließlich jeweils den angeborenen Glaubensvorstellungen der Unterschicht wieder Raum zu neuer Entfaltung gibt. Eine Glaubens-„entwicklung“, ähnlich der Indiens, hat sich auch in Hellas ergeben, und für Hellas hat Kynast mit seinem Buche „Apollon und Dionysos“ (1927) die rassenkundliche Deutung gegeben, die erst eine befriedigende Erklärung solcher „Entwicklungen“ bietet.

Zum Zerfall des arischen Indertums haben nicht nur die Zerstreuung der Geschlechter arisch-indischer Herkunft als Herrenschicht über weite Gebiete mit andersrassigen Bevölkerungen beigetragen, nicht nur die darauf folgende Zerkreuzung der übergeschichteten Rasse trotz Kastenordnung und nicht nur die Ausmerze gerade der Herrenschicht in hauptsächlich von ihr geführten Kriegen der arisch-indischen Stämme gegeneinander, sondern das Klima Vorderindiens muß schon ausmerzend eingewirkt haben, dieses Klima, dem ja die Nachkommen der Geschlechter europäischer Rassenherkunft am wenigsten angepaßt waren. Das zeigt sich heute in den Lebensverhältnissen der britischen Oberschicht Indiens mit ihrem starken Einschlag nordischer Rasse. Je stärker der nordische Einschlag, desto geringer die Eignung für ein feuchtheißes Klima, desto größer unter solchen Himmelsstrichen die Kindersterblichkeit, die Fiebererkrankungen, das Dahinsiechen in mancherlei Krankheitsformen. Selbst der heute ermöglichte Gesundheitsschutz der Europäer in Tropengebieten hat ein eigentliches Gedeihen und die Fortpflanzung in solchen Umwelten noch nicht bewirkt, wenigstens nicht für die europäischen Familien mit stärkerem nordischem Einschlag. Die dem Himmelsstrich minder angepaßten Erbstämme — und die nordischen Erbstämme sind aus den Auslese- und Ausmerzeverhältnissen der Späteiszeit und Nacheiszeit Mitteleuropas abzuleiten — wurden und werden immer wieder ausgemerzt. Gegen diese Einwirkung der Landschaft half auf die Dauer dem arischen Indertum weder seine Herrenstellung noch das Vermeiden körperlicher Arbeit in den heißen

Tagesstunden oder das Wohnen in kühleren Gemächern mit gedämpftem Licht. Zur Erhaltung der verteilten Erbanlagen nordischer Rasse wird am geeignetsten ein gewisser Mischlingsschlag gewesen sein, der eben so viel Einschlag der ureinheimischen, angepaßten Rassen besaß, wie zu einer gewissen Anpassung nötig war. Wahrscheinlich war eine solche Mindestanpassung bei den hellen Haut-, Haar- und Augenfarben der nordischen Rasse noch nicht möglich, so daß diejenigen Erbanlagen, die zu diesen hellen Farben beitrugen, wie auch andere, mit solchen etwa verbundene Erbanlagen leiblicher und seelischer Veranlagung, in Kreuzungsformen stärker ausgemerzt wurden als andere Erbanlagen nordischer Rasse. So ließe sich vielleicht erklären, warum innerhalb der Bevölkerung Indiens heute zwar die nordischen Farben sehr selten geworden sind, nordische Formen bei dunkleren Indern aber hin und wieder zu erkennen oder zu vermuten sind.

Aber der Himmelsstrich Indiens hat nicht nur ausgemerzt, also auf den Erbgang des arischen Indertums, auf dessen Geschlechter, eingewirkt; er hat sicherlich auch das Seelenleben der Einzelmenschen arischer Abstammung lähmend bedrückt. Die lastende feuchte Hitze muß den seelischen Zusammenbruch manches Inders mit nordischem Einschlag bewirkt haben; sie hat als eine immerwährende Qual immer von neuem dem ererbten Geiste mutiger arischer Lebensfrische entgegengewirkt, bis diesem mutigen, lebensfrohen, diesseitigen, echt indogermanischen Geiste beim Zusammenbruch der Erbstämme des eingewanderten Indertums das Mark entzogen wurde.

Von Europäern ist öfters beschrieben worden, wie im Tropischen Asien manchen Europäer oft eine drückende Wehmut befalle, die schließlich auch wie ein sanftes, wohlig einschläferndes Gift wirken könne; die seelische Widerstandskraft des Europäers werde weggezehrt, seine sittlichen Vorsätze lösten sich gleichsam auf und sein seelisches Wesen zergehe in diese lastende Umwelt hinein.

Eine solche Stimmung ist fühlbar in manchem, was das Hindutum hervorgebracht hat. Die frühen Inder voll kriegerischer Frische, die Bhagavadgita bei aller gedanklichen Vertiefung noch ein indogermanischer Heldensang — die späteren, zu Hindu werdenden Inder lebensmüde, weltflüchtig und jenseitsgewandt. Einer solchen Wandlung liegt zweierlei zugrunde: 1. Die Ausmerze der arischen Erbstämme im Indertum und ihre Zerkreuzung von den unteren Schichten her, 2. die unmittelbare Einwirkung dieser Umwelt auf die Einzelnen, vornehmlich diejenigen Einzelnen, die den geistig schöpferischen Schichten des Indertums entstammten.

Gewiß war der Frühzeit schon eine tiefe philosophische Neigung eigen gewesen, ein sich versenkendes Nachsinnen über die Welterscheinung gegenüber dem Ich. Aber diese Neigung verband sich mit der frühindischen, indogermanischen Lebensbejahung, ja der indogermanischen Lust an der Steigerung des Lebens.

Die Weltüberwindung des gealterten arischen Inders war ein Abstandnehmen von der Welt nach einem tätigen Leben im Staate und einem Leben mitten in der Familie und Sippe, ein Abstandnehmen, das gegenüber allen Menschen und Dingen als eine gewisse beherrschte Haltung und als Abneigung gegen jegliches grenzenverwischende Näherrücken zum Erbbilde der nordischen Rassenseele gehört. Die Weltüberwindung des gealterten arischen Inders ist eine Abwandlung und Steigerung des nordischen Für-sich-Seins und bedeutete die Krönung eines tätigen Lebens. Vier Stufen sollte ein Arier durchleben, die vier Aschrama oder Lebensstufen: Lehrjahre vom 7.—11. Jahre, dann die „Hausjahre" als Familienvater bis zum Ergrauen des Haars und zur Geburt eines Enkels, ihnen folgend die „Waldjahre" zum Nachsinnen in der Abgeschiedenheit, und endlich als letzte Stufe das Sichfinden des Ichs im Bráhman. Die Vorstellung bestand, in der Regel durchlebe ein Brahmáne vier Stufen, ein Kschatrija drei dieser Stufen, ein Waischja zwei, ein Schudra nur eine.[1]

Erst also, wenn die Söhne schon Kinder hatten, zogen einzelne Ältere oder Ehegatten zusammen in den Wald, sich der Betrachtung hinzugeben. „Wenn ein Brahmane, der im häuslichen Stande lebt, seine Haut sich runzeln, sein Haar ergrauen sieht, wenn er seines Sohnes Sohn sieht, dann gehe er hin zum Walde" — so bestimmt Manus Gesetzbuch. In der Spätzeit hingegen ist aus diesem Geiste der Weltüberwindung des in Staat und Haus bewährten Inders die Abtötung der Sinne, Weltflucht und Flucht vor den Pflichten des Staates und der Verehelichung geworden, die Weltverneinung und die Ehelosigkeit. Vermutlich haben aber solche Lehren der Weltflucht gerade manchen arischen Inder aus dem Erbgange seines Stammes ausgeschieden, weil gerade feinsinniger veranlagte Inder unter diesem Himmelsstrich und bei dem Zwang zur Untätigkeit, den die feuchte Hitze ausübte, in ein leidvolles Dahinsinnen versunken sein mögen, und weil Lehren der Ehelosigkeit und Überwindung des Geschlechtstriebs, welche die große Masse in allen Völkern nur mit einem Staunen vernimmt,

[1] Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion, 1881, S. 388 ff.

das mit einiger befremdeter Ehrfurcht gemischt ist, unter solchen äußeren und geschichtlichen Verhältnissen nunmehr gerade auch von Edlergearteten befolgt werden.

Der Buddhismus

So möchte ich auch den Buddhismus auffassen als eine Zerfallserscheinung nordischen Rassengeistes in tropisch-indischer Umwelt. Aus ihm spricht neben anderen Zügen, auch Zügen, die am ehesten aus der Seele der innerasiatischen („mongolischen") Rasse zu erklären sein werden, eine gewisse Überreiztheit durch das Klima, eine leidvolle Neigung zu einer edlen geistigen Betäubung, zu gemessener Bewahrung einer friedvollen Ruhe, zur Abwehr jeglicher Bewegtheit und alles Wollens, jeglicher Erscheinung der Außenwelt; in Buddhas Lehre vollzieht sich der Rückzug eines dieser Außenwelt nicht anzupassenden Geistes in eine Innenwelt der Leidlosigkeit durch Loslösung — durch „Enthebung", wie man dies vielleicht nennen darf, obschon es sich noch aus arisch-indischem, aus einem erkrankten arisch-indischen Seelenleben erklären läßt und noch nicht als Äußerung der innerasiatischen Rassenseele erklärt werden muß: dieser innerasiatischen Rassenseele, die Clauß als die Seele der „turanischen" Rasse, als die des „Enthebungstyps" schildert.[1] Bei Betrachtung des Buddhismus darf nicht übersehen werden, daß die Welt besonders demjenigen als „Leiden" erscheinen mußte, der nicht aus einem Geschlechte stammte, das durch die Auslese der Jahrzehntausende an diese indische Umwelt angepaßt war. Der Buddha aber gehörte eben nicht dem Eingeborenentum Indiens an, sondern einem Königsgeschlecht arisch-indischer Abstammung.

Die indische Philosophie des Brahmanismus und die frühindische brahmanische Heldendichtung zeigen noch nordischen Geist, wie er sich sonst im Indogermanentum kundgibt. Der Buddhismus bewahrt noch viel von dem alten Geisteserbe; nur weniges in ihm ist neu und nur ihm eigen.[2] Er verkehrt aber das frühindische Heldentum der Tat in ein Heldentum des Abweisens und Leidens. Statt dem arisch-indischen Lebensmut nunmehr eine Überdruß- und Verzichtstimmung gegen außen, Heldentum nur noch gegen innen. Wo im frühen Indertum Lebensbejahung mit zucht-

[1] Clauß, Rasse und Seele, 3. Aufl., 1933, umfaßt als „turanisch" sowohl die innerasiatische („mongolische") Rasse wie die ostische (alpine) Rasse Europas.

[2] Vgl. Hillebrandt, Buddhas Leben und Lehre, 1925, S. 135.

voller vaterrechtlicher Sippenpflege und Kinder- und Enkelfreude in echt indogermanischer Weise geherrscht hatten, da verkündet der Buddhismus die Verneinung des Fortpflanzungswillens, die Ablehnung gegen Ehe und häuslichen Besitz. „Ein in den Orden aufgenommener Mönch darf nicht geschlechtlichen Verkehr pflegen", lautet eine Vorschrift. Als man dem Siddharta, der später zum Buddha wurde, die Nachricht brachte, seine Gattin habe einen Sohn geboren, wandte er sich schweigend ab. Von dem Perser Spitama, zubenannt Zarathuschtra, erzählt die Sage — eine Sage aus noch ungebrochen indogermanischem Empfinden —, er sei nicht weinend, sondern lachend zur Welt gekommen.

Der Buddhismus stellt die Lebensfeindlichkeit eines erkrankten nordischen Seelenlebens dar, des Seelenlebens eines für seine Artung zu schmerzlich Belasteten. Er bedeutet einen Zerfall, aber im wesentlichen noch einen Zerfall nordischen Wesens. Seinen Ursprung aus Vorstellungen der nordischen Rassenseele möchte ich in dieser geistigen Umwelt auch dadurch erwiesen sehen, daß der Buddhismus keine Erlösungslehre darstellt, die eine von außen wirkende „Gnade" verheißt nach Art verschiedener morgenländischer Anschauungen, sondern eine seelische Selbstbefreiung, Selbstherauslösung gebietet. Der Buddha war ein Königssohn aus edlem Geschlecht, dem alles Knechtische fremd war: „Jeder trägt seine Leuchte in sich selbst."[1] In einem der letzten Gespräche mit seinem Lieblingsschüler Ananda vor seinem Tode weist „der Erleuchtete" seine Gemeinde an: „Darum verhaltet euch so, Ananda, daß ihr selbst euer Licht, selbst eure Zuflucht seid, nichts anderes eure Zuflucht, die Lehre euer Licht, die Lehre eure Zuflucht, nichts anderes eure Zuflucht[2]". Der Buddhismus ist trotz seiner Ablehnung der Kastenordnung eine Lebenslehre für einzelne Edelinge, von denen große Selbstzucht und innere Überlegenheit gefordert wird — doch aber eine Lehre für entwurzelte, mit ihrem Abstammungskreise zerfallene Edelinge.

Vielleicht darf man die kühlere Abständigkeit der nordischen Rasse — einen Wert der nordischen Rassenseele, den Nietzsche in verzerrender Übersteigerung als „Pathos der Distanz" gefeiert hat — bei dem „Erleuchteten" auch darin noch wirksam erblicken — sei es als unmittelbaren Ausdruck des eigenen seelischen Wesens, sei es als eine überlieferte Haltung im Gautamageschlecht —, daß der Buddhismus die (eine engere und wärmere Gemeinschaft bedeutende) „Liebe" anderer

[1] v. Delius, Buddha, 1929, S. 25.
[2] Hillebrandt, Buddhas Leben und Lehre, 1925, S. 119.

Glaubenslehren nicht kennt. Hillebrandt betont, wie unrichtig es sei, eine Gemeinsamkeit der buddhistischen Lehre und der christlichen in einem Grundgebote der „Liebe" sehen zu wollen. Diese vermeintliche Entsprechung habe schon Oldenberg abgelehnt. Das indische Wort sei nicht „Liebe", sondern metta = „Freundschaft", „Güte", „Wohlwollen" (Hillebrandt, Buddhas Leben und Lehre, 1925, S. 152) — also eine gemessenere Empfindung, die der Zurückhaltung und der Einzeltümlichkeit des ursprünglichen, überwiegend nordischen Indogermanentums entspricht, ein Zug, der auch in Hansens Schilderungen von der Kirchlichkeit der norwegischen Bauern in den verhältnismäßig nordischsten Gebieten Norwegens wiederkehrt (A. M. Hansen, Norsk Folkepsykologi, 1899, S. 47/48). Die strenge Kühle der Lebensauffassungen indogermanischer Herrenschichten ist dem Buddhismus noch eigen. „Wenige von den modernen Buddhaverehrern sind sich darüber klar, welche gewaltige ethisch-religiöse Forderungen Buddha an seine Jünger stellt. Buddhismus ist nicht, wie viele Abendländer glauben, herber Weltschmerz, wehmütiges Mitleid und schmachtende Nirwanasehnsucht, sondern ein angespanntes Ringen nach dem Heil, nach der reinen Leidenschaftslosigkeit und der befreienden Erkenntnis, ein Ringen in unermüdlicher Selbstzucht und Selbstertötung, in angestrengter Meditation und Versenkung." — So urteilt Heiler, der zugleich betont, daß der Buddhismus niemals Scheiterhaufen errichtet und Andersdenkende niemals vergewaltigt habe. Ihm — wie überhaupt den Glaubensformen der Völker indogermanischer Sprache — fehlt die Eiferwut (Fanatismus) morgenländischer Glaubenslehren.

In Indien hat sich noch genug lebensbejahender altindischer Geist gegen den Buddhismus gewehrt, der ja schließlich bei den Völkerschaften Innerasiens und Ostasiens mehr Wurzeln geschlagen hat als bei den Indern. „Indien ist nicht mehr die Heimat des Buddhismus. Es sah sein Entstehen und eine Zeitlang seine Blüte; längst aber ist er zu fremden Nationen gewandert und trägt dort, in seinem Wesen tief verändert, neue, andere Frucht."[1] Nach der Zählung vom Jahre 1901 bekannten sich in Britisch-Indien, eingerechnet Ceylon und Birma, von mehr als 294 Millionen Einwohnern etwas mehr als 9 Millionen zum Buddhismus, im eigentlichen Indien nur 338879 Menschen, davon 210000 in Bengalen. Indien ist heute durch den Brahmanismus und Islam gekennzeichnet.

Altindischer Geist und verschiedene geistige Strömungen, die sich vom altindischen Geiste ableiten lassen, haben sich, zum Teil in heftiger Weise, gegen den Buddhismus gewandt. Schankara, ein

[1] Hillebrandt, Buddhas Leben und Lehre, 1925, S. 133.

großer indischer Denker, geboren gegen Ende des 8. Jahrhunderts n. Chr., verwirft den Buddhismus; er habe „nur seine eigene maßlose Geschwätzigkeit an den Tag gelegt oder aber seinen Haß gegen das Menschengeschlecht".[1]

Lebensfeindlich mußte der Buddhismus sich auswirken allein schon durch seine Betonung des Einzelmenschen, seinen Individualismus: er löst den einzelnen heraus aus Familie, Stamm, Volk und Staat. Er wandte sich bei dieser Betonung des Einzelmenschen folgerichtig auch gegen die Kastenordnung für den Gedanken eines Weltbürgertums seiner Bekenner. Der Brahmanismus hatte eine sichere Empfindung dafür gehabt, daß bestimmte Erkenntnisse und Glaubensvorstellungen nur für bestimmtgeartete Menschen erlebbar seien. In der Bhagavadgita (XII, 3) heißt es: „Der Glaube eines jeden steht in Übereinstimmung mit seinem Innern, o Nachkomme des Bharata"; drei Stufen von glaubenden Menschen werden unterschieden nach ihrer seelischen Artung: 1. die den Göttern dienen, 2. die an Geisterwesen glauben, 3. die an Gespenster und Seelengeister von Verstorbenen glauben.

Der Buddhismus — wie übrigens auch die indischen Sankhja- und Jogalehren — unterscheidet nicht mehr so nach Gruppen, Schichten und Kasten; er wendet sich nicht mehr allein an die Herrenschicht, die arja, sondern an alle Menschen, gleichviel welcher Kaste, welchen Stammes, welchen Volkes. Als einen Mangel an Rassenempfinden beim Buddha braucht man die Ablehnung der Kasten nicht anzusehen; man kann diese Betonung des Einzelmenschen unerachtet seiner Stammes- oder Standesherkunft vielleicht vergleichen mit dem gleichgesinnten Weltbürgertum der Philosophen in der Spätzeit des Hellenentums und mit dem gleichgesinnten Stoizismus des späten Römertums.

In allen diesen Fällen war die ursprüngliche Rassenschichtung der indogermanischen Bauernkrieger über Unterschichten nichtindogermanischer Herkunft schon so verwischt, war auch durch geschlechtliche Verbindungen der Herrenschicht mit den unteren Schichten auch in diesen ein so merklicher Einschlag der ehemals übergeschichteten Rasse eingedrungen, daß eine Behauptung der aus Rassenschichten hervorgegangenen Ständeordnung dem Einsichtsvollen als eine Wertabstufung nicht mehr einleuchten konnte. Es gab in diesen Spätzeiten innerhalb aller Schichten einzelne Menschen, die dem völkischen Inbilde vom Edeling entsprachen,

[1] Angeführt nach H. St. Chamberlain, Arische Weltanschauung, 1917, S. 46.

nicht mehr aber eine ganze Schicht oder zahlreiche Geschlechter, die als ausgelesene Gruppen überzeugten.

Darum wenden sich solche späten Geistesrichtungen an die vereinzelten Edlen, unerachtet ihrer Herkunft. So auch der Buddha, der bei seiner Ablehnung des lebensgesetzlich (biologisch) sinnlos werdenden Kastenwesens doch nicht die Frage der Artung gänzlich übersieht; nur stellt er diese Frage nicht mehr so eindringlich wie das arische Indertum gegenüber der Familie und Kaste eines Menschen, sondern eher nur noch gegenüber diesem einzelnen Menschen. Die Herkunftsfrage wird von ihm keineswegs ganz übersehen; auch er wendet sich in der Hauptsache an die „Söhne edler Geschlechter",[1] von deren Artung er doch den stärksten Widerhall für seine Lehre erwartet haben muß. Und tatsächlich hat der Buddha auch nur auf eine kleine, ausgelesene Gruppe einleuchtend und anziehend gewirkt, eine Gruppe, der klares Denken und diesem Denken folgerichtig entsprechendes Leben artgemäß war, viele übersteigert feinfühlige Vereinzelte und dann deren Nachläufer und Nachahmer, die aber doch aus angeborenem Wesen das buddhistische Heldentum der Verinnerlichung zu befolgen versuchten. Dem Buddha folgten gerade verhältnismäßig viele Brahmanen, obschon er eben das Brahmanentum und seine Lehren und Lehrweise gänzlich verwarf. Es folgten ihm Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern, und man erkennt, „daß Stand und Herkunft bei den Angehörigen des Ordens keineswegs unwesentlich waren".[2] Nach Hillebrandt hat der Stand der Waischja, der Mittelstand des Ariertums, anscheinend den Kern der buddhistischen Gemeinde ausgemacht, jedenfalls nicht die Unterschicht der Schudra oder etwa Gruppen von solchen, die sich ihrer Artung nach als „mühselig und beladen" erscheinen konnten und denen die Ablehnung der Kastenordnung wohl tat. Die Strenge des Buddhismus schloß es aus, daß er — wenigstens in Indien — eine Mitleidslehre für jedermann werden konnte.

Gerade aber dadurch, daß der Buddhismus bei aller Ablehnung der Kasten doch hauptsächlich edle Jünglinge des damaligen Indertums anzog, hat er, der diese Jünglinge die Enthaltung vom geschlechtlichen Leben lehrte, sicherlich zur weiteren Ausmerze des arischen Indertums wesentlich beigetragen. Schon mit seiner Betonung des Einzelmenschen, mit seinem Individualismus, hätte er lebensfeindlich wirken müssen, weil eben letzten Endes jeder In-

[1] Oldenberg, Buddha, 1906, S. 178.
[2] Hillebrandt, Buddhas Leben und Lehre, 1925, S. 111.

dividualismus sich auf die Erhaltung der Geschlechter lebensfeindlich auswirken wird. Nun ist aber dem nordrassischen Menschen eine ererbte Neigung zur Einzeltümlichkeit und Abständigkeit eigen — die sich auch in der Siedlungsweise des germanischen Einzelhofs deutlich ausspricht —, eine Neigung, die sich jedoch durchaus nicht als lebensgesetzlich zerstörerischer Individualismus auswirken muß: das Germanentum war ebenso einzeltümlich in seinen Menschen wie sippenbewahrend (d. h. antiindividualistisch) in seinen Geschlechtern. In den Spätzeiten der Völker indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft hat aber die ererbte und überlieferte Einzeltümlichkeit anscheinend gerade bei den an nordischem Einschlage noch reicheren Familien und Einzelmenschen öfters in einen lebensfeindlichen Individualismus umgeschlagen. Auch aus solchen Gründen der menschlichen Veranlagung wird sich manches im Buddhismus Indiens erklären.

Die Heimat des Buddhas, d. h. des „Erleuchteten", liegt im Nordosten Vorderindiens, in einem Gebiete an der Grenze des heutigen Nepals, am Fuße des Himalajas. Dorthin war von den eingewanderten arischen Indern nur eine sehr dünne Erobererschicht vorgedrungen. Die Herren des Landes, die aus dieser Erobererschicht stammten, waren adlige Gutsbesitzer, Kleinfürsten, und so auch der Vater des „Erleuchteten". Auch seine Mutter stammte aus diesem Adel, der wegen seines Stolzes sprichwörtlich war und dessen Tatkraft als Grundherren und Reisbauern überliefert ist. Der Vater gab ihm den Namen Siddharta, der „Erfolgreiche"; der Name seines Geschlechts aus dem Stamme der Schakja war Gautama (in späterer Sprachform Gotama oder Gotamo). Seit seiner Erleuchtung unter einem Feigenbaume, wo ihm die Erkenntnis zuteil ward, von der er fortan lehrte, wurde er „der Erleuchtete" (Buddha) zubenannt. Sein Geburtsjahr ist nicht genau zu berechnen; er mag um 550 v. Chr. geboren sein. So darf man bei dem Geschlechte Gautama und beim Erleuchteten selbst noch einen Einschlag nordischer Rasse vermuten, da dieser bei den herrschenden Familien wahrscheinlich erst in den Jahrhunderten nach Buddhas Tode weitgehend ausgemerzt worden sein mag. Die Buddhasage in der chinesischen Fassung nennt Buddha sehr hellhäutig und blauäugig.[1] Vielleicht darf man für seine leiblichen Züge auch eine Erzählung heranziehen, in der jemand den Erleuchteten, der nach Benares wanderte, ansprach: „Hell, Freund, ist deiner Züge Ausdruck; rein und klar ist deine Farbe."[2] Vielleicht

[1] Buddhas Leben und Wirken, übersetzt von Schultze, 1894, S. 21.
[2] v. Delius, Buddha, 1929, S. 21.

ist auch die Beschreibung zu verwerten, die ein Brahmane Sonadanda von Buddha gegeben hat: er sei schön, vertrauenerweckend und ausgestattet mit allen Vorzügen eines Arhats, d. h. eines Geistig-Erhabenen (Heiligen).[1]

Man ist aber versucht, bei Buddha außer dem nordischen Einschlag aus rassenseelischen Gründen einen Einschlag innerasiatischer (mongolischer) Rasse zu vermuten, einen Einschlag, der in der Bevölkerung seines Heimatgebietes damals schon durchaus



Abb. 2. Buddhas Tod. Japanische Malerei aus dem Jahre 1390. Buddha, von braun- und blauäugigen Asiaten betrauert.
(Aus dem Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln)

möglich gewesen wäre. Eben vom Nordosten her setzte sich seit vorgeschichtlicher Zeit eine fortwährende Einsickerung innerasiatischer Rasse fort. Die spätere Ausbreitung und damit verbundene Verflachung des Buddhismus — Verflachung für ein indogermanisch-nordisches Empfinden — ist zwar erst möglich geworden durch eine Abwandlung und Umdeutung der ursprünglichen Gedanken des Buddhismus; aber irgendetwas im Buddhismus

[1] Hillebrandt, Buddhas Leben und Lehre, 1925, S. 94.

scheint doch von seinen Anfängen an dem Empfinden von Völkern mit einem innerasiatischen Einschlage entsprochen zu haben. Der Buddhismus ist im Laufe der Zeit ebenso ins Innerasiatische und Ostasiatische umgedeutet worden wie die Bildwerke, die den Buddha darstellen sollten, im Laufe der Zeit immer mehr die flachen Gesichtszüge überwiegend innerasiatischer Menschengruppen angenommen haben. Ursprünglich aber kann im Buddhismus die darin zu vermutende innerasiatische Rassenseele, sei es beim Buddha selbst oder bei den frühesten seiner Gemeinden, sich nur wenig geäußert haben. In seinen Anfängen mindestens umfaßt der Buddhismus noch so viel vom arisch-indischen Geisteserbe, daß er wahrscheinlich durch seine Lehre der Ehe- und Kinderlosigkeit gerade die Ausmerze der Geschlechter des ursprünglichen Indertums beschleunigt hat.

Seit Ausbreitung des Buddhismus verliert die Schicht der Ariernachkommen immer mehr von ihrer Macht. Seit dem Nanda- und dem Maurja-Herrscherhause, also seit dem 4. Jahrhundert v. Chr., sind Herrscher niedriger Abstammung aufgetreten, ein Anzeichen, wie verbraucht schon die arische Herrenschicht war. Man kann also etwa 1000 Jahre eines arisch-indischen Indiens rechnen, etwa den Zeitabschnitt zwischen 1400 und 400.

Das Dahinschwinden der Reste nordischer Rasse im Indertum

Die Bildende Kunst der Inder — vgl. etwa Bachhofer, Frühindische Plastik (1929) — zeigt, daß in den Anfängen der indischen Bildhauerkunst, d. h. etwa im 3. Jahrhundert v. Chr., schon überwiegend nichtnordische Gestalten auftreten, daß aber wohl gelegentlich noch ein nordischer Einschlag anzunehmen ist, so besonders etwa bei einem Kopfe aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., der den Boddhisattwa darstellt, den Königssohn Siddharta, der noch nicht der Erleuchtete ist, wohl aber der nach Erkenntnis Strebende auf dem Wege zur Erleuchtung. Dieses Bildwerk gibt nicht die Züge des Buddhas nach dem Leben wieder — eine solche Darstellung ist nicht erhalten —; es läßt aber erkennen, mit welchen leiblichen Zügen man sich einen Buddha zur angegebenen Zeit noch vorstellen konnte, nämlich als einen vorwiegend nordischen Menschen mit dem Gepräge eines arischen Edelings (vgl. Abb. 3).

Aus späterer Zeit ist eine Schilderung Buddhas erhalten, die zwar kaum eine Überlieferung über dessen Aussehen bedeutet, doch aber an-

geben kann, wie man sich einen geistig überragenden Menschen aus königlichem Geschlecht vorgestellt hat. Sie ist wiedergegeben bei Neumann, Die Reden Gotamo Buddhos, 1922, S. 662—69: da wird der hohe schlanke Wuchs betont, die breite Brust, die langen Arme und Beine, die schmalen Füße mit dem hohen Rist; die Spannweite der Arme betrage so viel wie die Körperhöhe („das Quadrat der Alten"), das Kinn sei kräftig, die Haut glänze wie Gold, Augen und Haare seien



Abb. 3. Boddhisattwa-Kopf aus der Sammlung Peshawar. Erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.

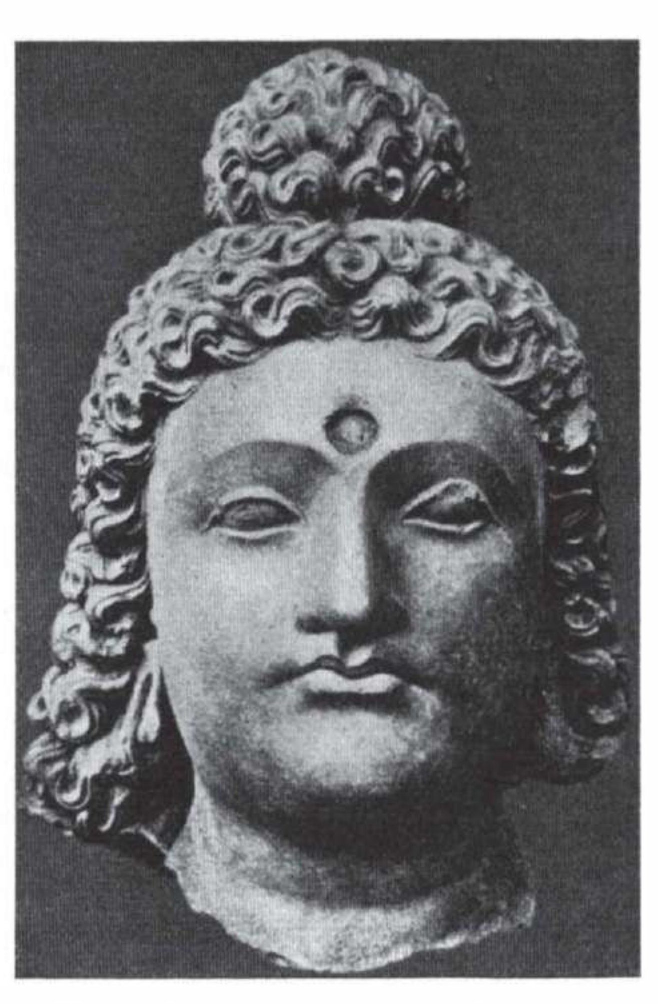


Abb. 4. Boddhisattwa-Kopf aus der Sammlung in Peschaur (Peshawar). Zweite Hälfte d. 1. Jahrhunderts n. Chr.

(Aus Bachhofer, Frühindische Plastik)

schwarz. Sein Gang sei leicht, weder mit einwärts noch mit auswärts gedrehten Beinen, seine Bewegungen gemessen, sein Auftreten zurückhaltend.

Eine Schilderung vom Aussehen der Inder seiner Zeit hat der hellenische Schriftsteller Ktesias hinterlassen, der allerdings nicht als sehr zuverlässig gilt. Ktesias, geboren um 400 v. Chr., lebte als Gefangener eine Zeitlang am persischen Hofe und hat dort anscheinend Inder gesehen und über das indische Volk berichten hören. Er schildert die Inder im ganzen als klein, langhaarig, langbärtig, schwarzhäutig und flachnäsig, hat also am ehesten den Drawida-

schlag im Auge. Dann aber spricht er (Indiká 9) von 5 indischen Männern und 2 indischen Frauen, die er gesehen habe, die ganz weiß gewesen seien.[1] Handelt es sich bei diesen Hellen um eine der indischen Herrenschicht entstammende Gesandtschaft, die Ktesias am Hofe des persischen Großkönigs gesehen hatte?

Zur Ausmerze des nordischen Rasseneinschlags hat die Zersetzung der altindogermanischen Familiensittlichkeit beigetragen. Dem Zeitalter Buddhas schon sind die berühmten feingebildeten Buhlerinnen eigen — eine Erscheinung von der gleichen Bedeutung wie in Hellas die Hetairen, oft erblich-hochwertige Mädchen, die ehelos,

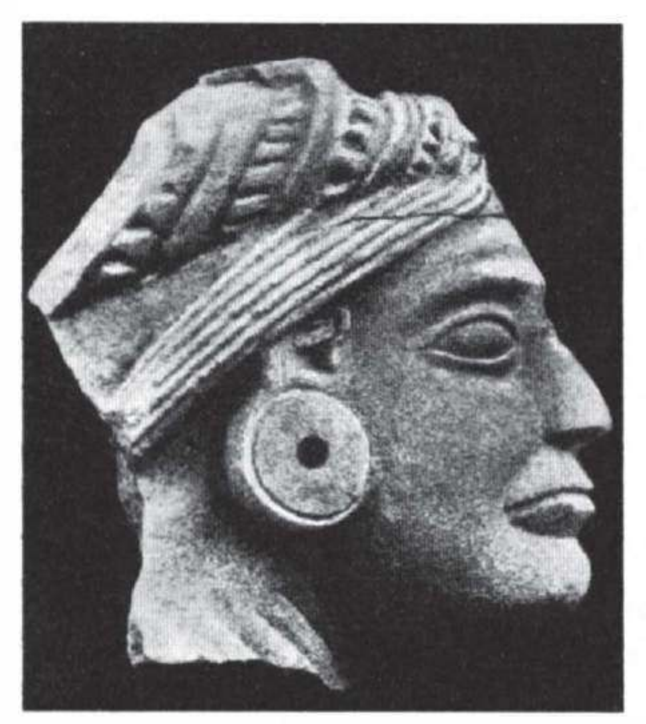




Abb. 5 a u. b. Männerkopf aus der Sammlung in Sarnath, zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. Vorderasiatisch-nordisch
(Aus Bachhofer, Frühindische Plastik, 1929)

kinderlos oder kinderarm bleiben, um sich einer „freien" Bildungspflege hinzugeben, die innerhalb der Ehen ihrer Zeit nicht mehr möglich war; zu viel hatte ja in den Spätzeiten dieser Indogermanenvölker unter fremdrassigem Einfluß die Frau und Gattin von der freien, geachteten Stellung des indogermanischen Weibes eingebüßt.

Seit dem 4. Jahrhundert v. Chr., etwa seit dem Zeitabschnitt des Maurja-Herrscherhauses, begann in Indien die Beschäftigung mit den Dingen des Geschlechtslebens, die zu den indischen Lehrbüchern über Geschlechtsverkehr beigetragen hat, so wie im Zeitabschnitt gleich vorgeschrittener Entnordung in Rom Ovidius seine

[1] Ctesiae Cnidi operum reliquiae, herausgegeben von Baehr, 1824, S. 287.



Abb. 6. Ein König der Indoskythen
(Aus Ullsteins Weltgeschichte)

ars amandi schrieb. In diesen indischen Lehrwerken mit ihren eigenartig übergelehrten Einteilungsbegriffen wird das Natürliche gedanklich übersteigert, das Geschlechtliche überbewertet; aus der indogermanischen Ehrung des Leibes und der Sinne ist ein teils schulmeisterlicher, teils in das Sinnliche verstrickter, immer aber (für indogermanisches Empfinden) unfrei wirkender, überwuchernd wortreicher Eifer der Betrachtung und Beschreibung des Leiblichen und Sinnlichen geworden. Das Weib wird nicht mehr als die arisch-indische Hausherrin gesehen, sondern nur noch als Anreiz zur Geschlechtslust. Damit ist wie mit der gequälten Abtötung der Sinne die Auflösung der lebensförderlichen Sittlichkeit des frühen Indertums angezeigt, die Zersetzung der indogermanischen Sippenpflege.

In der Bhagavadgita (I, 40—43) sind diese Zusammenhänge erkannt; diese Dichtung fällt in den Zeitraum zwischen 200 und 150. „Mit der Vernichtung der Familie gehen die von Ewigkeit her bestehenden heiligen Gebräuche der Familie zugrunde; und wenn der heilige Brauch zugrunde gegangen ist, dringt Gesetzlosigkeit in die ganze Familie ein. Infolge des Eindringens der Gesetzlosigkeit werden, o Krischna, die Frauen der Familie verdorben; wenn die Frauen verdorben sind, entsteht Vermischung der Kasten, o Sohn des Wrischni . . . Durch diese Kastenvermischung bewir-

kenden Sünden der Familienvernichter werden die seit Ewigkeit geltenden Bräuche der Kaste und der Familie vertilgt."[1]

Hier ist der Zusammenhang zwischen der Zersetzung der lebensförderlichen Sittlichkeit des arischen Indertums und dem Überhandnehmen „ungeordneter Zeugungen" (vgl. S. 43) klar erkannt.

Seit dem Maurja-Herrscherhause nahm die Landflucht der freien Bauernbevölkerung zu, in der weitere Reste arischen Indertums vermutet werden dürfen; es entstanden damals Weltstädte mit dicht wimmelnden großen Einwohnerschaften, Weltstädte, die aber — wie immer in der Geschichte der Völker indogermanischer Sprache — als Mittelpunkte der Staatsmacht und der Bildung viele hochwertige Menschen anzogen. Der Vorgang der Verbrennung hochwertiger Erbanlagen, genannt Hochkultur, vollzieht sich ja gerade in den großen Städten, die in der Regel vom Lande herbeigezogene Familien innerhalb von zwei bis drei Geschlechterfolgen aussterben lassen. In den indischen Großstädten boten sich wie in heutigen alle die Zerstreuungen, die überspitzte Bildung, die Genüsse, deren zersetzender Wirkung bisher noch kaum eine Familie hat widerstehen können. So zogen auch in Indien die Reste edler Geschlechter in die großen Städte, um dort Einfluß auf den Staat und die Bildung zu gewinnen, und verfielen der dort üblichen Geburtenverhütung. Den untergehenden Familien rückten die Scharen der dunklen Urbevölkerung nach, bis auch diese Städte wieder verdunkelt waren bis in ihre obersten Kasten.

Seit etwa dem 4. Jahrhundert n. Chr. läßt sich auch in Indien ein Aussterben vieler großer Städte verfolgen, gerade im Zeitabschnitt des Gupta-Herrscherhauses, der den Höhepunkt der hinduisch-indischen Gesittungsentfaltung bedeutet, gerade in dieser „Blütezeit" mit ihren ausschweifenden Damen (vgl. S. 42).

Die Indoskythen

Das arische Indertum hatte immerhin im Zeitalter seines Erlöschens noch einmal eine „Blutauffrischung" erhalten oder nicht nur eine, sondern mehrere durch die Einbrüche anderer Indogermanen von Nordwesten her, besonders der Indoskythen.

Die Indoskythen, deren vorindische Geschichte später für sich zu betrachten sein wird, gründeten im Nordwesten Indiens, in den sie von Westturkistan eingewandert waren, ein starkes Staatswesen, das etwa von 120 v. Chr. bis 400 n. Chr. bestand und sich zeitweilig, um 45 n. Chr., bis gegen Persien hin ausdehnte.

[1] Angeführt nach der Übersetzung von Garbe, 1921, S. 82/83.

Dieses Reich wird nach einem Hauptstamm dieser Indoskythen auch öfters Reich der Kuschaner oder Kuschanisches Reich genannt, weil ein indoskythischer Fürst sich noch in Westturkistan nach einer chinesischen erdkundlichen Bezeichnung „König von Kueischuang" benannt hatte.

Vom indoskythischen Reiche ging eine Wiederbelebung der altindischen Dichtung aus; nach Aufnahme der indischen Sprache und Gesittung erwiesen sich eben diese Indoskythen — was rassenkundlich unmittelbar begreiflich ist — schöpferischer als die hinduge wordenen Inder dieser Zeit. Den Erbanlagen nach müssen ja die Indoskythen dem Indertum der Frühzeit ähnlicher gewesen sein als dem Indertum, für das sie eine neue Herrenschicht bildeten. Im indoskythischen Reiche vollzog sich eine Wiederbelebung indischer Dichtung. Im 4. oder 5. Jahrhundert schrieb Kalidasa, der größte mit Namen bekannte Dichter in indischer Sprache, seine Dichtungen, unter denen bei uns das Schauspiel „Sakuntala" durch Goethes Lob bekannt geworden ist.[1]

Die von den Hellenen als Indoskythen, von den Chinesen als Juetschi bezeichneten Stämme gehören zu blonden, blauäugigen Völkerschaften, zu Massageten, Wusun und anderen, die in den Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung und noch nachher im ganzen inneren Asien bis nach China hinein siedelten, ihrer Herkunft nach hauptsächlich Stämme des an Einzelgruppen reichen Sakentums. Die Saken, nächste Verwandte der Indoiraner, entstammen wie diese dem jungsteinzeitlichen Kreise der Bemalten Keramik. Sie werden in diesem Buche gesondert zu betrachten sein. Außer den Indoskythen sind auch andere Stämme mit einem Einschlage blonder, blauäugiger Rasse in Nordwestindien eingefallen und haben sich zum Teil dort angesiedelt und mit der Bevölkerung vermischt: so die Weißen Hunnen, die Leukói Hunnoi oder Hephthalítoi, wie sie bei Hellenen und Byzantinern hießen. Bis ins 17. Jahrhundert, bis zur Herrschaft Baburs, lassen sich Einfälle hellerer Stämme vom Norden und Nordwesten her verfolgen.

Überlieferte Eigennamen der Indoskythen erinnern durchaus an diejenigen Eigennamen, die Vasmer in seiner S. 16 genannten Arbeit als Iraner- und Sakennamen aus dem Bereiche des bronzezeitlichen Südrußlands mitteilt. Indoskythische Münzen, die

---

[1] Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
will ich, was reizt und entzückt, will ich, was sättigt und nährt,
will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
nenn' ich, Sakontala, dich, und so ist alles gesagt.

v. Ujfalvy, ein madjarischer Forscher der Völkerkunde und Sprachwissenschaft, beschrieben hat, lassen meistens neben Zügen nordischer Rasse überwiegend Züge vorderasiatischer Rasse erkennen.[1] Der Einschlag heller Rasse ist zu stark hervorgehoben, wenn Smith, The Oxford History of India, 1923, S. 9, die Oberschicht der Indoskythen ohne Einschränkung große hellfarbige Menschen (big, fair-complexioned men) nennt. Es kann sich nur um einen mehr oder minder starken Einschlag heller Rasse gehandelt haben.

Aus dem indoskythischen Reiche hat sich die sog. Gandharakunst verbreitet, eine indisch-hellenistische Mischkunst, die aber doch mit ihren durch nordisches Wesen bestimmten oder wenigstens mitbestimmten Zügen der rassischen Eigenart der Indoskythen (Juetschi) entsprochen haben muß. Von Indoskythien aus reichen indisch-hellenistische gedankliche und künstlerische Einflüsse bis nach Ostasien; so groß war das Ansehen der indoskythischen Herrscher, deren mächtigster Kanischka war (78—123 n. Chr.?). Handelsverbindungen der Indoskythen reichten gegen Westen bis nach Rom.

Im 5. Jahrhundert zerschlugen die Weißen Hunnen, von Nordwesten einfallend, die Herrschaft des Indoskythentums, das damals durch Zerfall in eine Reihe von Kleinfürstentümern geschwächt war.

Für Indien bringt die Mongolenherrschaft, die vom 8. Jahrhundert bis 1536 dauerte, den Sieg der ureinheimischen und gewisser von Innerasien vorgedrungenen Rassenbestandteile, wiewohl anscheinend die Herrenschicht des Mongolentums und wohl auch ein Teil seiner Kriegerschicht durch geringere Einschläge nordischer Rasse gekennzeichnet gewesen sind, worüber später zu berichten ist. Mit Anbruch der Mongolenherrschaft muß die letzte rassische Nachwirkung eines arischen Indiens vertilgt worden sein, wenn auch die seelischen Werte des arischen Indertums als geistige Überlieferung, mehr oder minder abgewandelt, sich bis heute noch in Nachwirkungen verfolgen lassen.

Diodorus Siculus (XVII, 91), ein Schriftsteller aus der Zeit des Kaisers Augustus, und später Arrianos, ein hellenistischer Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, schildern die Inder als hochgewachsene Menschen — worunter wohl Menschen von höherem Wuchs zu verstehen sind als die durchschnittlich kleinen Römer der Kaiserzeit; ferner als sehr dunkelhäutige Menschen.

---

[1] v. Ujfalvy, Mémoire sur les Huns blancs, L'Anthropologie, Bd. IX, 1898, S. 393.

Bei Arrianos (Anabasis V, 4, 4) heißt es: „Die Inder sind hochgewachsen, die höchstgewachsenen unter den Asiaten; ihr Wuchs übersteigt 5 Ellen. Ihre Haut ist dunkler als die aller anderen Rassen, ausgenommen die Äthiopier. Im Kriege sind sie die tapfersten aller Völker Asiens." In den Indiká, dem Zusatz zu seiner Anabasis, die den Zug Alexanders nach Indien schildert, geht Arrianos weiter auf die Inder ein und berichtet, zum Teil nach älteren Nachrichten, sie seien sehr tapfer, sehr arglos und lauter, ehrlich, worthaltend und wahrhaftig, schreibt ihnen also Eigenschaften zu, deren gerades Gegenteil oft von heutigen Durchschnittsindern angegeben wird.

Diesen Gegensatz der heutigen Inder und der Inder der Alexanderzeit, die Arrianos schildern möchte, vermerkt auch Roß im Jahrbuch für Soziologie, Bd. II, 1926, S. 258, und will sich diese Wandlung daraus erklären, „daß die Rasse so lange einer Fremdherrschaft unterworfen war" — ein Schulbeispiel für die lamarckistischen, d. h. die Umwelt als ausschlaggebend vermeinenden Erklärungsversuche aus dem Geiste des 19. Jahrhunderts. Dieses Jahrhundert hat zwar das Wort „Darwinismus" viel gebraucht, die Lehre selbst aber, d. h. die Lehre von der ausschlaggebenden Bedeutung der Auslese für alle Gruppen von Lebewesen, meistens beiseitegelassen. Von der üblichen Geschichtsforschung und gar der üblichen Gesellschaftswissenschaft (Soziologie) wird auch heute noch gemeinhin bei gleichbleibender Sprache eines Volkes auch dessen rassische Zusammensetzung als gleichgeblieben angenommen; so übersieht auch Roß,



Abb. 7. Helläugige Edeldame, bei der Brautschau des Königs Kasjapa I. vorgestellt. Gemälde eines Hofmalers des Königs? Sigirija, Ceylon. Ende des 5. Jahrhunderts.
(Nach Havell, A Handbook of Indian Art, 1920)

daß die heutigen Inder nur noch Sprachinder sind, diejenigen aber, die Arrianos ins Auge faßt, zum Teil noch Inder arischen Blutes waren.

Galenos (Perí kraseon II, 5), erwähnt im 2. Jahrhundert n. Chr. die Dunkelhäutigkeit der Inder. Avienus sagt in seiner descriptio orbis (I, 311), im 4. Jahrhundert n. Chr., die Inder seien von garstiger Farbe (teter color).

Bei Stobaios, de nuptiis (vgl. S. 37) finden sich, ähnlich wie in hellenistischer Zeit bei den Physiognomonikoi aus hellenischer Überlieferung, halb verdunkelte und rassenkundlich kaum noch erhellbare Einsichten einer gewissen Gesichtsausdruckskunde der alten Inder verzeichnet, die Stobaios von Nikostratos übermittelt bekommen habe: Der Mann, der nicht leicht aufbrause, also der Selbstbeherrschte, habe ein helles heiteres Gesicht; böse sei, wer zusammengewachsene Augenbrauen habe; niemals froh werde, wessen Gesicht finster und schwarz sei.

Aus dem Zeitabschnitt um 600 sind als rassenkundlich verwertbares Zeugnis die Wandmalereien von Adschanta erhalten, beschrieben durch Goloubew, Ajanta, Les peintures de la première grotte (1927):[1] diese Gemälde zeigen überwiegend Menschen, die im ganzen den heutigen Hindus gleichen, daneben aber auch Menschen hohen Wuchses mit schmalen Gesichtern, schmalen Nasen, blondem Haare und blauen Augen.

Spuren nordischer Rasse im heutigen Indien und in dessen Grenzbezirken

Wenn heute in Indien noch ein Einschlag aus den Geschlechtern der bronzezeitlichen ārja irgendwo vermutet werden darf, so muß dieser vor allem in den oberen Schichten der Bevölkerung, den obersten Kasten, gesucht werden und dann im Nordwesten Indiens, besonders in höherer Gebirgslage, hier auch bei den mittleren und da und dort wohl auch den unteren Schichten. Eine solche Vermutung bestätigt sich auch hinlänglich, denn im Nordwesten findet man einen höheren Wuchs, hellere Hautfarben und schmälere Nasen, Merkmale, die zum Teil wahrscheinlich noch durch einen nordischen Rasseneinschlag erklärt werden dürfen, denjenigen nordischen Einschlag, der sich nach oben (S. 50) ausgesprochener Vermutung mehr in den Formen als in Haut-, Haar- und Augenfarben zeigen wird. Im Nordwesten finden sich aber vereinzelt auch noch blau-

[1] S. 22, S. 181 und Erklärung zu Tafel XLIX.

äugige Blonde, wie auch Risley, The People of India, 1915, S. 15, vermerkt hat. In dem, was Risley als den Indo-arischen Schlag (Indo-Aryan type) bezeichnet, den er am meisten in Kaschmir, dem Pandschab und in Radschputana findet, ist dieser nordische Einschlag (mehr der Formen als der Farben) noch am ehesten zu vermuten.

Unter diesen Stämmen des Nordwestens darf man auch einen solchen nordischen Einschlag bei den Sikhs vermuten, die vielleicht eher als Glaubensgemeinschaft denn als Stamm zu bezeichnen wären. Sie sind im Pandschabgebiet um Lahore ansässig.[1]

Die Sikhs sind durchschnittlich etwa 1,71 m hoch; helle Augen und Haare sind unter ihnen kaum vorhanden.

Die Radschputen sind schon erwähnt worden, eine hohe Kaste in Radschputana, das man noch zum Nordwesten rechnen kann. Sie sind hochgewachsen, ihre Nasen gerade, ihre Haut ist rötlich. Nach einer Schilderung des Grafen Keyserling gibt es keine „edleren Typen" als die Radschputen; „so ausgeglichen-gleichmäßig schön wie dieser Menschenschlag sind die edelsten Rasseherden selten ... Hier handelt es sich um den größten Triumph der Menschenzüchtung, von dem ich wüßte".[2] Auch bei den Radschputen darf noch ein nordischer Einschlag der Formen vermutet werden.

In Südratschputana unter den Katti (englisch Kattees, frz. Kattyes) finden sich Blonde.[3] Prichard erwähnt: „Man sieht mitunter Kattees mit lichtem Haar und blauen Augen."[4] Die Katti sollen über mittelgroß sein, oft über 6 Fuß, von tapferem und willensstarkem Wesen, ursprünglich ein geschlossen lebender Stamm, jetzt über verschiedene Bezirke verteilt.

Drew fand unter dem Hirtenstamme der Gudschar im Hazara-Bezirk der Landschaft Kaschmir — der Hauptteil des Stammes lebt aber in der Küstenlandschaft Gudscherat, die südlich an Radschputana angrenzt — einige Menschen mit helleren Augen.[5]

---

[1] Zur Geschichte der Sikhs vgl. Cunningham, A History of the Sikhs, 1918; zur Rassenkunde vgl. Frhr. v. Eickstedt, Rassenelemente der Sikh, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 52, 1921, S. 317 ff.

[2] Keyserling, Das Reisetagebuch eines Philosophen, Bd. I, 1919, S. 189; vgl. auch Crooke, Rajputs and Mahrattas, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 40, 1910, S. 39 ff.

[3] Vgl. Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, III. Reihe, Bd. II, 1879, S. 225 und Dictionnaire des Sciences Anthropologiques unter „Blonds".

[4] Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, Bd. III, 2, 1845, S. 252.

[5] Drew, The Jummoo and Kashmir Territories, 1875, S. 109.

Bei den Mannschaften der britisch-indischen Regimenter First Brahmins und Third Brahmins soll sich in Wuchs und hellen Farben, auch im Gesichtsschnitt, noch einiges Nordische zeigen.



Abb. 8. Sikh (Nordwestindien)
(Aufnahme: v. Eickstedt)

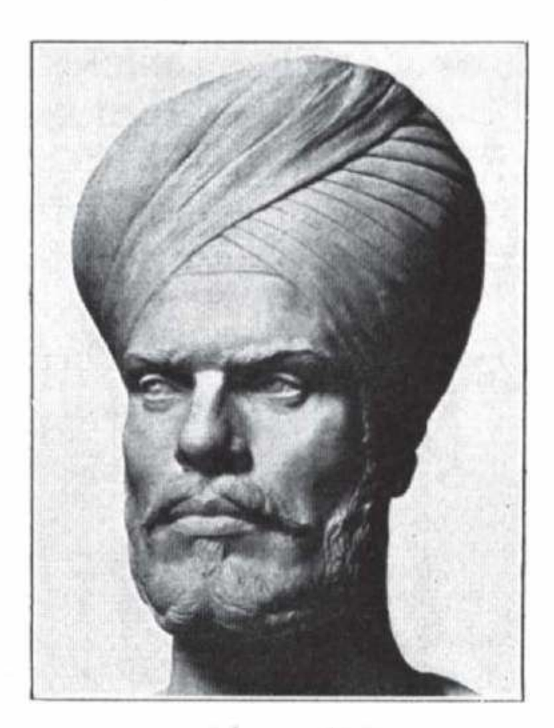


Abb. 9. Sikh
(Nach einer Büste des Bildhauers Rudolf Marcuse)[1]

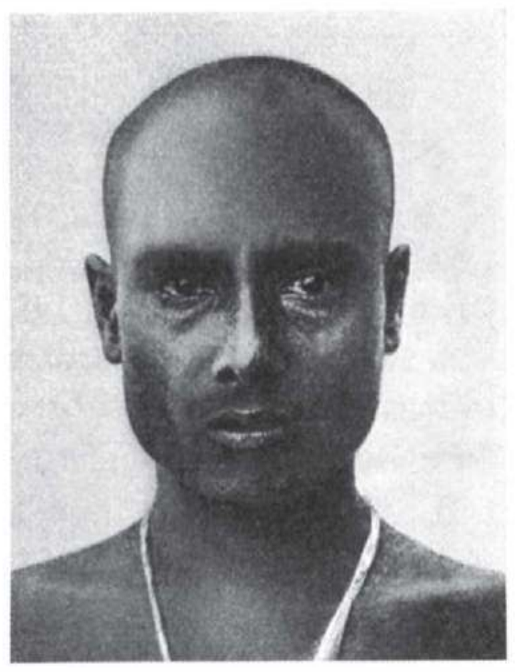


Abb. 10. Sikh
(Aufnahme: Prof. Stiehl)

[1] Der Künstler, mit dessen Genehmigung der Abdruck erfolgt ist, hatte die Freundlichkeit, über den Dargestellten mitzuteilen, „daß er (Kar Singh) 25 Jahre alt, etwa 177 cm groß war; Hautfarbe hellbraun, Augen dunkelbraun, Haar schwarz, fast armlang, ebenso ging der Bart, wenn er ihn auskämmte, bis auf die Brust. Mein Modell legte besonders Wert auf die Feinheit und Weiche seines Haares und behauptete, daran könne man die edle Rasse erkennen".

Blonde sollen vorkommen unter den **Bisahuri** in der Provinz Baschahr (Hauptstadt Rampur) im Gebiet des oberen Ganges.[1]

Spuren nordischer Rasse sind, wie oben vermerkt, in ganz Indien unter den Brahmanen zu vermuten, da sich diese oberste Kaste seit ihrer Entstehung immer besonders rein zu bewahren versucht hat. Daß im allgemeinen die Hautfarben in Indien heller werden, je höher die Kaste, ist schon S. 39 erwähnt worden. Dies ist eine Erscheinung, die rassenkundlich ähnlich zu erklären ist wie die Verteilung der Hautfarben im heutigen Südamerika; schon Alexander v. **Humboldt** hat von dort erzählt, die mehr oder minder helle Haut eines Menschen bestimme sein gesellschaftliches Ansehen.



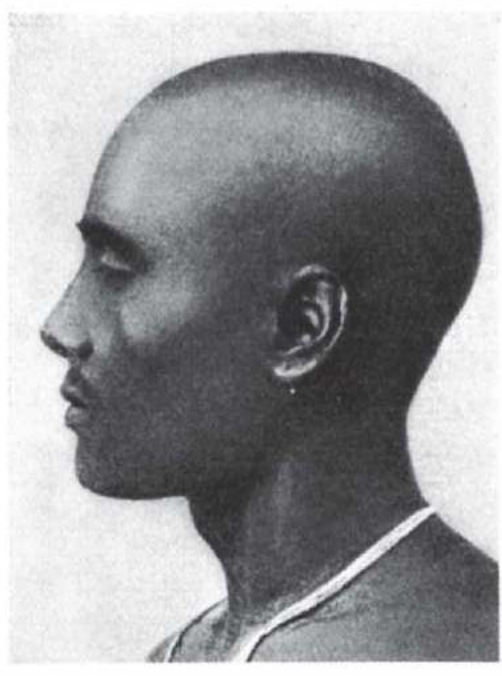


Abb. 11a u. b. Ein 25jähriger Brahmane, Schullehrer. Nordischer Einschlag?
(Aus Globus, Bd. 41, 1882, S. 39)

In Indien ist auch die Nasenbreite im allgemeinen ein Anzeichen der Kastenhöhe: in der Regel gilt, daß die Nasenbreite im umgekehrten Verhältnis zur Kastenhöhe stehe, je schmäler die Nasen, desto höher die Kaste.[2] Dabei ist rassenkundlich zu bedenken, daß das Merkmal der schmalen Nase in Indien durch Einschläge verschiedener Rasse bedingt sein kann und heute eher durch andere Rassen als durch die nordische bedingt ist.

Die Brahmanen sind durchschnittlich 6—9 cm größer als die sonstige Bevölkerung; sie haben durchschnittlich außer hellerer Haut auch schmälere Gesichter mit schmäleren Nasen, und bei

[1] So nach Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, III. Reihe, Bd. II, 1879, S. 225, und nach Dictionnaire des Sciences Anthropologiques unter „Blonds".

[2] Vgl. Anthropos, Bd. 22, 1927, Heft 1/2, S. 147.

ihnen wie bei anderen hohen Kasten kommt gelegentlich mittelbraunes Haar vor. Unter den Brahmanen in Bombay fand Risley Grauäugige, und in den höheren Kasten gelegentlich Haarfarben, die einen goldbraunen Ton enthalten (a tawny shade).[1]

Maury, La Terre et l'Homme, 1857, S. 401, schreibt, daß besonders unter den Brahmanen im Himalajagebiet helle Haut und helle, blonde oder rötliche Haare wie bei Europäern vorkämen.

Graul, Reise nach Ostindien, Bd. IV, 1855, S. 152, berichtet von „arischen" Priestern, die er getroffen habe: „Es war in der Tat interessant, die beinahe europäisch-weißen Gesichter mit den kohlschwarzen Gesichtern der übrigen Brahminen zu vergleichen." So hat Graul auch die Ausnahmen darstellenden Fälle sehr dunkler Brahmanen verzeichnet. Er teilt aber (S. 262) ein Sprichwort mit, das die Regel angibt: „Unter den Brahmanen keine Schwärze, unter den Pariahs keine Weiße." Als Parias gelten die Menschen (und in Südindien auch ganze Stämme), die noch unterhalb der niedrigsten Kasten stehen und deren Berührung schon als ansteckend gilt.

Johnston hat in einem Aufsatze „Race et Caste dans l'Inde" (L'Anthropologie, Bd. VI, 1895, S. 177) ausgeführt, den Kern des Brahmanentums bilde eine hellhäutige Gruppe von mittlerer Körperhöhe mit großen Augen, feinen Zügen, einer nach außen gebogenen Nase (nez recourbé), mit reichlichem Kopfhaar und Bartwuchs, beiderlei Haargespinst oft wellig. Nicht selten seien unter den Brahmanen blaue oder grüne Augen, so besonders beim Stamme der Mahratten im Gebiet um Bombay und Haidarabad, und in Kaschmir, der Gebirgslandschaft im äußersten Norden von Britisch-Indien.

Boeck, Durch Indien ins verschlossene Land Nepal, 1903, S. 176, schildert den Anblick der Badenden im Ganges, die er von Bord aus betrachten konnte, und vermerkt, da die verschiedenen Kasten zu verschiedenen Zeiten badeten, die edleren Gestalten unter Radschahs (Fürsten) und Brahmanen, die unedleren unter den unteren Kasten — wobei er nach abendländischem Schönheitsempfinden urteilt, d. h. nach Vorstellungen, die im wesentlichen in der Leibesgestaltung der nordischen Rasse das Edle erblicken.

Nach Smith, The Oxford History of India, 1923, S. 6, trifft man einen hochgewachsenen, helleren, schmalnäsigen und (für europäisches Schönheitsempfinden) hübschen Menschenschlag, wie er in Nordindien unter der Oberschicht und besonders bei den Brahmanen in Kaschmir als Einschlag vorkomme, auch in Südindien noch einmal unter den Nambudri-Brahmanen der Malabar-Küste, deren Vorväter aber von Norden gekommen seien. Thurston fand (nach Risley, The People of India, 1915, S. 15) in der Bevölkerung an der Malabar-Küste einige Menschen mit blaßblauen oder grauen Augen.

[1] Risley, The People of India, 1915, S. 15.

Bei Emil Schmidt, Beiträge zur Anthropologie Südindiens, Archiv für Anthropologie, Bd. 37, 1910, finden sich (S. 112—137) Angaben, wonach bei verschiedenen Untersuchungen unter den Brahmanen hellbraune Augen bei 12%, mittelbraune bei 23% gefunden wurden, unter Schudras bei 4,4% und 56,5%, unter Parias hellbraune Augen bei 7%. Ein Teil dieser helleren Augen darf als Anzeichen eines Einschlags nordischer Rassen angesehen werden; die meisten mittelbraunen Augen sind als hellere Abwandlungen der Augenfarbe dunkeläugiger Rassen zu werten. Die Zusammenstellung zeigt, daß hellere Farben gelegentlich auch bei einzelnen Gruppen niedriger Kaste vorkommen, dann eben meistens auf Grund ungeregelter geschlechtlicher Verbindungen (irregular unions), wie der oben angeführte Smith erklärt.

Blonde sollen sich noch unter den Singhalesen auf Ceylon finden, aber nur sehr selten.[1] In Ceylon kann die arisch-indische Schicht aber jeweils nur ganz dünn gewesen sein und mag auch durch brahmanische Geschlechter, die aus seelsorgerlichen Gründen gegen Süden vorgedrungen sind, kaum nennenswert verstärkt worden sein.

Ein nordischer Einschlag hat sich im Gebirge, also da, wo das Klima nicht ausmerzend gewirkt hat (vgl. S. 49), am besten erhalten. Das hat sich eben schon bei Erwähnung der Blonden in Kaschmir und anderen Himalajagebieten gezeigt, und das zeigt sich ja schon bei einer Übersicht der Rassenverhältnisse Südeuropas. So finden sich Helle besonders in Kaschmir, und zwar nicht nur bei der Oberschicht.

Vielleicht ist dieser helle Einschlag noch im 18. Jahrhundert deutlicher hervorgetreten. Bernier, Voyages, contenant la Description des États du Grand Mogol, Bd. II, 1723, S. 281/82, vermerkt, die Kaschmiri seien auch „wegen ihres schönen Blutes" bekannt. „Sie sind so wohlgestaltet wie unsere Europäer . . . Besonders die Frauen sind dort schön; von hier beziehen auch die Fremden am Hofe des Großmoguls ihre Frauen, um Kinder zu zeugen, die heller als die Hindus sind und so als echte Mongolen gelten können." Dies ist zugleich ein Zeugnis für die verhältnismäßig auffallende Helle der Mongolenherrenschicht des 18. Jahrhunderts, über die noch zu reden sein wird.

Tieffenthaler, Historisch-geographische Beschreibung von Hindustan, 1785, S. 93, berichtet über Kaschmir: „Die Einwohner sind weiß an Farbe."

Einen nordischen Einschlag lassen auch die Schilderungen bei v. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek, Bd. II, 1840, S. 430, vermuten, wo der treffliche Wuchs, die schönen, regelmäßigen Züge,

---

[1] Nach dem Dictionnaire des Sciences Anthropologiques unter „Blonds".

die großen Augen und schwarzen Haare der Kaschmiri geschildert werden, zugleich aber ihre „mit dem schönsten Karmin übergossenen Wangen". — Dies letztere sei besonders auffallend, wenn man von Indien komme, „wo keine Spur einer roten Wange zu finden ist". Die Kaschmiri kämen in ihren Gesichtszügen vielleicht den Bewohnern der Abruzzen (Italien) am nächsten, „doch mit dem Unterschiede, daß sie eine weißere Hautfarbe und höher gefärbte Wangen haben".

Auch im Pandschab falle die Schönheit der dort zugewanderten „weißen Kaschmir-Mädchen" auf im Vergleiche mit den dunkleren Inderinnen (Bd. II, S. 411). v. Hügel schildert dann ein Kaschmirmädchen, das er in Lahore unter den Tänzerinnen gesehen habe, „die mit einer weißen Hautfarbe sogar Farbe auf den Wangen verband" (Bd. III, 1841, S. 316).

Drew, The Jummoo and Kashmir Territories, 1875, S. 175, findet die Kaschmiri „die schönsten unter den Indern"; ihre Augen seien „nicht sehr dunkel braun", sie seien mittelgroß, hätten hellere Hautfarbe und dünne Lippen; besonders die Städter in Kaschmir fielen durch hellere Haut auf, die durchschnittlich etwa von Mandelfarbe sei. Ihrem seelischen Wesen nach seien die Kaschmiri feige, betrügerisch und lügnerisch. Das wird von vielen Kaschmiri auch durch andere Reisende berichtet, zugleich aber auch das „semitische", ja „jüdische" Aussehen vieler Kaschmiris. Stärker als der nordische Einschlag ist in Kaschmir sicherlich der Einschlag vorderasiatischer Rasse, die von vielen als „semitisch" oder „jüdisch" aufgefaßt wird.

Bei v. Schroeder, Arische Religion, Bd. I, 1914, S. 179, wird erwähnt: „Nach mündlicher Mitteilung des Dr. med. Paira Mall, Leibarztes des Mahârajas von Kathurpala, seien blondes Haar und blaue Augen bei den Indern in Kaschmir noch jetzt vielfach anzutreffen, seltener im Panjab."

Selbst im gebirgigen Nepal, im Gebiete des Nepaltales, dessen ackerbautreibende Bevölkerung deutlich einen starken innerasiatischen Einschlag zeigt, fand Kirkpatrick nach seinen „Nachrichten von dem Königreiche Nepaul", 1818, S. 134, unter den früher dort herrschenden Newar „viele Weiber, . . . vorzüglich in Bhatgong, . . . von sehr blühendem Teint und roten Wangen".

Fraser, Account of a Journey to the Sources of the Jumna and Bhagirati Rivers, Asiatick Researches, Bd. XIII, 1820, S. 193/94, erwähnt, daß er auf einer Reise in die Quellgebiete der Dschamna, des großen Nebenflusses des Ganges, in der Nähe der Dschamnaquelle (Jumnotri) im Gebirge eine ziemlich helle (frequently very fair) Bevölkerung gefunden habe, deren Sprache zur Hindustanimundart des Neuindischen gehöre, deren Augen „oft blau" (often blue), deren Bärte „von heller oder roter Farbe" gewesen seien. Diese Bevölkerung habe der um Rampur und Seran geähnelt. Hierzu vgl. auch Fraser, Journal of a Tour through Part of the Himalaya Mountains, 1820.

Wie bei diesen Gebirgsbewohnern, so findet sich ein nordischer Einschlag auch bewahrt bei verschiedenen Gebirgsstämmen im Nordwesten Britisch-Indiens, die entweder selbst zur indischen Gruppe des Indoiranertums gehören oder in ihrer Geschichte einmal arisch-indische Herrenschichten gehabt haben, Herrenschichten, die aber zur Sprache der Unterworfenen übergegangen sind, so daß diese Stämme nicht indogermanisiert worden sind.

Spuren nordischer Rasse unter den Stämmen des Pamirs und des Hindukuschs

Nächste Verwandte der Inder, Stämme mit indoiranischen Mundarten, die aber selbständige Ableitungen aus dem Urindischen sind, nicht Ableitungen aus dem Sanskrit, stellen die Darden dar oder einzelne Stämme, die man früher unter diesem Namen zusammengefaßt hat, ferner die Kafirstämme oder Siah-posch im Hindukusch und verschiedene gleich anzuführende Nachbarbevölkerungen.

Die Darden bewohnen Dardistan, eine Gebirgsgegend, die östlich und nordöstlich an den Bezirk um Tschitral (engl. Chitral) anschließt und von dort bis gegen den Indus reicht.

Drew, The Jummoo and Kashmir Territories, 1875, S. 424, fand unter diesen „Dards" gelegentlich hellere Hautfarben, so daß sich ein rötlicher Ton ergab, dazu gelegentlich hellere (hazel) Augen; die meisten Darden seien untersetzt, breit gebaut, schwarzhaarig, gelegentlich braunhaarig. Nach Bildern sind sie durch einen deutlichen Einschlag vorderasiatischer Rasse gekennzeichnet. v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja, 1884, S. 184, schreibt den Darden ein „Raubvogelgesicht" zu. Einige (an Zahl ungenügende) Messungen ergaben ihm (S. 250) einen Längen-Breiten-Index des Kopfes von 73,62, was auf langförmige Köpfe hinweisen würde. Unter 47 untersuchten Darden fand er 2,12% Blonde (S. 180).

Den Darden sind die Tschitrali, die mitten im Hindukusch um die Stadt Tschitral wohnen, sprachlich verwandt; auch sie gehören noch zur indischen Gruppe der Indoiraner. Sie nennen sich selbst Khos und ihre Sprache Khowar, eine Sprache, die dem Indischen der Sanskritstufe noch sehr nahestehen soll.

v. Ujfalvy fand unter ihnen (S. 180 der oben angeführten Arbeit) „nicht zahlreiche" Blonde. Robertson, The Kafirs of the Hindu-Kush, 1896, S. 170, vermerkt, daß unter ihnen öfters Blauäugige zu finden und daß sie in den oberen Ständen heller seien, und Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 106, führt einen englischen Reisenden Hayward an, der berichtete, daß man unter den

Tschitrali dunkelbraunes und hellbraunes Haar, braune, graue und oft blaue Augen finde; die Frauen hätten oft „englische Gesichtszüge", unter ihnen seien schwarzhaarige seltener, solche mit kastanienbraunem Haar vorherrschend.

Trinkler, Afghanistan, Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 196, 1928, S. 52, findet die Tschitrali rassisch den Darden nahestehend, ihre Kopfformen aber durchschnittlich länger als die der Darden.

Hier könnte man noch die Badakschi nennen, die in Badakschan, auf der afghanischen Seite des Hindukuschs wohnen und unter denen nach Robertson (a. a. O., S. 170) hellere Farben ebenfalls nicht selten sind. Sie sprechen eine iranische Mundart, die zu den Tadschik-Mundarten Westturkistans gehört.

Von den nicht-indogermanischen Gebirgsstämmen, die aber eine zu ihrer Sprache übergehende arisch-indische Herrenschicht gehabt haben und bei denen sich offenbar rassische Einschläge des arischen Indertums bis auf heute erhalten haben, sind die Balti, Lahuli und Ladakhi im oberen Industal zu nennen, Stämme, die sprachlich und auch rassisch den Tibetern verwandt sind. Bei den Balti und Lahuli scheint die innerasiatische Rasse schon stark vorzuwiegen, so nach Schilderungen des oben angeführten Drew.[1]

v. Ujfalvy fand bei den Lahuli unter 13 Gemessenen 2 mit hellbraunen Haaren, 5 mit hellen Augen; bei den von ihm als groß und schlank geschilderten Balti unter 21 Gemessenen 2 mit hellbraunen Haaren und 3 mit hellen Augen; dazu vgl. Deniker, Sur les mensurations de différents peuples de la haute vallée de l'Indus, envoyées par M. de Ujfalvy, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, III. Reihe, Bd. V, 1882, S. 77/78.

Das Überwiegen der innerasiatischen Rasse oder doch der starke Einschlag dieser Rasse bei diesen Stämmen geht auch aus v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja, 1884, S. 184 und 248—50 hervor; gerade für die Ladakhi erwähnt v. Ujfalvy mittlere Körperhöhe, untersetzten Wuchs und abstehende Backenknochen, dazu aber — bei einer allerdings zu kleinen Zahl von Untersuchten — einen Längen-Breiten-Index des Kopfes von 77.

Als nächste Verwandte der arischen Inder, Stämme, die sich vom Urindertum auf dessen Einwanderungswegen getrennt haben müssen und die dann im Gebirge, in Kafiristan, im Hindukusch, vor allem auf dessen Südseite, verblieben sind, erscheinen die Siah-posch, d. h. Schwarzgekleideten, oder, wie sie von den

[1] Vgl. auch Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 434 und 457; über die Ladakhi auch v. Schlagintweit-Sakülünski, Reisen in Indien und Hochasien, Bd. III, 1872, S. 285.

Mohammedanern ihrer Umgebung genannt wurden, die Kafir, „die Ungläubigen". Kafiristan, ihr Gebirgsland, gehört staatlich teils zu Afghanistan, teils zu Britisch-Indien. Die Kafiren sind aber nahezu unabhängig geblieben. Auch ist es Fremden erst seit neuester Zeit gelungen, in Kafiristan einzudringen. In solcher abgetrennten Gebirgslage konnte sich Altes erhalten, auch altertümliche Rassenbestandteile. So können die Kafiren in manchem, so auch im Rassischen, ein Bild des früheren arischen Indertums bieten.

Das Klima hat in Kafiristan die eingewanderte Rasse nicht ausmerzen können, ein kühles, mildes Klima, in dem Nadelwälder gedeihen. Die Kafiren leben in selbständigen Dorfschaften ohne staatliche Verbindung untereinander. Eine solche Verbindung würde auch durch die hohen Schneeberge, welche die Täler trennen, immer wieder unterbrochen werden. Die Kafiren treiben Viehzucht auf den Bergwiesen und in den Tälern etwas Ackerbau, den meist die Frauen betreiben. Gutes Ackerland ist kaum vorhanden, doch wird Roggen und Weizen angebaut. In den niedrigeren Lagen gedeihen auch Walnüsse, Äpfel, Birnen, Feigen und Reis. In solcher Umwelt konnte sich, ausgenommen den gründlicheren Ackerbau, Altindogermanisches besser erhalten als im feuchtheißen Indien. Arthur Haberlandt hat in seinem Aufsatze „Alpine Gebirgsvölker in Mittelasien"[1] die Rückbeziehungen verschiedener völkerkundlicher Züge im Kafirentum und in anderen Gesittungen indogermanischer Stammesreste in Mittelasien zu den alteuropäischen Gesittungen in Südost- und Südeuropa verfolgt.



Abb. 12. Blauäugiger Kafir
(Nach Burnes, Kabul, 1843)

Eine der ersten Nachrichten über die rassischen Züge der Kafiren wird Burnes, Kabul, übersetzt von

[1] Berichte des Forschungsinstitutes für Osten und Orient, Bd. III, 1919.

Olkers, 1843, S. 195, bieten, wo ein Kafir beschrieben wird, den Burnes unterwegs antraf, „ein vorzüglich hübscher junger Mann, groß, mit regelmäßigen griechischen Zügen, blauen Augen und schöner Gesichtsfarbe". (Abb. 12)



Abb. 13. Kafir aus dem Kati-Stamme
(Aufnahme: Prof. Morgenstierne)

Globus, Bd. 8, 1865, gibt „Mitteilungen über die Siah-posch im asiatischen Kafiristan" wieder, worin (S. 343) die Gesichtszüge der Kafiren „ganz europäisch und sehr intelligent" genannt werden. „Sowohl blaue wie schwarze Augen kommen vor.... Die Farbe des Haares wechselt von Schwarz bis Hellbraun".

Davis und Thurnham, Thesaurus Craniorum, 1867, S. 137, beschreiben einige Kafirenschädel und geben nach Mitteilungen Bellews, eines englischen Reisenden, dessen Eindrücke vom Anblick der Kafiren wieder: „Im Äußeren haben die Kafiren etwas Europäisches an sich, aber nicht mehr als viele andere Hindustämme der Himalajakette. Einzelne von ihnen sind sehr dunkel, andere sehr hell, die Mehrzahl von Weizenfarbe."

v. Hellwald, Neue Forschungen in Zentralasien, Das Ausland, 1872, S. 267, bezeichnet die Siahposch „als ganz europäisch, von sehr klugem Ausdruck"; unter ihnen kämen blaue und dunkle Augen vor und ebenso hellbraune bis schwarze Augen; ihre Gestalten seien schlank.

Biddulph, Tribes of the Hindoo-Koosh, 1880, bezeichnet die Kafiren (Siah-posh) als „reine Arier hochgezüchteten Schlags" (pure Aryans of a high type). „In ihren Haut-, Haar- und Augenfarben weisen sie große Unterschiede auf; einige von ihnen, die in den höheren Lagen wohnen, sind sehr hell" (S. 128). Besonders in den höheren Tälern des westlichen Hindukuschs wohnten viele Helle; diese Stämme hießen auch die „Roten Kafiren".

Die Siahposch seien gute Züchter von Hunden, Rindern, Schafen und Geflügel. Krieg und Jagd, Streitaxt und Dolch, hielten sie für das einzige, womit sich abzugeben eines Mannes würdig sei.

Die englische Zeitschrift Nature, Bd. XXI, 1880, S. 278, berichtet über briefliche Schilderungen eines Generals Abbot vom Jahre 1879, Abbot unterscheide nach seinen Eindrücken unter den Kafiren einen hellen Schlag mit blauen Augen, der den Adel (aristocracy) ausmache, und einen dunklen Schlag, den (von indogermanischen Einwanderern unterworfenen) Ureinwohnern (aborigines).

McNair, einer der ersten Europäer, die Kafiristan bereisten — er durchstreifte das Land 1883 als indischer Arzt verkleidet —, beschreibt die Bevölkerung 1884 in einem Aufsatze A Visit to Kafiristan in den Proceedings of the Geographical Society, Bd. VI, 1884, S. 1 ff.: es fänden sich Dunkle und Helle unter den Kafiren, die Hellen seien von rosig-heller Hautfarbe. Das Volk erzähle, die Hellen seien von Norden und Osten, die Dunklen von Süden gekommen. Es fänden sich sehr schöne Männer unter den Kafiren, mit scharfen „arischen" Zügen und durchdringendem Blick; blaue Augen kämen vor, blondes Haar sei nicht selten.



Abb. 14. Zwei Kafiren des Kati-Stammes aus dem Gebiete von Tschitral, links Häuptling, rechts Priester.
(Aufnahme: Prof. Morgenstierne)

Als einmal eine Kafirgesandtschaft nach Indien kam zu Sir William Macnaghten, sagten Afghanen in der Begleitung dieses englischen Beamten zu ihm: „Hier kommen Ihre Verwandten." Sir Henry Rawlinson sprach von einer Kafirfrau mit langem goldenem Haar, die er gesehen hatte, als von der schönsten Morgenländerin, die er je erblickt habe, und schon einem Inder, den Lord Elphinstone 1809 nach Kafiristan gesandt hatte, war die „Schönheit" und das europäische Aussehen vieler Kafiren aufgefallen.

v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja, 1884, S. 180, erwähnt für Kafiristan „nicht zahlreiche" Blonde.

Risley berichtet im Journal of the Anthropological Institute, Bd. XX, 1890/91, S. 259, von Blonden, Grauäugigen und Rosighellen, die er bei den Kafiren gesehen habe.

Robertson, The Kafirs of the Hindu-Kush, 1896, S. 165—69, schildert die Bevölkerung Kafiristans als schlanke Menschen, von ziem-

lich hohem Wuchs, die kleinsten etwa 5 Fuß hoch, die größten etwa 6 Fuß 1½ Zoll, der Durchschnitt zwischen 5 Fuß 5½ Zoll und 5 Fuß 6 Zoll. Breite Brust und schmale Hüften (ein besonders der nordischen Rasse eigener Zug) kennzeichne die Männer; ihre Nasen seien gut geschnitten, sie gehörten zum Teil zu den hübschesten Menschen.

In der Regel sehe man beim Adel die besten Gestalten; die Trefflichkeit des Wuchses nehme vom Adel aus nach unten ab über die Schäfer bis zu den Sklaven. Unter den Adligen gebe es wahrhaft hervorragende Männer: als Köpfe von Staatsmännern, Philosophen, Gelehrten, könnten diese in anderer Umwelt erscheinen.

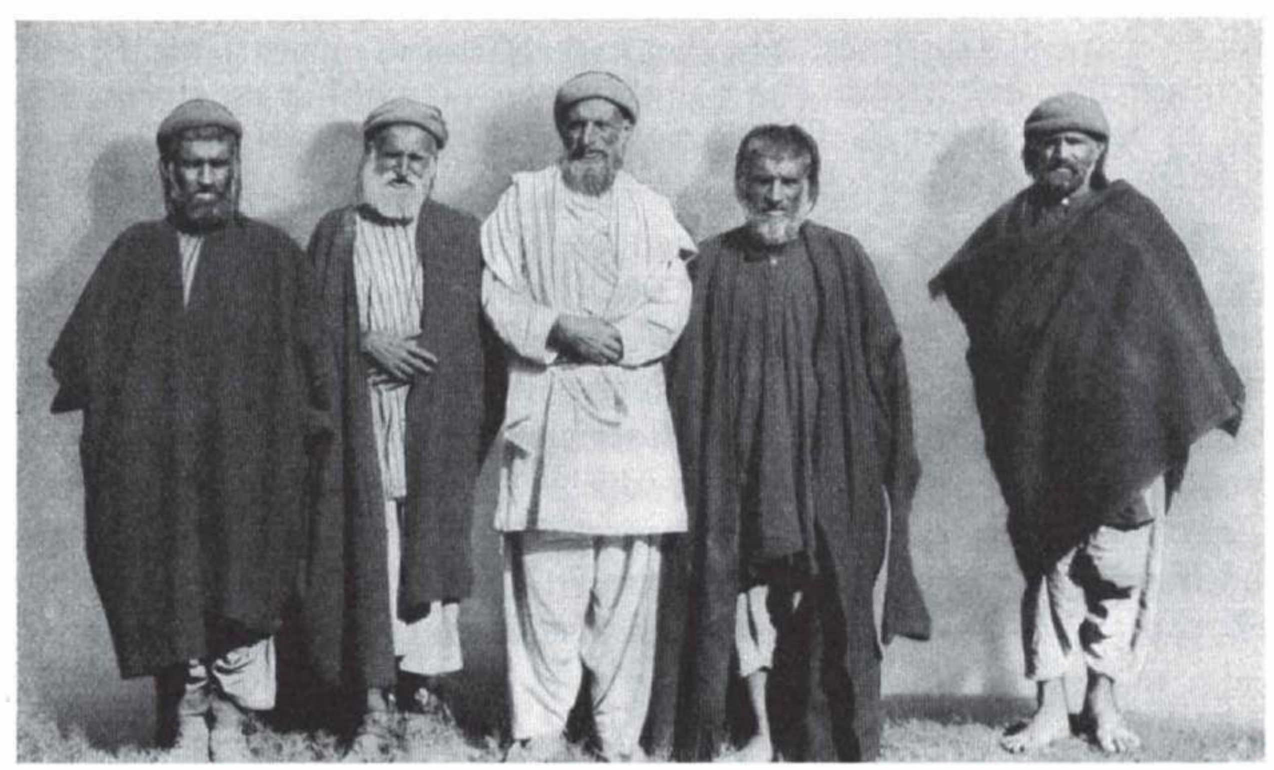


Abb. 15.
Kafiren aus Kunischt. Nach der schwarzen Bekleidung heißen sie Siah-posch.
(Aufnahme: Prof. Morgenstierne)

Die Hautfarbe sei im Durchschnitt etwa der der Pandschabbevölkerung gleich; am hellsten sei der kafirische Stamm der Wai; die Stämme der Presun und Kati seien die verhältnismäßig dunkelsten, doch sehe man bei den Kindern der Presun öfters helle Augen und helles Haar. Rothaarige kämen bei den Kafiren auch vor, doch im ganzen zu weniger als 1%.

Capus, ein französischer Forscher, den Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 103/04 anführt, unterscheidet zwei Schläge unter den Siahposch, einen hellen und einen dunklen; die Mehrzahl sei dunkel, viele aber seien erstaunlich „europäisch". Die Hellen seien im Durchschnitt größer, schlanker, von hellerer Haarfarbe, mit Augen von grünlichem Blau und einem kühnen Blick. Berühmt seien bei den Nachbarn die Frauen der Kafiren wegen ihrer Schönheit, darum auch begehrt für die Harems der fürstlichen und reichen Mohammedaner der umliegenden Gebiete. Die Mehrzahl der Kafirfrauen gehört

aber anscheinend nicht zu diesem „schönen" Schlag: Robertson fand die Kafirfrauen im allgemeinen häßlich anzusehen, allerdings mehr wegen ihrer Verbrauchtheit durch harte Arbeit und ihres Schmutzes.

Joyce, Notes on the Physical Anthropology of Chinese Turkestan, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 42, 1912, fand unter einer kleineren Anzahl von ihm untersuchter Kafiren eine rosighelle Haut (white-rosy) bei 28%; er fand aber — ein Anzeichen, daß den Kafiren auch ein innerasiatischer Einschlag eigen ist — bei 28% der von ihm untersuchten Kafiren straffes Haar.

Bei A. Schultz, Altarische Restvölker Innerasiens, Volk und Rasse, Bd. 6, 1931, S. 65—80, werden die Kafiren als überwiegend langköpfig und hell bezeichnet, was aber wahrscheinlich nur für eine Minderheit zutrifft und wobei die Langköpfigkeit sowohl von einem Einschlag der nordischen Rasse wie von einem der orientalischen Rasse abzuleiten ist.

Mit allen diesen Zügen geben die Siahposch oder wenigstens deren hellere Oberschicht eine Vorstellung davon, in welcher Richtung man sich die arischen Inder aus Indiens Frühgeschichte abweichend denken darf vom Merkmalbilde der heutigen Hindubevölkerungen. Die größere Helligkeit beim Adel Kafiristans mußte bei dessen Herkunft von den sprachüberbringenden eingewanderten Indogermanen eben erwartet werden, wie die verhältnismäßig häufige Helligkeit beim Gesamtvolke bei dessen indogermanischer Sprache eben in dieser Gebirgslage erwartet werden durfte.

Die Inder in Java

Zur Zeit des abendländischen frühen Mittelalters herrschten auf Java einzelne indische Herrengeschlechter nordindischer Herkunft. Eine reichhaltige javanisch-indische Gesittung entfaltete sich; prächtige Tempelbauten entstanden, deren Trümmer heute aus dem Urwalde freigelegt werden.

Eine Beimischung indischer Herkunft lassen die Bevölkerungen auf Java, Bali, Lombok und Sumatra sowie in einigen Küstenbezirken die Bevölkerungen Borneos erkennen.[1] Mit diesen Indern könnte ein Einschlag des frühen arischen Indertums Java erreicht haben. Hagen, van Hasselt und Kleiweg de Zwaan schildern einen „feinen Schlag" des Javanertums, der wohl größtenteils vom älteren Indien abzuleiten ist und in dem man nach Abbildungen ab und zu das Auftauchen einzelner Züge der nordischen Rasse vermuten darf, so etwa gegenüber der Darstel-

[1] Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 750/51.

lung eines Javaners, die in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 41, 1909, S. 174, Abbildung 6 und 7, wiedergegeben ist.

Die javanischen Bühnenmasken zeigen, sobald sie höhere Stände darstellen sollen, einen „feineren“ Schlag mit schmäleren Gesichtern, schmalen Nasen und dünnen Lippen.[1]

Die Lolo

Noch an einer anderen Stelle könnte altindisches Blut in der Bevölkerung erhalten sein, bei den Lolo oder Lolo-Po in den südwestchinesischen Bezirken Setschuan und Jünnan, die in abgelegenen und unwirtlichen Gebirgstälern westlich und nördlich vom Oberlauf des Jangtsekiangs wohnen. Die Lolo werden zu den Man-völkern gerechnet, mit erdkundlicher Bezeichnung zu den Tibetobirmanen.

Die Lolo leben zwar innerhalb der Grenzen Chinas, aber in völliger Unabhängigkeit und in ihren Einzelstämmen untereinander nicht verbunden. Von den Chinesen werden sie I-jen oder I-kia genannt. Das Verhältnis zu den Chinesen ist auch heute noch eher feindlich als freundlich. Die Lolos lehnen auch eheliche Verbindungen mit Chinesinnen ab, während die benachbarten Chinesen gerne Lolomädchen wegen ihrer „Schönheit“ heiraten oder als Beischläferinnen erwerben.

Erkes, China, 1919, S. 14, vermutet in den Lolo einen aus Altindien abgewanderten Stamm; die Lolo selbst sagen aus, sie stammten aus einem Gebiete zwischen Tibet und Birma.[2]

Die Lolo sind ein „Naturvolk“ mit einer eigenen Schrift. Ihre Frauen haben eine sehr freie Stellung. Es sind Ackerbauern, Jäger und Hirten; ein Handwerk, die Schmiedekunst, ist ihnen auch bekannt. Sie bauen Weizen und Roggen an, nur wenig Reis. Ihrer seelischen Artung nach gelten sie als sehr willensstark und kühn.

Ihre Oberschicht wird von den „Schwarzen“ oder „Schwarzknochen“ gebildet, einem Adel, der über die „Weißen“ oder „Weißknochen“, das niedere Volk, herrscht. Die „Schwarzen“ behaupten, früher seien die „Weißen“ ihre Sklaven gewesen.[3] Wahrscheinlich beruht diese Schichtung auf einer Einwanderung von Eroberern in früherer Zeit. Von leiblichen Merkmalen der Schichten, wie es sonst öfters vorkommt, sind diese Bezeichnungen aber nicht abgeleitet.

[1] Nyessen, Somatical Investigation of the Javanese, 1929, S. 116/17.
[2] Vial, Les Lolos, 1898, S. 1.
[3] Clarke, Among the Tribes in South-West China, 1910, S. 133 und 135.

Die leiblichen Merkmale der Lolo werden so beschrieben, daß ein deutlicher nicht-innerasiatischer Einschlag auffällt. „Sie werden als mittelgroß (Körperhöhe der Männer 1,51 m bis 1,65 m, der Frauen 1,39 m bis 1,56 m) und in den höheren Gebirgslagen noch hochwüchsiger geschildert, haben hohe Stirne, gerade Nase und schwarzes Haar, das indessen oft ins Bräunliche spielt, sind stark und muskulös; der mongolische Typus tritt viel stärker zurück als bei den Chinesen."[1] Es heißt offenbar zu viel behauptet, wenn ihnen Richard ein „halb-arisches" Aussehen zuschreibt und sie „hellhäutig wie Indogermanen (Indo-europeans) oder Arier" nennt, ihnen insgesamt ausgebogene Nasen, braunes Haar und blaue oder graue Augen zuschreibt.[2]

In seiner Arbeit Les Lolos hat Cordier[3] Nachrichten über die Leibesbeschaffenheit der Lolo zusammengestellt, die zum Teil auch dadurch etwas voneinander abweichen mögen, daß die berichtenden Reisenden je verschiedene Lolostämme besucht haben. Aus diesen Berichten sei im folgenden Wesentliches wiedergegeben:

Blakiston (1861) fand die Lolo gänzlich verschieden von den Chinesen, mit schmäleren Gesichtern, nahezu geraden und höher gebauten Nasen, ihre Haut mehr bräunlich als gelblich, ihren Wuchs größer und kräftiger (Cordier, S. 646/47).

Thorel (1868) fand in ihrem Aussehen etwas vom „kaukasischen" Menschenschlag (d. h. nach Blumenbachs Bezeichnung etwas „Europäisches") und etwas „Indoeuropäisches". Manche Lolo glichen Zigeunern. Sie seien hochgewachsen, kräftig gebaut, breitschulterig, hätten kraftvolle Gesichtszüge, die viel ausdrucksvoller seien als die der „Mongolen", eine hohe Stirn mit Stirnhöckern (bosses frontales), oft dunkle Bärte mit welligem Haargespinst und stärkerem Bartwuchs als die Chinesen (deren dünner Bart ja auch straffhaarig ist). Ihre Lidspalte ziehe waagrecht und lasse das Auge offen liegen. Die Nase sei stärker erhoben als bei Chinesen, selten jedoch so stark wie bei Europäern. Sie hätten kaum abstehende Backenknochen, einen mittelgroßen Mund, gegeneinander gerichtete, nicht nach vorn gerichtete Kiefer, meistens ein betontes Kinn und einen Unterkiefer, dessen Kinnwinkel sich einem rechten Winkel nähere (Cordier, S. 648/49).

Baber (1877) erwähnt wieder den höheren Wuchs der Lolo gegenüber den Chinesen; die Lolo seien ein wenig kleiner als mittelgroße Engländer, nie fett wie Chinesen, hätten bräunliche Haut, ein schmales Gesicht, waagrecht ziehende Lidspalte, wenig betonte Backenknochen, eine leicht ausgebogene Nase und ein betontes Kinn (Cordier, S. 651/52).

---

[1] Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Erster Teil, S. 646.
[2] Richard, Comprehensive Geography of China, 1908, S. 112 und S. 345.
[3] T'oung Pao, 2. Reihe, Bd. 8, 1907, S. 597 ff.

Bourne (1885) bemerkt, daß die Augen der Lolo tiefer eingebettet seien als bei den Chinesen (denen meistens die flach liegenden Augen der innerasiatischen Rasse eigen sind) (Cordier, S. 662).

Deblenne (1895) nennt die Lolo mittelgroß und mittelköpfig (mesokephal) mit einer Neigung zur Langköpfigkeit (Dolichokephalie), so besonders im Stamme Ko-pu bei der Siedlung Tu-dza (Cordier, S. 667).

Leclerc (1898) betont wieder gegenüber den Chinesen die Andersartigkeit der Lolo. Unter ihnen erinnerten manche Schmalgesichtigen mit feineren Gesichtszügen an das Aussehen gewisser Russen; manche Lolofrau könne man, wenn sie anders gekleidet wäre, für eine Europäerin halten (Cordier, S. 674).

François (1904) bezeichnet die Lolo als größer, schöner, männlicher und kühner als die Chinesen; sie hätten weder schief ziehende Lidspalten („Schlitzaugen") noch betonte Backenknochen, noch flache Nasen, noch nach vorn stehende Kiefer (Cordier, S. 667).

Legendre (1907) fand bei den Lolo im männlichen Geschlecht eine Körperhöhe von 170 bis 180 cm, breite Schultern, eine hohe Stirn; ihre Jochbeine (Backenknochen) und Jochbögen fand er nicht abstehend, vielmehr fand er schmale Gesichter mit hellbraunen Augen, eine waagrechte Lidspalte, eine feine und leicht ausgebogene Nase mit betontem, schmalem Nasenrücken (à l'arête médiane très marquée), ein betontes Kinn, einen schlanken Hals. Er bezeichnet ihre Hautfarbe als hell mit bräunlichem (basané) Ton; bei den jungen Mädchen sei die Haut nicht selten rosighell. Dunkelblaue Augen seien unter den Lolo nicht selten; die Haare seien schwarz. „Reine" Lolo seien langköpfig, je weniger „rein", desto mehr seien sie kurzköpfig (wie die innerasiatische Rasse) (Cordier, S. 683).

Legendre ist später in seiner Étude anthropologique sur les Chinois du Setchoun im Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. II, 1911, S. 102 ff., nochmals auf die Lolo eingegangen, die er dort kraftvoll und kriegerisch nennt und deren Adel er rassisch verschieden vom übrigen Volke findet. Er findet bei den Bevölkerungen Setschuans, auch bei Chinesen — die ja Lolofrauen heiraten — einzelne mit heller Haut wie Europäer, einzelne mit rosigen Wangen, so besonders in den Bergen im Westen Setschuans, wo eben die Lolo wohnen. Im ganzen handle es sich bei diesen Bevölkerungen um eine Gruppe mit mittelkurzen Köpfen mit der Verteilung aber, daß die Gruppe der Kleinen durchschnittlich die meisten Kurzköpfigen umfaßt und durchschnittlich die breitesten Mundspalten zeigt. Diese Kleinen sind in der chinesischen Bevölkerung meistens Kulis, Diener oder Bauern, selten Mandarinen. Vgl. auch Legendre, Le Far West Chinois, Deux Années au Setchouen, 1906, S. 296—98.

Henry, The Lolos and other Tribes of Western China, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 33, 1903, S. 98, nennt die Lolo sehr hochgewachsen; Kleine gebe es unter ihnen nicht, sie hätten keine ostasiatischen Augen und besäßen ein etwas betontes Kinn.

Liétard, Les Lo-lo P'o, 1913, S. 57, beschreibt die dunklen Haare der Lolo, die nicht von dem Schwarz der chinesischen Haare seien, sondern eher einen blonden Schimmer zeigten (ils tirent plutôt sur le blond). Alle Lolo seien schlank, nie sehe man Fette wie in China; die Hautfarbe sei nicht der chinesischen gleich, sondern mehr bräunlich. Auch er erwähnt das länglich-runde Gesicht, die höher erhobene Nase und ein etwas betontes Kinn. Bei den benachbarten Chinesen in Kientschang wird nach Liétard erzählt: „Der echte Lolo ist ein sehr hochgewachsener Mensch."

Ting, ein Chinese, hat die Lolo im östlichen Jünnan in The China Medical Journal, Bd. 35, 1921, in einem Aufsatze On the native Tribes of Yunnan behandelt; er beschreibt sie als hochgewachsen, hellhäutig, langköpfig und von regelmäßigen Zügen. Die Vorfahren der Lolo, meinte er, hätten sich mit einer Gruppe der Juetschi (vgl. S. 64) vermischt.



Abb. 16. Maharadschah Dschaswont Singh von Jodhpur. Um 1650. Vorwiegend vorderasiatisch.
(Staatl. Kunstsammlungen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

Den Lolo ist also ein auffälliger Einschlag eigen, anscheinend außer Einschlägen verschiedener Herkunft, wie sie in der Hindubevölkerung vorkommen, auch Reste eines leichten Einschlags nordischer Rasse. Läßt sich dieser zu vermutende nordische Einschlag von einer Gruppe des arischen Indertums ableiten, eine Möglichkeit, auf die Erkes (S. 81) verwiesen hat, oder ist ein Teil der Lolo-vorväter von einer Sakengruppe Innerasiens oder Westchinas abzuleiten? Gobineau hat in seinem Essai sur l'Inégalité des Races humaines (Bd. II, 1853), S. 176/77, mehrere Auswanderungen von arischen Kschatrija nach Nepal und Bhutan angenommen, also in die Grenzgebiete gegen Setschuan.

Den östlichsten Ausläufer eines nordischen Einschlags

in den Bevölkerungen Asiens würden die Lolo noch nicht einmal darstellen; dieser ist — mit viel deutlicherer Beimischung der nordischen Rasse — bei den später zu behandelnden Jau in Südostchina zu finden.

Sprachen und Völker im heutigen Indien

Einschläge nordischer Rasse sind im heutigen Indien nach dem Vorhergehenden nur im Nordwesten zu erkennen, dann bei

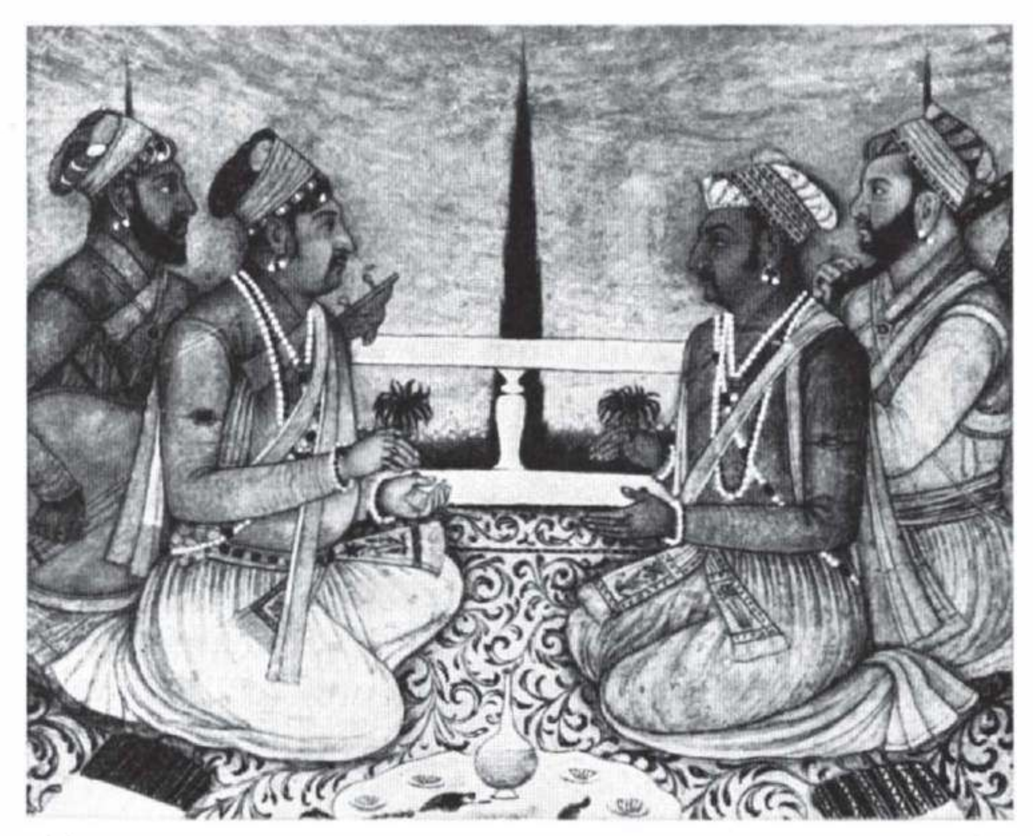


Abb. 17. Mian Tan Sin, Sänger am Hofe des Kaisers Akbar, und andere Tonkünstler. 17. Jahrhundert.
Bei den Vordergrundgestalten Einschläge der vorderasiatischen Rasse.
(Staatl. Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

den oberen Ständen und zwar sowohl den obersten Hindukasten wie den oberen Ständen der Mohammedaner. Dazu kommen da und dort geringe Einschläge nordischer Rasse, bei den unteren Schichten meistens infolge unerlaubter Verbindungen, und seit der Herrschaft der Europäer ist durch das „Halbblut" der indisch-europäischen Mischlinge eine Gruppe mit einem gewissen Einschlag nordischer Rasse entstanden.

Die indische Sprache, dieser Zweig des großen indogermanischen Sprachstamms, ist in den vielen indischen Mundarten erhalten; sie werden von insgesamt rund 230 Millionen Menschen gesprochen. Diese Mundarten weichen stark voneinander ab. Für beinahe alle

gilt, was bei der Entnordung des indischen Volkes und nach einer Jahrhunderte langen Einwirkung des Sprachgeistes der vorindogermanischen Bevölkerungsschichten auf die von ihnen übernommene indogermanische Sprache zu erwarten ist: „Bei den neuindischen Mundarten ist es schon zweifelhaft, ob sie syntaktisch [dem Satzbau nach] noch zum indogermanischen Kreise gerechnet werden dürfen."[1] Aber nicht nur der Satzbau, sondern auch die Laute sind von der ursprünglich fremdsprachigen Unterschicht in nicht-indogermanischer Richtung abgelenkt worden.[2]



Abb. 18. Islamischer Geistlicher. Ende des 17. Jahrhunderts. Vorderasiatische Rasse.
(Staatl. Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)



Abb. 19. Ein Mogul-Truppenführer. 17. Jahrhundert. Vorwiegend vorderasiatisch.
(Staatl. Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

Die nichtindogermanischen Sprachen in Indien sind vertreten durch die Drawidamundarten, die von 63 Millionen Eingeborenen gesprochen werden, dann die Mundasprachen, die von 4 Millionen, und die Mon-Khmer-Sprachen, die von über 500 000 gesprochen werden. Aber diese verlieren gegenüber dem Indischen an Boden.

[1] Porzig, Aufgaben der indogermanischen Syntax, in „Stand und Aufgaben der indogermanischen Sprachwissenschaft", Festschrift für Wilhelm Streitberg, 1924; vgl. ferner Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, 1925, S. 10.

[2] Vgl. Journal Asiatique, Bd. 17, 1911, S. 166.

Die Zigeuner sprechen eine indische Mundart, zählen also der Sprache nach auch zu den Indogermanen.[1]

Die Rasse der alt- und jungsteinzeitlichen Einheimischen, die von den eingewanderten arja als die Dunkelhäutigen und Nasenlosen beschrieben worden sind (vgl. S. 34), wird sich verhältnismäßig am besten erhalten haben bei den Dschungelstämmen der felsigen Höhengebiete und als starker Einschlag in den unteren Kasten der Stämme in den Ebenen: der drawidische Schlag, zu den „Weddiden" gehörig, die Frhr. v. Eickstedt zu einer Rasse zusammenfaßt.

Stämme mit mehr oder minder deutlichem Einschlag der innerasiatischen („mongolischen") Rasse vom „palämongoliden" (Frhr. v. Eickstedt) Schlage finden sich im Himalajagebiet, besonders gegen Osten bei den Gurkha und Nachbarn in Nepal, darüber hinaus bei tibetischen und birmanischen Einwanderern. Dieser Schlag mag vor Einrücken der arischen Inder in den nordindischen Ebenen häufiger gewesen sein. Beigemischt findet sich die innerasiatische Rasse im ganzen Nordosten Britisch-Indiens, in Bengalen und Bihar, und stark überwiegend wieder im Inneren Assams und Birmas.



Abb. 20. Tscheklik Khan.
Anfang des 18. Jahrhunderts.
Vorwiegend vorderasiatisch.
(Staatl. Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

Ein deutlicher Einschlag der vorderasiatischen Rasse ist im Nordwesten und innerhalb der oberen Schichten auch da und dort außerhalb des Nordwestens zu erkennen.

Negride Einschläge in der Ausprägung der „Indo-Melaniden" (Frhr. v. Eickstedt) und mit vorgeschichtlichen Rassenbeziehungen zu verschiedenen Gruppen in Küstengebieten des Indischen Ozeans, als besondere Bestandteile auch angezeigt durch „austroasiati-

[1] Über die Zigeuner vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 1929, S. 89/90.

sche" Sprachen, etwa im Gebiet des mittleren bis oberen Narbadaflusses, dann durch die erwähnten Mundasprachen, im Gebiet westlich des unteren Gangeslaufes, finden sich hauptsächlich dem Osten der Halbinsel entlang, gegen Norden mehr im Innern des Landes, gegen Süden und im Norden Ceylons mehr im Küstengebiet.



Abb. 21. Schodschaad-Danla, König von Ondh, mit seiner Familie. Um 1760. Einschläge der vorderasiatischen Rasse.
(Staatl. Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

Zwischen allen diesen Rassen und Rassengemischen haben sich im Lauf der Jahrhunderte unübersehbar mannigfaltige Kreuzungsformen ergeben. Die Rassen des heutigen Indiens finden sich eingehend dargestellt bei Frh. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 1933, S. 154 ff.; die Rassengeschichte der nicht-nordischen Rasseneinschläge der Bevölkerung Indiens ist behandelt bei Frh. v. Eickstedt, Die Rassengeschichte von Indien unter besonderer Berücksichtigung von Mysore, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 32, 1933, S. 77 ff.

III. Belutschen und Afghanen

Zwischen den beiden indoiranischen Hauptgruppen, den Indern und den Persern, vermitteln nach ihren Siedlungsgebieten heute zwei Völker indogermanischer Sprache, die Belutschen und die Afghanen, die Belutschen unter britisch-indischer Herrschaft, die Afghanen als Herren eines eigenen Staatswesens.

In Belutschistan findet sich kaum noch eine Spur desjenigen nordischen Einschlags, den man bei den Überbringern der Sprache wie bei allen Indogermanen annehmen muß. Diese Sprache, das Belutschi, ist eine westiranische Mundart und soll in manchen Zügen altertümliche Eigenheiten bewahrt haben. Mitten in Belutschistan wird aber auch noch eine Drawidasprache gesprochen, das Brahui, und eben bei dem Brahuistamme ist auch ein deutlicher negrider Einschlag vom Schlage der „Indo-Melaniden" (vgl. S. 87) zu erkennen. Die Belutschen und die Brahui heiraten einander häufig, so daß die Kreuzung dieser beiden Menschenschläge schon weit vorgeschritten ist.[1]

Am meisten verbreitet unter den Belutschen und in den angrenzenden indischen Gebieten ist ein rassengemischter Schlag, den Rapson geschildert hat: über mittelgroß, von verhältnismäßig hellerer Hautfarbe, breitköpfig, mit einer langen, ausgebogenen und ziemlich schmalen Nase, mit meist dunklen, selten grauen Augen, mit starker Körperbehaarung.[2] Nach Schindler kommt unter den Belutschen auf etwa 200 Menschen ein Blonder.[3] Nach dem Dictionnaire des Sciences Anthropologiques, S. 135, finden sich unter den Belutschen vereinzelte Hellhäutige, Hellhaarige, Grauäugige und Blauäugige.

Somit ist auch bei diesen Indogermanen der nordische Einschlag noch nicht ganz geschwunden, obschon gerade das Klima Belutschistans der Erhaltung nordischer Erbanlagen durchaus ungünstig ist.

---

[1] Pottinger, Voyages dans le Béloutchistan et le Sindhy, Bd. I, 1818, S. 103.

[2] Rapson, Ancient India, The Cambridge History of India, Bd. I, 1922, S. 44; vgl. auch Dames, The Baloch Race, Asiatic Society Monographs, Bd. VI, 1904.

[3] Schindler, Die Haarfarbe der Stämme in Persien und am Kaspischen Meere, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XI, 1879, S. [306/07].

Die Afghanen oder Paschtun sprechen eine indoiranische Sprache, die zu den ostiranischen Mundarten gehört. Ihre Sprache, Paschtu (englisch Pushtu) genannt, ist nicht vom Altpersischen abzuleiten, stellt vielmehr eine selbständige Fortbildung des Altiranischen dar. Sie ist durch eigenes Schrifttum seit dem 16. Jahrhundert bekannt und wird heute von etwa $1^1/_2$ Millionen Menschen gesprochen.

Die Afghanen bilden als Ostiraner diejenige iranische Gruppe, die ursprünglich den Indern am nächsten stand. Die frühere Geschichte der Afghanen ist noch kaum erhellt.[1] Unter den Eigennamen



Abb. 22. Afridi.
Vorwiegend nordisch.
(Aufnahme: Prof. Stiehl)



Abb. 23. Afridi.
Vorderasiatischer und wahrscheinlich nordischer Einschlag.
(Aufnahme: Prof. Stiehl)

früherer Afghanengeschlechter finden sich solche hinduisch-indischer, solche iranischer und parthisch-iranischer Herkunft, so daß man im Afghanentum auch schon einzelne Bestandteile altiranischer und altindischer Herkunft vermutet hat.

Im 11. Jahrhundert scheinen die Afghanen noch im Suleimangebirge westlich vom mittleren Indus gewohnt zu haben, von wo aus sie dann in nördlicher und westlicher Richtung in das heutige Afghanistan einwanderten. Damit ließen sich die Schilderungen vereinen, welche die Ähnlichkeit vieler Afghanen mit Pandschabindern hervorheben.[2]

---

[1] Vgl. Macmunn, Afghanistan from Darius to Ammanullah, 1929.

[2] Datta, Eine Untersuchung der Rassenelemente in Belutschistan, Afghanistan und den Nachbarländern des Hindukusch, Dissertation Hamburg, 1925.

In dem Dictionnaire des Sciences Anthropologiques sind die leiblichen Merkmale der Afghanen (unter „Asie“, S. 135) nach Keane angegeben: der Längen-Breiten-Index des Kopfes beträgt 79, das Gesicht ist durchschnittlich schmal, das Haar und die Augen sind meist dunkel; doch sind helle Haare und Augen unter den Afghanen nicht selten und kommen häufiger besonders unter den Gebirgsstämmen im Suleimangebirge vor. Es wäre also möglich, daß ein heller Einschlag sich in den gebirgigen Ursitzen des Volkes deutlicher erhalten hätte.

Zu den Afghanen gehören die Afridi, die auf britisch-indischem Gebiet zwischen Afghanistan und Nordwestindien wohnen, in den abgelegenen Gebirgstälern westlich und südwestlich von Peschaur (Peshawar) in der Nähe des Khaïberpasses. Bis 1879 haben sie als ein kriegerischer und seinen Nachbarn gefährlicher Stamm den Khaïber- und den Kohatpaß beherrscht.[1] Die Afridi halten sich selbst nicht für Afghanen oder wollen nicht dafür gehalten werden.

Die Afghanenstämme bestehen aus kriegerischen Hirten, geübten Reitern, die als Herrenbevölkerung die übrige Bevölkerung Afghanistans beherrschen. Trotz dem herrschenden Islam ist die Stellung der afghanischen Frau — eine Nachwirkung indogermanischer Sitte — freier als bei den Nachbarvölkern. Unter der afghanischen Herrenschicht, die nur etwa die Hälfte der Bevölkerung ausmacht, sitzen als Ackerbauern, Handwerker und Kaufleute Tadschiken, die ebenfalls iranische Mundarten sprechen, und deren rassische Eigenart später zu behandeln sein wird. Daneben leben als Wanderhirten in Afghanistan einige türkische Stämme wie Turkmenen und Kyzylbasch.[2] Ihrem Glauben nach sind die Afghanen Moslem, und zwar sunnitische; zwischen sunnitischen Afghanen und schiitischen Persern besteht ein überlieferter Glaubenshaß.

Die Afghanen werden als ritterlich und gastfrei geschildert, als kühn und tapfer; ihre Neigung zu Mißtrauen, häufig bei Vorschützen einer gewissen Offenherzigkeit, wird betont, ebenso ihre Habsucht.

---

[1] Holdich, Swatis and Afridis, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 29, 1899, S. 2ff.

[2] Die Bezeichnung „türkisch“ wird in diesem Buche immer im weiteren Sinne gebraucht, also für alle Turkvölker Inner- und Westasiens, während die kleinasiatisch-europäische Gruppe dieser Stämme „Osmanen“ genannt werden.

Elphinstone[1] führt als Vorzüge der Afghanen an: Freiheitsliebe, Offenheit, Männlichkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit, Fleiß, verständiges Wesen und Güte gegen Untergebene; in ihrem Auftreten seien die Afghanen lange nicht so lebhaft wie die Perser. Als Mängel der Afghanen vermerkt er: Rachsucht, Neid, Geiz, Raubsucht und Hartnäckigkeit. Mit einer Zusammensetzung des Afghanentums aus orientalischer, vorderasiatischer und nordischer Rasse, einer Zusammensetzung, wie sie die verschiedenen rassenkundlichen Zeugnisse vermuten lassen,[2] würde sich im ganzen gerade das Bild seelischer Züge vereinen lassen, das sich aus Elphinstones Bericht ergibt.

Über die leiblichen Merkmale vermerkt Elphinstone, daß Kopf- und Barthaare der Afghanen meist schwarz seien, bisweilen braun, selten rot; Hellhäutige von der Helligkeit der Europäer finde man häufiger im Westen, Dunkle von der Dunkelhäutigkeit der Hindus mehr im Osten; und eben im Westen träten die oben geschilderten Vorzüge der Afghanen besonders hervor, diese „Vorzüge", die sich ja, wenigstens zum Teil, durch Züge der nordischen Rassenseele erklären lassen. „Ich kenne kein Volk in Asien, das weniger Fehler hat", urteilt Lord Elphinstone (nach seinen abendländischen Sittlichkeitsbegriffen) und setzt hinzu, daß dies besonders für die helleren Afghanen im Westen zutreffe.

Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, Bd. III, 2, 1845, S. 89/90, führt einen Bericht Frasers an über dessen Forschungsreise in die Gebirgsländer am Mittellauf des Satledsch (englisch Sutlej), der in den Indus mündet. Dabei wurde Fraser von 80 bis 100 Afghanen (Pathans) begleitet, deren Anblick er beschreibt: „Sie sahen sehr kriegerisch aus und achtunggebietend. Viele von ihnen hatten rotes Haar, blaue Augen und eine rosighelle Hautfarbe."

Bei den östlichen Afghanen, die am Fuße des Suleimangebirges im Bezirke Bannu, wo der Kurum in den Indus mündet, ansässig sind, d. h. also auf britisch-indischem Gebiete, gelten helle Augen als häßlich. „Wer häßlich sein soll, dem gibt Gott grüne Augen", heißt es dort im Sprichwort. Graugrünliche Augen sollen aber unter diesen Afghanen nicht selten sein. (Gerland, Bannu und die Afghanen, Globus, Bd. 31, 1877, S. 332.)

[1] Elphinstone, Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808, übersetzt von Ruhs, 1817, S. 384—396.

[2] Vorderasiatisch-orientalische Kreuzungsformen, aber auch die vorderasiatische Rasse selbst, erscheinen Europäern in ihrem Aussehen leicht als „jüdisch". Bellew, The Races of Afghanistan, 1880, S. 24, findet bei vielen Afghanen „jüdische" Züge und findet die Afghanen auch dadurch den Radschputen ähnlich.

Stiehl, Unsere Feinde, 1916, S. 23, schildert Afghanen, die im Weltkriege in deutsche Gefangenschaft geraten waren, also wahrscheinlich ausgelesen kriegerische Vertreter ihres Volkes. Er hebt ihren offenen, treuen Augenausdruck hervor und findet, daß die meisten „ebensogut auf einem Bauernhofe Norddeutschlands geboren sein könnten wie in den Hütten ihrer Hochgebirgsheimat“.

In der norwegischen Zeitung Tidens Tegn vom 9. Mai 1925 hat der norwegische Sprachforscher **Morgenstierne** seine Eindrücke aus Afghanistan mitgeteilt („Folk og Sprog i Afghanistan“): „Oft findet man blonde nordische Gestalten; sie sitzen im Gegensatz zu anderen Morgenländern auf Stühlen.“ — Die Sitte des Sitzens an Stelle

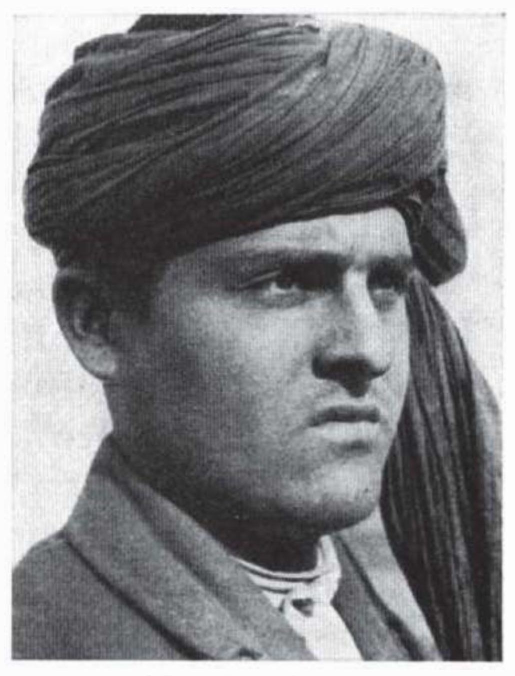


Abb. 24. Afghane. Wahrscheinlich mit nordischem Einschlag.
(Aufnahme: Prof. Stiehl)

Abb. 25. Afghane mit Einschlag der orientalischen und der vorderasiatischen Rasse.
(Aufnahme: Prof. Stiehl)

eines Sichlagerns oder Niederkauerns ist ja nach Südeuropa und Vorderasien durch Indogermanen verbreitet worden; das Liegen beim Mahle bei Hellenen und Römern ist von diesen erst später als eine Sitte der indogermanisierten Unterschichten und des Morgenlandes übernommen worden; vgl. **Malachowski**, Über das Sitzen bei den alten Völkern, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 51, 1919, S. 22/23.

Herbordt, Eine Reise nach „Där-i-Nur“ im Nordosten Afghanistans, Petermanns Mitteilungen, Bd. 72, 1926, S. 207, beschreibt die Bewohner eines Afghanendorfes Sarrur in Nuristan, Nordwestafghanistan, 2500 m über dem Meere, als „meist rotblonde, große Menschen mit weißlicher Haut“.

Dieser „europäische“ Einschlag im Afghanentum wird auch von Afghanen selbst empfunden, wenn sie sich mit Europäern zusammen Turkbevölkerungen Innerasiens gegenüber sehen. Im Pamir sagte ein Afghane zu dem französischen Forschungsreisenden Capus: „Salam

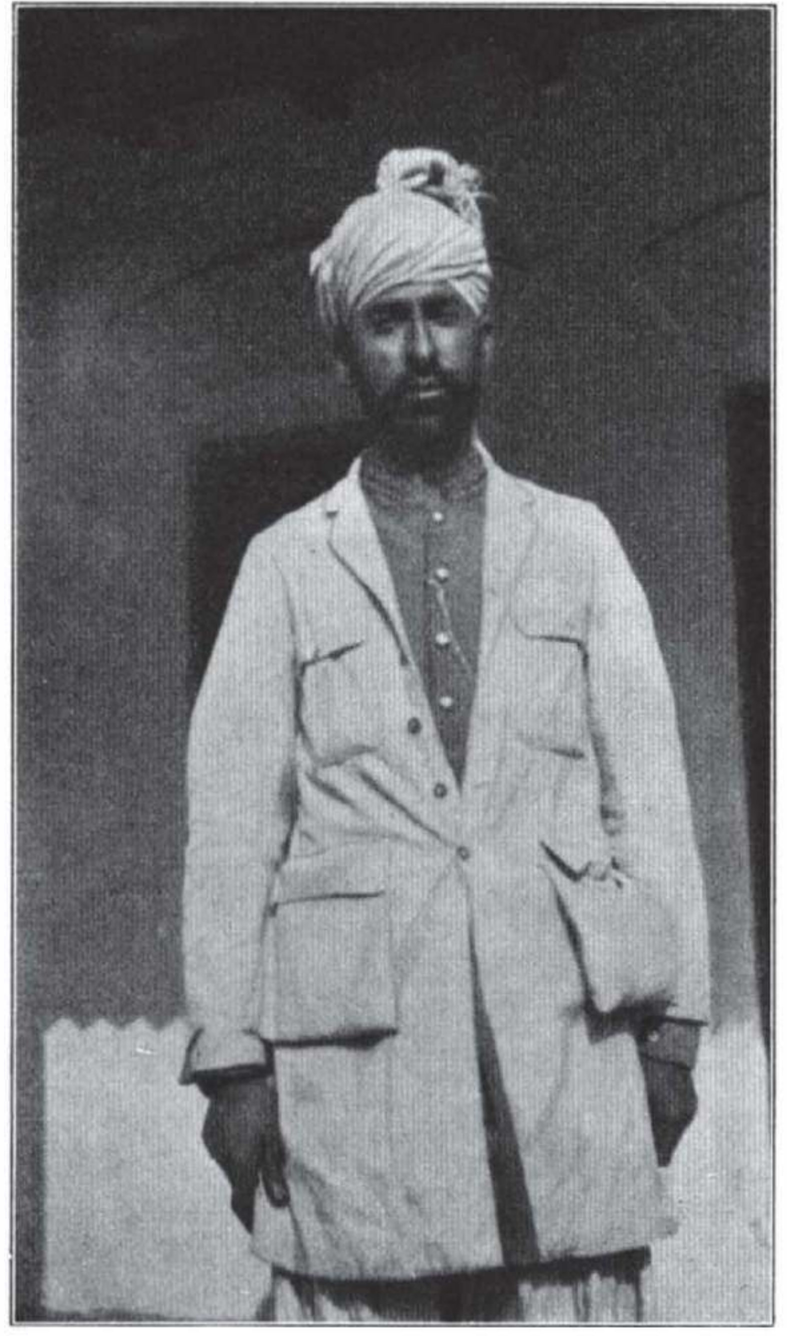


Abb. 26. Afghane aus Peschaur (Peshawar).
Vorwiegend vorderasiatisch.
(Aufnahme: Prof. Morgenstierne)

aleïkum, brader" (brader = Bruder), als sie einander unter Kirgisen begegneten. Capus schildert die Würde und geistige Überlegenheit dieses Afghanen, demgegenüber er gleich empfunden habe: „Das ist der Europäer" (C'est l'Européen); vgl. Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 81).

Die Afghanen haben den indogermanischen Geschlechterstaat, den über Großfamilien, Geschlechtern und Geschlechterverbänden aufgebauten Staat, in wesentlichen Grundzügen bewahrt, den „Staat", wenn man dies so nennen darf, aus der Zeit der indogermanischen Wanderungen, wie ihn frühes Inder- und Persertum, frühes Hellenen- und Italikertum, Kelten- und Germanentum zeigen, wie ihn Homer oder die „Germania" des Tacitus erkennen lassen.[1] Die Bewahrung der Stämme als Geschlechterverbände indogermanischer Art hat in der Geschichte des Afghanentums viel Blut, und zwar gerade altiranisch-afghanisches Blut gekostet, weil diese Geschlechterverbände untereinander diejenigen Fehden führten, die für die Frühzeiten und Mittelalter aller Völker indogermanischer Sprache kennzeichnend sind. Bis ins 19. Jahrhundert hinein sind diese Fehden der afghanischen Geschlechter sehr blutig verlaufen. Diese Unabhängigkeit der Einzelstämme bildete aber — ebenfalls in kennzeichnend frühgeschichtlich-indogermani-

[1] Den Geschlechterstaat der Indogermanen soll der folgende Abschnitt dieses Buches in Kürze behandeln.

scher Weise — den Stolz des älteren Afghanentums. Elphinstone, der Afghanen über diese Fehden und das Fehlen einer übergeordneten Königsmacht befrug, erhielt die Antwort: „Wir sind zufrieden mit Zwietracht, Blut und Unruhe; aber niemals mit einem Oberherrn." So hätten im fränkischen Frankreich des frühen Mittelalters noch die Barone germanischer Herkunft antworten können.

Die Afghanen würden ein Beispiel einer solchen indogermanischen Herrenschicht abgeben, wie man sich zu Jakob Grimms Zeiten und wie einige sich heute wieder die Indogermanen überhaupt vorstellen möchten: nämlich als Hirtenkrieger, die sich zu Herren von Hackbau- oder ackerbautreibenden Bevölkerungen aufwerfen und bei mittelalterlichen Zuständen für das so aus Rassenüberschichtung entstandene Volk einen Schwertadel, ein Nur-Kriegertum, bilden, jedenfalls aber eine im Boden nicht verwurzelte, freizügige Oberschicht unruhig herrentümlichen Wesens — die Afghanen würden ein solches Beispiel abgeben, wenn ihr Hirten-Kriegertum etwas Ursprüngliches wäre. Dieses Hirtenkriegertum — wenn man die Eigenart des afghanischen Herrenstandes überhaupt so richtig bezeichnet — kann aber nicht ursprünglich sein, da gerade auch die iranische Gruppe der Indogermanen in ihren Anfängen die kennzeichnenden Züge indogermanischen Bauernkriegertums zeigt, eines Bauernkriegertums, wie es besonders erhaben sich im persischen Mazdaismus ausgedrückt hat. Die Lockerung des Afghanentums zu einem dem Boden nicht mehr verbundenen Herrenstande muß in besonderen Verhältnissen des afghanischen Wohngebietes und der Geschichte der afghanischen Stämme gesucht werden. Leider hat sich diese Geschichte bisher nicht mehr als nur dürftig erhellen lassen.

Sind die Ursitze der Afghanenstämme wirklich im Suleimangebirge zu suchen (vgl. S. 90), so ließe sich diese Entbäuerlichung der Afghanen wohl erklären: dieses Gebirge besitzt nur in seinen Tälern einige fruchtbare Anbaugebiete.

IV. Die Perser

Im ersten Abschnitt ist geschildert worden, wie die Indoiraner sich zwischen 2000 und 1600 auf südrussischem Boden in zwei Gruppen geteilt haben, die Inder und verwandte Stämme einerseits, die Perser und Verwandte andererseits, und wie dann die indische Gruppe zuerst aus den südrussischen Sitzen abwanderte.

Von dem Vordringen der Bemalten Keramik aus Südosteuropa nach Susa und Mussian in Südpersien und nach Anau bei Aschabad am Nordrande Persiens ist schon die Rede gewesen. Kupfer- und Bronzebeile und als Sinnbild das Hakenkreuz haben diesen Zug begleitet. Ausläufer der Bemalten Keramik sind auch im Gebiete des Aralsees durch Funde festgestellt worden.[1] Hierdurch sind die ersten Indogermanenwellen südosteuropäischer Herkunft für Westasien angezeigt, denen — vorerst undeutlich — die stärkeren Wellen des Indoiranertums folgten.

Geschichtlich tauchen die aus Südrußland abgewanderten Iraner erst viel später als die Inder auf; die Perser, die einer medischen Einwandererwelle folgten, im Süden des Urmiasees (zwischen Urmia und Täbris in Aserbeidschan) erst um 900 v. Chr. In dieser Zeit werden sie als Parsawa von assyrischen Inschriften erwähnt. Einige Jahrzehnte später und so durch das ganze 9. Jahrhundert hindurch vermelden assyrische Inschriften auch hartnäckige Kämpfe mit den Medern, die ihre Herrschaft schon in Westiran befestigt hatten.

Die Perser zur Zeit ihrer Wanderung

Den Einwanderungswegen der Meder folgend, rücken die Perser allmählich in Iran ein. Die Meder erscheinen als nächste Verwandte der Perser, als ein Bruderstamm der persischen Stämme. Sie sind schließlich im Persertum aufgegangen; doch hat sich im persischen Reiche jahrhundertelang noch ein besonderes medisches Stammesbewußtsein geregt. Herodotos (VII, 62) überliefert, die Meder hätten sich früher „Arier" genannt und seien so genannt worden. Sie haben sich also wie Perser und Inder zur Herkunft

[1] Schuchhardt, Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils, 1926, S. 283.

aus einem Ariertum der Vorzeit bekannt. Der Landschaftsname „Iran", früher „Eran", bedeutet „Arierland" und ist vielleicht sakischer Herkunft (Hüsing).

Von der „Urheimat der Arier" in der persischen Sage, einem Gebiete mit zehn Wintermonaten und nur zwei Sommermonaten, ist oben, S. 15, berichtet worden. Die persische Sage kennt auch einen Götterberg im Norden.[1]

Auf mittel- bis nordwesteuropäische Zusammenhänge des Iranertums innerhalb des frühesten Indogermanentums scheint auch der von den Persern bevorzugte Pferdeschlag zurückzuweisen. Abbildungen per-



Abb. 27. Perser mit Streitwagen und Pferden führen eine Abgabenzahlung der Syrer vor.
(Nach Hilzheimer)

sischer Pferde aus Persepolis „zeigen Pferde von unzweifelhaft okzidentalem Aussehen" (Hilzheimer, Rassengeschichte der Haustiere, 1926, S. 131). In späterer Zeit bezogen die Perser gerne ihre Pferde aus den Zuchten Mediens und Armeniens, bis wohin vielleicht immer wieder Nachschübe abendländischer Pferdeschläge gelangten, später aber nicht mehr der kleine indogermanische Pferdeschlag, sondern ein großer, den Polybios (X, 6) erwähnt. Die iranischen Meder galten nach Hilzheimer (S. 133) als besonders pferdekundig. Die persischen Pferde sind jedenfalls nicht verwandt mit den Steppenpferden Südosteuropas und Westasiens, die vom sog. mongolischen Wildpferde abstammen, eher verwandt mit Kaltblütern des steinzeitlichen Nordwesteuropas. Bei einer Herkunft des Iranertums und des gesamten Indogermanentums aus Asien oder aus einem asiatisch-europäischen Steppengebiete müßte man bei den Iranern auch Pferde asiatischer Herkunft erwarten.

[1] Justi, Beiträge zur persischen Geographie, Programm, Marburg 1869/70, S. 4.

Das kleine Pferd des frühesten Indogermanentums, das heute wahrscheinlich in dem kleinen Pferdeschlag Norwegens und Islands weiterlebt, vielleicht auch im Shetland-Pony, scheint schon von Herodotos (V, 9) bei dessen Schilderung der südosteuropäischen Sigynnen und ihrer Pferde beschrieben worden zu sein. Die schwedischen Felszeichnungen stellen diesen kleinen Pferdeschlag dar, den Cäsar und Tacitus noch als den Pferdeschlag der Germanen beschreiben und den Prokopios noch für die indogermanischen Daker im mittleren Donaugebiete bezeugt (vgl. Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 377 ff.).

Die Perser aus der Zeit der Landnahme empfanden einen rassischen Unterschied zwischen den Einheimischen und sich selbst. In der Awestadichtung (Jascht 13, 87) wird „die Familie der arischen Länder" von einem eigenen Urvater abgeleitet, vom arischen Urmenschen Gaja.[1] In den Sagen vom Kampfe der Arier gegen die Diws, widergöttliche Wesen, scheinen Erinnerungen bewahrt vom Kampfe der Perser gegen Ureinwohner im Gebiete Irans.[2] Im Awesta scheinen Jascht 15, 12 und Jascht 19, 29 noch Erinnerungen an eine Eroberung des Landes und eine Vertreibung und Verknechtung von Ureinwohnern zu enthalten, wobei Züge der Urbevölkerung zu der Gestalt des Widergottes Angra Mainju (Ahriman) zusammengefaßt worden wären.[3]

Modi weist nach, daß auch die Perser die Völker eingeteilt haben in Arier und Nichtarier, daß es aber zwischen den sich bildenden Ständen des frühen Persertums, in dessen unterstem Stande die nichtarische eingeborene Bevölkerung gesucht werden muß, nicht zu einem Eheverbot gekommen sei,[4] nicht zu den Eheschranken, die bei anderen Völkern indogermanischer Sprache bestanden (vgl. S. 39). Daraus läßt sich schließen, daß entweder die Vorbevölkerung verhältnismäßig gering an Zahl war oder daß zunächst wenig Neigung zu gegenseitigen Mischehen bestand.

Von Westen her drangen die Perser in Iran vor, nicht als Hirtenkrieger, sondern als Bauernkrieger. Das muß gegenüber unrichtigen Vorstellungen über das Wesen des Indogermanentums (vgl. S. 29, 32 und 95) betont werden. Die Iraner und so auch die Perser „vollführten Wanderungen mit der Absicht der günstigen Ansiedlung", wie sich ein Kenner des Iranertums ausgedrückt

---

[1] Awesta. Die heiligen Bücher der Perser, übersetzt von Wolff, 1910, S. 242.

[2] Spiegel, Eranische Altertumskunde, Bd. III, 1878, S. 186.

[3] So faßt Piétrement diese Stellen auf, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, III. Reihe, Bd. II, 1879, S. 408.

[4] Jivanji Jamshedji Modi, Was there Caste in Ancient Iran, Journal of the Anthropological Society of Bombay, Bd. 13, 1928, S. 816 ff.

hat,[1] und zwar der vollbäuerlichen Ansiedlung. „Die Masse der Perser waren Bauern, die ihre Felder selbst bestellten“.[2] Wie andere Indogermanen, so führten auch die Iraner auf ihren Wanderungen ihre ganze bäuerliche Habe auf einfachen Wagen mit sich, die meist wohl von Ochsen, den Pflugochsen des Indogermanentums, gezogen wurden und als deren Räder ursprünglich kreisrunde Scheiben aus einem Baumstamm dienten. Die einwandernden Iraner, auf der Suche nach günstigem Ackerland, führten ihre Haustiere mit sich, Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen und Hunde. Auch die Perser genossen Pferdefleisch (vgl. S. 32).

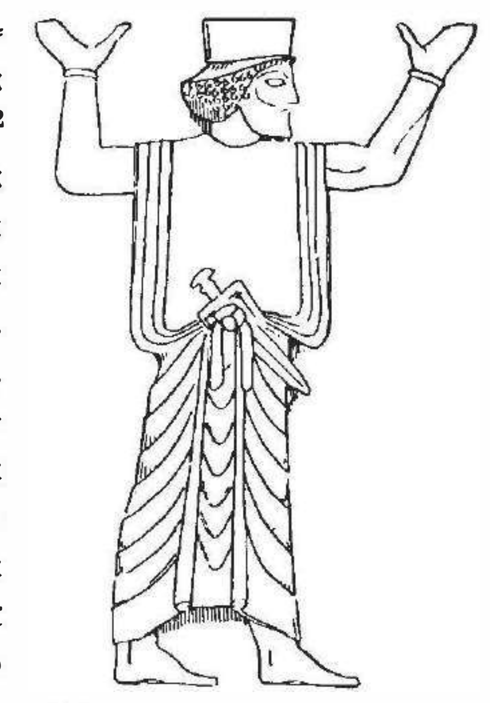
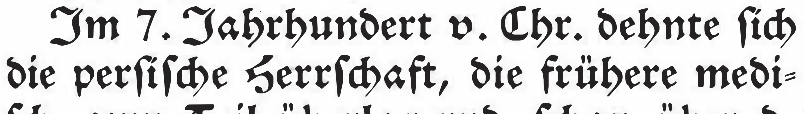


Abb. 28. Meder von einem persischen Felsbild. (Nach Sarre-Herzfeld, Iranische Felsreliefs, 1910)



Im 7. Jahrhundert v. Chr. dehnte sich die persische Herrschaft, die frühere medische zum Teil überlagernd, schon über den ganzen Westen Irans aus. Von diesem Westen aus erfolgte später die Gründung eines Großstaates, der über ganz Vorderasien bis nach Ägypten einerseits, nach Indien und Innerasien andererseits reichte.

Bei ihrer Einwanderung bestanden bei den Persern wie bei den Indern noch die Verhältnisse des indogermanischen Geschlechterstaats, die sich zum Teil bei den Afghanen erhalten haben (vgl. S. 94) — etwa die Verhältnisse, die Tacitus bei den Germanen seiner Zeit beschreibt. Der indogermanische Geschlechterstaat baut sich auf über dem Zusammenhang der Sippen vaterrechtlicher Ordnung; der Keim des Staates war jeweils durch eine mit bestimmter Macht ausgestattete Körperschaft der Geschlechtsältesten gegeben, aus denen sich bei gemeinsamen Gefahren und zum Zwecke der Eroberung und Landnahme eines der bewährtesten Geschlechtshäupter als Stammesherzog mit beschränkter Macht erheben konnte.

Die Familien standen unter der Herrschaft der Familienväter, die als patria potestas unter den Indogermanen am entschiedensten bei den Italikern ausgebildet ist. Der Volksverband baute sich von der Familie über die Sippe zum Geschlechterverband (persisch WIS) aus; ein Geschlechterverband oder mehrere bildeten einen Stamm

[1] Hertel, Rašt 14, 16, 17; 1931, S. 208/09.
[2] Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. III, 1901, S. 37.

(persisch zañtu), und die Stämme zusammen das Volk. Das ist der gleiche Aufbau, der auch bei anderen Indogermanen erscheint: von der Familie über das Geschlecht (griechisch genos, italisch gens) und den Geschlechterverband (phratria, curia, bei den Germanen „Hundertschaft") zum Stamme (phyle, tribus, bei den Germanen „Gau") und zum Gesamtvolke (populus).[1]

In den frühesten Zeitabschnitten der Geschichte indogermanischer Völker ist die Zusammenfassung gemeinhin erst bis zu Stammeseinheiten ausgebildet; Stammesherzöge treten auf mit beschränkter Macht, zunächst nur als Erste unter Gleichen, als Wortführer eines Adels, der durch die Geschlechterältesten der bewährtesten edlen Geschlechter vertreten wird. Der homerische Agamemnon stellt einen solchen Stammesherzog indogermanischer Prägung dar. Innerhalb ihrer Stammesgenossen fühlen sich alle Familienväter als „Freie" und „Gleiche".

Tief im Indogermanentum verwurzelt ist die Vorstellung von „Freiheit und Gleichheit" der grundbesitzenden Familienhäupter untereinander, wie ja die Spartiaken sich selbst als „die Gleichen" (homoioi) bezeichneten; und diese Überlieferung baute beim Indogermanentum nicht auf Lehrmeinungen auf, wie abendländische Gleichheitsvorstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts, sondern auf der Tatsache gleicher strenger Auslese und Ausmerze in einem hochgezüchteten Bauernkriegertum, zu dessen Vorstellungen von Weltordnung und Gottheit gerade die Verpflichtung zur Zucht edler Geschlechter gehörte. Die „Freiheit und Gleichheit" des Indogermanentums ist also ausgesprochen adelstümlich (aristokratisch) gedacht, während das 19. Jahrhundert die gleiche Wortfügung massentümlich (demokratisch und ochlokratisch) verstand und dabei übersah, daß, geschichtlich und rassenkundlich gesehen, die Völker des Abendlandes nicht nur aus den Nachkommen der freien (und untereinander bei gleicher Hochzucht auch gleichen) Indogermanen Alteuropas bestehen, sondern auch aus den Nachkommen der meist andersrassigen unfreien Knechte dieser Indogermanen.

Alles indogermanische Recht und so auch das der Indoiraner entspringt dem Familienrecht. Der Hausvater selbst ist ursprünglich Richter und Priester. Glauben, Sitte und Recht sind noch eine Einheit, und im Glauben tief verwurzelt ist die Heiligkeit der Blutsbande und die Pflicht zur arterhaltenden, ja artsteigernden Fortpflanzung. Die Vorväter — bei den Römern die divi parentes — sind göttliche Ahnen, denen von ihren Nachkommen geopfert werden muß. Unselig erschien darum, wer kinderlos starb; die Ahnenverehrung riß mit ihm ab, das heilige Herdfeuer erlosch

[1] Vgl. Kuhlenbeck, Die Entwicklungsgeschichte des Römischen Rechts, 1913, S. 40 ff., 59 ff.

nach ihm. Darum war die Ehe ein Heiltum (Sakrament) und Ehelosigkeit bei allen Indogermanen verabscheut; mit Recht hat man sie als ein „zeugungs- und kinderfrohes Geschlecht" bezeichnet.[1] Gerade bei den Persern erscheinen solche altindogermanischen Anschauungen der Sippenzucht besonders betont und im Mazdaismus zu besonderer Leuchtkraft gesteigert. Tapferkeit und Kinderreichtum galt den Persern (nach Herodotos I, 135) als das Rühmlichste, und damit ist ja die Verpflichtung zu solcher Gattenwahl ausgesprochen, welche die Erzeugung tapferer Kinder verbürgt. Wie die Ordnung der Zeugungen sich in indogermanischer Überlieferung als ein Teil der Weltordnung darstellt, soll bei Behandlung des Mazdaismus gezeigt werden.

Die Perser zur Zeit ihrer Reichsgründung

Die erste tiefer gehende Wandlung im rassischen Geschick und im Gesellschaftsaufbau der Iraner muß sich im Zeitabschnitt um 600 ergeben haben, als sich unter den Persern ein mächtiger Stammesherzog als ein „König der Könige" oder „Großkönig" über die anderen erhob. Die daraus folgende Zusammenfassung der persischen Volkskraft ermöglichte die Gründung eines persischen Reiches.

In diesem sich ausdehnenden Reiche gab es nun unterworfene rassenfremde Schichten, und aus dem Bauernkriegertum der frühen Perser, aus dem sich höchstens ein Adel der edleren Geschlechter mit größerem Grundbesitz erhoben hatte, entstanden bei der Entfaltung des wachsenden Staatswesens neue Schichtungen und Abstufungen, getrennte Stände, so besonders nach Entstehung eines persischen Städtewesens.

Aus dem frühpersischen Schrifttum geht hervor, daß zunächst nur folgende Stände sich bildeten: 1. Priester, 2. Adelskrieger, 3. Bauern, diese — wahrscheinlich durch Schichtungen auf Grund verschiedener Veranlagung und Eignung und durch verschiedenes Geschick in verschiedener Umwelt — aus dem arischen Persertum selbst. Später entstand eine Schichtung in 1. Priester, 2. Adelskrieger, 3. Bauern, 4. Handwerker, wobei die Nachkommen der voriranischen unterworfenen Bevölkerung wahrscheinlich in der Hauptsache dem vierten Stande angehörten.[2] Die Entstehung

---

[1] Vgl. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde unter „Kinderreichtum".

[2] Über diese Schichten vgl. Jivanji Jamshedji Modi, Was there Caste in Ancient Iran, Journal of the Anthropological Society of Bombay, Bd. 13, 1928, S. 818.

eines gesonderten Priestertums wird ähnlich zu beurteilen sein wie die indische Erscheinung des Brahmanismus (vgl. S. 40). Die Trennung des iranischen Ariertums in einen Kriegeradel und freie Bauern mag in Iran zu ähnlichen Folgen wie bei anderen Indogermanenvölkern geführt haben, zum Absinken kleinbäuerlicher Geschlechter in die Schicht der unterworfenen vorindogermanischen Bevölkerung, d. h. in die Schicht ohne überlieferte Gebote indogermanisch-vaterrechtlicher Rassenzucht. Solche Vorgänge lassen sich auch in Hellas, z. B. in Attika im Zeitalter Solons und Kleisthenes', verfolgen nach der Trennung des eingewanderten Hellenentums in eupatridischen Adel und freie Bauern.

Unter Kurusch II. (griechisch Kyros), Großkönig seit 560 v. Chr., begann die Entwicklung des persischen Reiches zur Großmacht: ganz Iran, Babylonien, Kleinasien werden unterworfen, Gebiete also, die größten Teils ziemlich dicht bevölkert waren, der Rasse nach von Menschen bald überwiegend vorderasiatischer, bald überwiegend orientalischer Rasse oder von Rassengemischen dieser beiden Menschenschläge. Das völkische Selbstgefühl und die kriegerische Kraft des Persertums wurden zur Zeit der Errichtung ihres Großreichs gehoben durch den Mazdaismus, den das Herrscherhaus der Hachamanisch-Nachkommen, der Achaimeniden (wie die Hellenen es benannten), besonders lebhaft ergriff und förderte.

Der Mazdaismus

Die Gesittung (Kultur) des frühen Persertums und damit auch das meiste Geistesgut, das im Mazdaismus wirksam wurde, bieten ein besonders gutes Beispiel für die Gestaltung eines Volkstums und eines Glaubens aus dem Geiste der nordischen Rasse. Wenn man sich frägt, wie eine Glaubensgestaltung aus nordischem Wesen beschaffen sein müsse, so werden der persische Mazdaismus, die homerische Frömmigkeit der Hellenen und die germanische Frömmigkeit[1] mit ihren Grundzügen und besonders ihren gemeinsamen Zügen die Antwort im wesentlichen erteilen können. Frühes Persertum, frühes Hellenentum und Germanentum enthalten als Geistesschöpfungen alles Wesentliche, worin die nordische Rassenseele, jeweils zu einzelnen Volkstümern abgewandelt, sich in möglichster Reinheit arteigen ausgedrückt hat. Auch aus diesem Grunde soll hier einiges über den Mazdaismus ausgeführt werden. Die rassenkundlichen Zeugnisse dafür, daß man das Persertum zur Zeit der

[1] Für germanische Frömmigkeit und Glaubensgestaltung vgl. Kummer, Midgards Untergang, 1927.

Achaimeniden und der Ausbreitung des Mazdaismus der Rasse nach als überwiegend nordisch ansehen darf, sollen später zusammengestellt werden.

Gegen Ende des 7. oder zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. — also lange vor anderen Glaubensstiftern, vor Buddha und den großen israelitischen Propheten — erstand aus ostiranischem Geschlecht ein Mann namens Spitama, der später den Zunamen Zaraþuschtra (þ wie englisches th gesprochen) erhielt.[1]

Von Zarathuschtra ging eine Umbildung und Klärung der überlieferten indoiranischen Götterlehre aus, die bald persischen Glauben wesentlich vom indischen abhob. Die indischen dewas (zu latein. deus, zu german. Tyr-Ziu), in Indien Gottheiten, wurden in Persien zu den dīws, teufelähnlichen Gestalten, an deren Stelle, nachdem Persien zum Islam gezwungen worden war, islamische scheitan- (= Satans-) Gestalten traten. Der Vielheit der indischen asuras, böswilliger Schädlingsgottheiten, entsprach schließlich in Persien nur noch eine Gestalt, und sie wurde durch Zarathuschtra nahezu zum Eingott erhoben: Ahura Mazda, der größte Ahura.[2]

Gemeinsam blieben Indern und Iranern die Gottheit Mithra, die im Mazdaismus zurücktritt, und soma, persisch haoma, ursprünglich das Rauschgetränk für Götter und Menschen, vergleichbar dem Nektar der Hellenen, dem Met der Germanen.

Der Mazdaismus Zarathuschtras ist die erste Glaubensstiftung, die dem ganzen Weltlauf und der Staatsordnung, sowie der Lebensführung der Menschen eine sittliche Bedeutung beimißt, den Menschen selbst in das Weltgeschehen als Mitwirkenden mitten hineinstellt zu der Entscheidung für oder wider Gott. Der Mazdaismus stellt überhaupt die erste bewußte Heilsordnung und Gotteslehre dar und hat damit geradezu schon Züge einer gewissen Gottesgelehrtheit, einer Theologie. Eben hierin darf man gegenüber der geringeren Bewußtheit des Frommseins, der unmittelbareren Frömmigkeit des Hellenen oder des Germanen, gegenüber dem Fehlen „theologischer" Neigungen bei Hellenen und Germanen, einen Einfluß der vorderasiatischen Rassenseele suchen, der die „geoffenbarten" Glaubensinhalte und die Aufstellung von Glaubens*sätzen* teuer sind. Gerade von diesen „theologischen" Be-

[1] Aus Zarathuschtra (wie der Name im folgenden geschrieben werden soll) entstand später die Form Zoroaster (woraus italienisch Sarastro, bekannt aus Mozarts „Zauberflöte").

[2] Dem indischen s entspricht in bestimmten Fällen lautgesetzlich ein persisches h; dem indischen Rauschtrank soma der persische haoma.

standteilen des Mazdaismus, aber auch von anderen, sind tiefgreifende Einflüsse ausgegangen auf Judentum und Christentum.

Dem Indogermanentum fremd sind die dem ursprünglichen Mazdaismus weniger, dem späteren mehr anhaftenden Einwirkungen des Erlösungsgedankens. Der Erlösungsgedanke gehört besonders der vorderasiatischen Rassenseele an, der Clauß darum die Bezeichnung „Erlösungstypus" gegeben hat.[1] Dieser Gedanke regt sich aber auch deutlich überall da, wo die ostbaltische Rasse vorwiegt oder beigemischt ist. Vom Morgenlande und von Osteuropa sind dem Abendlande immer wieder neue Ausgestaltungen des Erlösungsgedankens zugekommen. Den späteren Mazdaismus hat der Gedanke der Erlösung und die Vorstellung eines Heilands (persisch saoschjant) stark durchsetzt. Reitzenstein hat aber nachgewiesen, daß der Erlösungsgedanke sich in der persischen Frömmigkeit erst geregt hat durch fremden Einfluß, erst nachdem die Perser nach Babylonien und Syrien, also in Gebiete überwiegend vorderasiatischer Rasse, vorgedrungen waren.[2] Einwirkungen vorderasiatischen Geistes, durchaus begreiflich in Iran, können aber dem ursprünglichen Mazdaismus doch nicht die wesentlichen Kennzeichen eines Glaubens nordischer Artung nehmen.

Unmittelbar aus altindogermanischem Geistesgute stammt Zarathuschtras Verehrung einer göttlichen Ordnung der Welt: einer Ordnung, die bei den Indern als ritam erscheint, über die Waruna wacht, bei den Persern als ṛtam (artam) und als ascha (= Heil oder Recht oder Ordnung); das Wort ritam erscheint dem Wortstamm nach und im Zusammenhang mit ähnlichen Glaubensvorstellungen bei den Römern als ritus. Dieser Gedanke einer „sinnvollen Ordnung", wie ihn W. Schultz gefaßt hat,[3] tritt im Hellenentum als der Kosmosgedanke hervor und läßt sich auch in der Midgardvorstellung der Germanen wieder erkennen. Die nordische Rasse hat sich ihrem ganzen Wesen entsprechend in allen Frühzeiten der großen Geschichtsvölker indogermanischer Sprache als eine „weltordnende Rasse" erwiesen, hinwegstrebend vom Chaos und hinstrebend zum Kosmos: Familie, Staat, Recht, Gottesdienst, Jahreslauf und Geistesleben und sittliche Werte, alles ist bezogen

[1] Clauß, Rasse und Seele, 3. Aufl. 1933.

[2] Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium, 1921, S. I.

[3] W. Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Hellenen, Italikern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen, 1924; vgl. auch Oldenberg, Die Religion des Veda, 1917, S. 194 ff.; Negelein, Die Weltanschauungen des indogermanischen Asiens, 1924, S. 100, Anmerkung 97: „Der Begriff rta".

auf die „sinnvolle Ordnung" der Welt, und eine solche Vorstellung der Weltordnung findet sich im Völkerleben der Erde nur bei den Indogermanen.

Zarathuschtra geht bewußt von dieser indogermanischen Vorstellung aus; man hat im Mazdaismus einmal die „sittlich höchste Auffassung der Welt" sehen wollen[1] und dem kann man durchaus zustimmen, wenn einem bei solchem Urteil bewußt bleibt, daß man offenbar nicht von einer „sittlichhöchsten" Auffassung schlechthin sprechen darf — denn jedes Volk und jede Rasse empfinden das sittlich Höchste wieder anders —, sondern eine Auffassung in solcher Weise immer nur werten kann vom Geiste einer bestimmten Artung aus. Die Behauptung gilt also innerhalb der Grenzen nordisch-indogermanischer Artung. Im Mazdaismus wird die „Welt" wie bei Fichte erblickt als „das versinnlichte Materiale unserer Pflicht"; nur ist diese ganze Weltordnung bei Zarathuschtra viel naturvertrauter empfunden als bei Fichte, dem das Naturgefühl des Indogermanen nicht zuteil geworden war.

Die echten Zarathuschtraworte im persischen Awesta, die für die Betrachtung dieses Buches — das ja immer bemüht ist, die lebensgesetzliche (biologische) Auswirkung solcher Lehren zu erfassen — bedeutsam sind, finden sich besonders in den Gathagesängen, den Awesta-abschnitten 28—34, 43—51 und 53:

In der Welt und im Gewissen der Menschen geht ein fortwährender Kampf vor sich zwischen dem Guten Geiste Ahura Mazda und dem Bösen Geiste Angra Mainju (zwischen Ormuzd und Ahriman in späterer persischer Sprachform). Gelegentlich ist diese Vorstellung auch so gefaßt, als ob Ahura Mazda über diesem Kampfe zweier Mächte stehe; dann ist der im Kampfe liegende Ahura Mazda der Gute Geist, soweit er sich durch das sittliche Streben der Menschen im Leben verwirklichen kann.

In seiner Auffassung vom Sittlichen geht Zarathuschtra vom Völkisch-Persischen aus, von angestammten iranischen Überlieferungen: was die Edelsten im Persertum, die besten Verleiblichungen persischen Geistes, als gut und ertüchtigend anerkannt haben, bildet die Grundlage sittlichen Wertens im Mazdaismus; was edlem persischen Wesen zuwider ist und was persische Kraft schwächen würde, das ist für den Mazdaismus das Schlechte, das sittlich Verwerfliche.[2] Perser wie Hellenen stehen in Glaubensdingen ganz

---

[1] So Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Bd. III, 1926, S. 652 unter „Welt".

[2] Vgl. Geyer, Bildungswerte aus Osten und Orient, Jahresbericht des Forschungsinstituts für Osten und Orient, Wien 1919.



Abb. 29. Persische Krieger vom Palaste des Königs Darajawahusch in Persepolis.
(Aus Sarre, Kunst des alten Persiens)

auf eigenen Füßen, soviel inhaltliche Vorstellungen vorhellenischer und morgenländischer Herkunft die Hellenen auch für ihren homerischen Glauben umbildend aufgenommen haben mögen.

Das Verpflichtend-Völkische und das Völkisch-Verbindende wurde im Mazdaismus von den Persern der Frühzeit empfunden und konnte gerade wegen der arteigenen Gestaltung dieses Glaubens lebhaft empfunden werden. Herodotos (I, 132) hat aufgezeichnet: „Wer ein Opfer darbringt, darf nicht für sich allein um Heil beten, sondern er bittet um Wohlergehen für alle Perser und für den König, denn in allen Persern ist er selbst mit einbegriffen." — Es leuchtet ein, daß eine solche Ablehnung individualistischen Denkens allein schon zur Erhaltung der arischen Geschlechter des Persertums beigetragen hätte, wenn nicht der Mazdaismus wie jeder Glaube indogermanischer Herkunft schon ein Glaube der Lebenserhaltung, ja der Lebenssteigerung gewesen wäre. Der „sinnvollen Ordnung" entsprach eine Ordnung der Zeugungen, deren Sinnbild das heilige Herdfeuer war, das im Hause eines jeden indogermanischen Familienvaters brannte, dieses Herdfeuer selbst wieder ein Kennzeichen der ursprünglichen Seßhaftigkeit und Bäuerlichkeit des Indogermanentums.

Im Wesen Ahura Mazdas als eines Gottes der Weltordnung lag für das fernere Geschick des Persertums auch eine gewisse Gefahr: war Ahura Mazda der Hüter der ganzen sinnvoll geordneten Welt, so konnte er leicht zu einem Gotte werden, der weit über das arische Persertum hinausgriff. Hiermit war eine großartige „theologische" Wendung gegeben, die zum umfassenden Allgotte für alle Völker der Erde. Dieses Beispiel des Persertums zusammen

mit anderen „theologisch" erscheinenden oder auslegbaren mazdaistischen Lehren hat im ganzen Morgenlande ringsum zündend gewirkt, indem es die Glaubensvorstellungen von der Stammesgottlehre (Henotheismus) zur Eingottlehre (Monotheismus) hinlenkte. Für das Persertum selbst war mit solchen Vorstellungen eine völkische Gefahr verbunden: Ahura Mazda wurde schließlich zum Allerweltsgott des Großreichs der Achaimeniden mit seinen verschiedenen Völkern, Sprachen und Rassengemischen, ein „imperialistisch" begriffener Reichsgott des sich weithin zerstreuenden persischen Adels, der den Achaimeniden ihre Statthalter, die Satrapen (Schatrapa), und ihre Heerführer und hohen Beamten stellte.

Die Gestalt Zarathuschtras selbst bleibt im geschichtlichen Halbdunkel; doch läßt sich erkennen, daß Spitama, zubenannt Zarathuschtra, einer der Erhabensten war aus der Reihe der großen Männer, die indogermanischen Völkern entstammt sind.[1] Die sittliche Spannung, in die der Mensch hineingestellt ist, ist wohl nie tiefer empfunden worden als im Mazdaismus; auch ist nie und nirgends ein bestimmterer Aufruf erklungen zu einer reinen Lebensführung, „rein" im frühpersischen Sinne und das bedeutet: im Sinne der nordischen Rassenseele persischer Sonderprägung.

Der Endsieg Gottes über den Widergott wird vorbereitet durch Mitwirken der Menschen im Kampfe gegen das Böse. Zu diesem Kampfe ruft der Mazdaismus täglich auf; nicht morgenländische Ergebung soll der Mensch üben, er soll das Böse in seinem Lebensbereich nicht dulden, sondern es bekämpfen „mit Taten, Worten und Gedanken". Die angeborenen Züge frühpersischen Wesens: großzügige Vornehmheit, überlegenes Edelmannstum, frische Kampfeslust, sind durch den Mazdaismus gefördert worden, womit dieser sich als ein überzeugendes Beispiel arteigenen Glaubens und arteigener Sittlichkeit erweist. Den Fleiß, die Einfachheit, Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe des frühen Persertums, sowie den Familiensinn, den die frühen Perser mit den Römern teilen, hat der Mazdaismus bestätigt und zu Zügen bewußt persischer Frömmigkeit erhoben.

So hat der Mazdaismus auch die Staatsführung der Großkönige durchdrungen, denen es gelang, Kraft mit Weisheit und

[1] Jackson, Zoroaster, the Prophet of Ancient Iran, 1919; Bartholomä, Zarathustra, Leben und Lehre, 1924; Hertel, Die Zeit Zoroasters, 1924; v. Wesendonk, Urmensch und Seele in der iranischen Überlieferung, 1924; Geldner, Die zoroastrische Religion, 1926; Clemen, Die Religionen der Erde, 1927, S. 145 ff.; Lommel, Die Religion Zarathustras, nach dem Awesta dargestellt, 1930.

Milde zu vereinen. Dabei macht indogermanisches Adelsbauerntum die treibende Kraft der frühpersischen Frömmigkeit aus wie die treibende Kraft der römischen und germanischen Frömmigkeit. Xenophon bestätigt in seinem Oikonomikós, IV, 17, der Großkönig rechne zu den edelsten und notwendigsten Tätigkeiten den Beruf des Bauern und den des Kriegers. Hiermit ist schon eine spätere Stufe der Gesellschaftsgestaltung eines Volkes indogermanischer Sprache angegeben, wie sie oben, S. 101/02, betrachtet worden ist; aber was dem Urteil des Großkönigs als Lebensgefühl zugrunde liegt, ist das ursprünglich einheitliche Bauernkriegertum der Indogermanen.

Ganz nach Art der Staatsgestaltung in allen Mittelaltern indogermanischer Völker war das Reich der Achaimeniden ein ausgesprochener Adelsstaat.[1] Die Söhne edler Perser — sie trugen, wie Herodotos (VI, 19) mitteilt, ihr Haar lang bis auf die Schultern wie die keltischen und germanischen Freien — wurden am Hofe des Großkönigs erzogen zwischen dem 5. und dem 20. Lebensjahre und lernten dort, wie Herodotos (I, 136) sich ausdrückt, „nur dreierlei: Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit sagen" — eine Wendung, die Nietzsche besonders erfreut hat. In seinem Werke „Also sprach Zarathustra" hat ja Nietzsche, achtsam auf jede Regung eines Edelmannstums, manche Anregung aus der Geisteswelt des frühen Persertums verwertet. Auch Plutarchos (Artaxerxes 4) berichtet über die Erziehung der edlen Perser, die vom 14. Lebensjahre ab besonders bestrebt sei, die Furchtlosigkeit zu stärken und mit Staatsgeschäften vertraut zu machen.

Von den Auswirkungen, die der Mazdaismus gehabt hat, sind für die Betrachtungsweise dieses Buches diejenigen besonders bedeutsam, die sich auf die Lebensvorgänge im persischen Volke erstrecken, die zu Auslese oder Ausmerze beigetragen haben. Diese Frage hat auch W. Schultz sich gestellt in seiner Arbeit „Arische Rassenhygiene in der Religion der alten Perser",[2] aus der für die folgende Schilderung einiges entnommen ist.

Das ganze Dasein des Persers wird von Zarathuschtra erfaßt mit der Absicht der Förderung des tüchtigen Lebens. Fasten und Ehelosigkeit — die im Bereich der Völker überwiegend vorderasiatischer Rasse oder vorderasiatischen Einschlags leicht als besonders heiligend gelten — werden als lebenshemmend verboten; geboten ist alles, was das Leben steigert von der Pflanzenzucht,

[1] Vgl. König, Altpersische Adelsgeschlechter, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. 31, 1924, S. 287 ff., und Bd. 33, 1926, S. 23 ff.

[2] Volk und Rasse, Heft 3, 1932, S. 129 ff.



Abb. 30.
Persischer Krieger der Leibwache.
Steinbildwerk aus der Halle des Königs Chschajarscha (Xerxes) in Persepolis.
(Aus Sarre-Herzfeld)

Baumpflege,[1] Haustierzucht und Haustierpflege bis zur Pflege der menschlichen Familie, der Frömmigkeit und sittlichen Reinheit. Im Widewdat 4, 47 des Awestas hat Zarathuschtra ausgesprochen: „Hoch steht der Mann, der eine Ehefrau hat, über dem, der keine hat; derjenige, der einen Haushalt hat, über dem, der nichts hat; derjenige, der Kinder hat, hoch über dem Kinderlosen."

Die Gattenwahl wird auf die edelsten Männer und Frauen gelenkt. Herodotos VII, 117 erzählt, wie das persische Heer um einen Gefallenen getrauert habe, der als der Größte und Kraftvollste unter den Persern gegolten hatte. Diejenigen Frauen wurden gefeiert, „die den schönsten Leib zur Zeugung haben, die für das Hauswesen die trefflichsten sind" (Jascht 5, 34) oder „die schön gewachsenen Frauen, die sich guten Eheglücks und trefflicher Abstammung erfreuen" (Wisprat 2, 7). Die Mädchen der persischen Frühzeit beten um einen schönen und tüchtigen Hausherrn, der ihnen Nachkommen zeugen solle (Jascht 15, 40); der Hausherr betet um tüchtige Nachkommenschaft, die das Ansehen der Sippe und Gemeinde und den Ruhm des Reiches mehren solle (Jasna 62, 5; Jasna 68, 5). Die Ahnengeister (Frawurtis) bittet man um „tüchtige, strahlende, helläugige Nachkommen" (Jascht 13, 134).

Wenn ein Perser in das Paradies eingeht — Paradies pairidasa), ein Garten mit Tieren, ist eine frühpersische Vorstellung —, fragen ihn Engel, ob er einen Stellvertreter in der Menschenwelt hinterlassen habe. Kann er das nicht bejahen, so muß er vor dem Eingang stehen bleiben. Kennzeichnend ist, daß eine Kuh, die nicht geopfert, sondern opferlos von Menschen verspeist werden soll, gegen ihren Schlächter den Fluch ausspricht: „Kinderlos sollst du

[1] Vgl. Herodotos VII, 31.

sein" (Jasna II, I). Die Parsen in Indien haben einen sprichwörtlichen Ausdruck bäuerlicher Lebensbejahung des frühen Persertums erhalten: „Den Acker bestellen und Kinder zeugen."[1] Der Großkönig war auf Erhaltung und Mehrung des arischen Persertums bedacht; Herodotos (I, 136) bestätigt: „Für Mannhaftigkeit gilt es, wenn ein Perser viele Kinder hat, und wer die meisten hat, dem schickt der König Geschenke Jahr für Jahr."

Nicht auf die Zahl der Kinder allein kam es dabei an, sondern — wie bei allen Indogermanen — auf die erbliche Beschaffenheit, auf die Wohlgeborenheit, die eugéneia, wie es in Hellas hieß. Wie bei allen Indogermanen wurden mißgeschaffene Kinder bald nach der Geburt ausgesetzt. Diese Sitte, die expositio der Römer, die bei sich zersetzenden Anschauungen so leicht zu einer Unsitte wird, so daß dann auch gesunde Kinder ausgesetzt werden können, hat sich im Persertum anscheinend bis in die Zeit des abendländischen Mittelalters erhalten, so wie erst im späteren Mittelalter die Kirche in Norwegen die germanische Aussetzung minderwertiger Kinder unterdrücken konnte. In Firdausis Shah-Name, dem Königsbuche, setzt Sam seinen neugeborenen Sohn Sal aus wegen dessen „weißer" Haarfarbe. Da rosighelle Hautfarbe, wie die Kleinmalerei (Miniaturen) in Persien zeigen kann, noch bis in neuere Zeit herauf geschätzt wurde und Blondhaar in Persien heute noch nicht abgelehnt wird, kann es sich hier nur um die krankhafte Erscheinung des Albinismus (der Farbstofflosigkeit von Haut und Haaren) handeln. Auch unheilbar erscheinende Kranke der unteren Volksschichten scheint man in Persien ausgesetzt zu haben[2] — all dies Maßregeln einer ausmerzenden Erbgesundheitspflege, an deren Stelle heute die (sich nicht gegen den einzelnen Menschen richtende) gesetzliche Unfruchtbarmachung der Erblich-Minderwertigen treten kann.

Der Mazdaismus, der seine Gebote der Lebenssteigerung auf Acker, Tier und Menschen ausdehnte, ist die großartigste lebensbejahende Glaubensform indogermanischen Bauernkriegertums im Bereich der Völker indogermanischer Sprache. Gerade der Gegensatz zu andersgearteten Völkerschaften Vorderasiens mag den Mazdaismus zu diesem Höhenflug der Gedanken getrieben haben. Das Bauernkriegertum, das aus der germanischen Frömmigkeit spricht — die in deutscher Sprache am besten durch Kummer, Midgards Untergang, 1927, dargestellt wird —, ist von glei-

[1] Westermarck, The History of Human Marriage, Bd. I, 1925, S. 384.

[2] Spiegel, Eranische Altertumskunde, Bd. I, 1871, S. 565; Bd. III, 1878, S. 682; Windischmann, Zoraastrische Studien, 1863, S. 297—299.

cher Artung, aber gelassener, minder angespannt in seinem Ausdruck, und die römische Frömmigkeit der latinisch-sabinischen Patres, auch sie echter Ausdruck indogermanischen Bauernkriegertums, ist –– mindestens dem Mazdaismus gegenüber — bei aller Größe außerordentlich nüchtern.[1]

Gegenüber den ältesten Abschnitten des persischen Awestas bleibt es unverständlich, wie man, wenn nicht im gesamten Indogermanentum, so doch im Satem-Indogermanentum (vgl. S. 29, 32 und 98) ein Wanderhirtentum oder einen wesentlichen Einschlag eines asiatischen Wanderhirtentums vermuten konnte. Daß einzelne iranische Völkerschaften in Gebiete gerieten, die keinen Ackerbau mehr zuließen, wie das Beispiel der Kafiren gezeigt hat (S. 76), oder daß andere, durch spätere geschichtliche Vorgänge vom Bauernkriegertum abgedrängt, ins Hirtenkriegertum getrieben wurden, kann nicht als Einwand gegen die Behauptung eines ursprünglichen Bauerntums aller Indogermanen gebraucht werden. Die persische Awesta-Dichtung spricht hierin eindeutig das Lebensgefühl indogermanischer Bauernkrieger aus.

Ahura Mazda wird am schönsten erfreut durch denjenigen, „der am meisten Getreide baut und Weideländer und fruchttragende Pflanzen anlegt . . ., der trockenes Land bewässert und sumpfiges trocken legt" (Widewdat 3, 23). „Wer Getreide anbaut, der baut das Gesetz (das Heil) an" (Wid. 3, 31). „Wenn es Getreide gibt, so schwitzen die Diws" (Wid. 3, 32). Die Teuflischen schwitzen also beim Anblick eines Getreidefeldes vor Wut über ihr verlorenes Spiel, denn sie wünschen sich die Erde als ordnungslose, gesetzlose Wüstenei. Die Zusammengehörigkeit von Ackerbau und Sippenpflege im großen Ganzen einer „sinnvollen Ordnung" drückt ein Satz aus wie: „Erde, die brach liegt, ist nicht froh; ebensowenig die schöne Frau, die lange kinderlos bleibt" (Widewdat 3, 24).

So umfaßt ein einheitliches adelsbäuerliches Denken im Mazdaismus alles sich regende tüchtige Leben bei Pflanze, Tier und Menschen. Da aber der Mazdaismus ein wesentlicher Ausdruck des frühen Persertums ist und ein solches adelsbäuerliches Denken sich nirgends im vorpersischen Iran nachweisen läßt, so fällt es schwierig, sich vorzustellen, daß eine „vorindogermanische Hirtenkultur" (vgl. S. 31) in Südrußland irgendwelche wesentliche Einwirkung auf das vorgeschichtliche Indoiranertum gehabt haben könnte.

Gerade der Gegensatz zum Wanderhirtentum macht Zarathuschtras Glauben aus: die Frommen sind für ihn die Ackerbauern und

[1] Vgl. Deubner, Die altrömische Religion, Die Antike, 1926, S. 61—78.

Viehzüchter; die Ungläubigen für ihn die Wanderhirten der süd-iranischen Ebenen, die „Räuber", die keine geordnete Viehzucht kennen, nur Viehhaltung.[1] In solcher Weise sind ihm die Stämme semitischer Sprache im Süden Irans, Stämme überwiegend orientalischer (Clauß: „wüstenländischer") Rasse, wesensfremd, deren Hirtenkriegertum seinem Bauernkriegertum feindlich entgegengesetzt. Diesen Hirtenkriegern gegenüber empfindet er sein Volk als ein arbeitendes Volk.

Der völkisch-rassische Gegensatz des Iranertums gegenüber seinen Nachbarn ist aber nicht eigentlich in das Glaubensleben der Iraner eingedrungen. Der Frömmigkeit allen Indogermanentums ist Bekehrungseifer und Unduldsamkeit immer fremd geblieben. Hierin äußert sich der nordische Sinn für den Abstand der Menschen von einander, die Scheu vor dem Betreten seelischer Bezirke der anderen Menschen. Man kann sich keinen echten Hellenen vorstellen, der seine Glaubensvorstellungen einem Nichthellenen hätte verkündigen wollen, keinen Germanen, Römer, Perser oder arisch-brahamischen Inder, der andere Menschen zu seinem Glauben hätte „bekehren" wollen. Der nordischen Rassenseele erscheint die Einmischung in das Seelenleben anderer Menschen als unvornehm und als Grenzverletzung. Daher die Duldsamkeit aller indogermanischen Glaubensformen. Bei allem edlen Stolze auf seinen mazdaistischen Glauben, der aus den von ihm entworfenen Inschriften spricht, hat Darajawahusch (Dareios) auch die anderen Glaubensformen in seinem Reiche geachtet, vor allem den Götterglauben der Hellenen. Es ist bezeichnend, daß erst unter den Sassaniden unter priesterlichem Einfluß die Andersgläubigen im Perserreiche wegen ihres Glaubens verfolgt wurden.

Schilderungen von den leiblichen Merkmalen der frühen Perser

Wie sah nach frühpersischen Berichten der edle Perser aus? Geiger, Ostiranische Kultur, 1882, S. 213 ff., bringt Zeugnisse dafür, welche leiblichen Züge dem frühpersischen Wunschbild vom echten Perser eigentümlich waren. Der Mann sollte kraftvoll gebaut sein, mit breiter Brust, breiten Hüften und hohen Füßen; hell und scharf blickend sollte sein Auge sein. Dem Auge sollte also die acies oculorum eigen sein, die von den Germanen berichtet wird, aber auch von manchen geschichtlich hervorragenden Einzelnen aus anderen Völkern indogermanischer Sprache, eine Schärfe des Blicks, die bei manchen nordisch-hellen Augen

---

[1] Geiger, Ostiranische Kultur im Altertum, 1882, S. 177/78.

auffällt.[1] Auch göttliche Wesen, die Frawaschis, werden „hellblickend" genannt und eine Sterngottheit „scharfäugig". Die Anführung breiter Hüften fällt auf, da sonst entsprechend den Merkmalen der überwiegend nordischen Herrenschichten der Indogermanenstämme die Schmalhüftigkeit gegenüber der Schulterbreite beim Manne betont wird. Vielleicht soll mit der „Breite" von Schultern und Hüften der kraftvolle Wuchs überhaupt gegenüber schmächtiger gebauten Ureinheimischen hervorgehoben werden.

Ehrende Beinamen für Götter und Menschen sind: hochgewachsen, schlank, kräftig, tüchtig, langarmig, schönwadig, schmalfersig und helläugig; Beinamen für Frauen: schlank, schönbrüstig, schlankfingrig, hellhäutig, weißarmig, großäugig. Solche Merkmale erwartete man bei edlen Frauen persischer Art, oder, wie diese einmal genannt werden, bei den „schönen Frauen aus guter Familie, den wohlgewachsenen, die sich guter Abstammung erfreuen" (Wisprat 2, 7).

Zum echten Perser gehörte ein starker Bartwuchs, ein nordisches und noch mehr ein vorderasiatisches Merkmal, das in diesem Gebiete gegenüber den dünnbärtigen oder bartlosen Menschen der innerasiatischen Rasse hervorgehoben wird, die später auch in der Unterschicht Persiens ziemlich zahlreich gewesen sein mögen.

Das Aussehen der Perser wird öfters und zu verschiedenen Zeiten von hellenischen und römischen Geschichtsschreibern geschildert: Herodotos (VII, 117, IX, 96, I, 169), beschreibt die Perser als hochgewachsen, kräftig und von stolzer Erscheinung. Er schildert (I, 134) ihr stolzes und selbstbewußtes Auftreten. Xenophon (Anabasis III, 2, 25) rühmt die schönen, hochgewachsenen Frauen der Perser und Meder. Herakleides von Pontos nennt die Perser „die tapfersten und hochherzigsten unter den Barbaren".[2] Plutarchos (Alexandros, 21) berichtet von dem Großkönige Dareios (persisch Darajawahusch), er sei sehr groß und der schönste unter den Menschen gewesen, von den persischen Frauen, sie seien schön und groß (kállos kai mégethos). Durch Quintus Curtius (III, 11, 24 und III, 21, 22) wird auch die königliche Würde und „Schönheit" der Mutter und der Gattin des Königs Dareios überliefert. Nach der Weltgeschichte des Römers Justinus (XI, 13) bewunderten die Makedonen im Kampfe gegen die Perser die Körperhöhe ihrer

[1] Über diesen Zug vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, bei Schilderung des Auges der nordischen Rasse.

[2] Athenaei Naucratitae Dipnosophistarum libri, XII, 512 a, b; herausgegeben von Kaibel, Bd. III, 1899, S. 130.

Gegner, und Alexandros gebietet seinen Kriegern, nicht vor der Körperhöhe der Perser zu erschrecken.

Was bedeutet aber bei diesen hellenischen und römischen Schriftstellern eine Bezeichnung wie „schön"? — Im wesentlichen dürfen als „schön" im Sinne der genannten Schriftsteller verschiedene Annäherungen an die „schönen" Gestalten der hellenischen und hellenistisch-römischen Bildhauerkunst verstanden werden, die ja immer wieder einen überwiegend nordischen Menschenschlag dargestellt hat.[1] Die Schönheit der persischen Frauen erwähnt im 4. Jahrhundert n. Chr. der Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, der Julianus Apostata auf seinem Kriegszuge nach Persien begleitet hat (XXIV, 4, 27: in Perside, ubi pulchritudo



Abb. 31. Münzbildnis eines persischen Statthalters aus der Zeit zwischen 480 und 330. Vorwiegend nordisch mit leichtem vorderasiatischem Einschlag. (Nach Gardner, History of Ancient Coinage, 1918)



Abb. 32. Münzbildnis eines persischen Statthalters aus der Zeit zwischen 480 und 370. Nordisch oder vorwiegend nordisch. (Nach Gardner, History of Ancient Coinage, 1918)



Abb. 33. Bagadata, Münzbild aus dem 3. Jahrh. v. Chr. Nordisch. (Nach Hill, Cataloque of Greek Coins of Arabia)

feminarum excellit). Bei diesem späten römischen Geschichtsschreiber möchte man aber nicht mehr mit größerer Bestimmtheit eine Schönheitsvorstellung annehmen, die derjenigen der hellenischen Kunst gänzlich entspräche.

Plutarchos gibt in seinen „Maximen von Königen und Feldherren" im Abschnitt „Kyros" an: „Bei den Persern wird eine Habichtsnase für eine reizende und vorzügliche Schönheit gehalten, und zwar deshalb, weil Kyros, der geliebteste unter den Königen, eine solche Nase gehabt haben soll."[2] Nun kommen aber Habichtsnasen innerhalb der nordischen Rasse und auch bei der vorderasiatischen Rasse wahrscheinlich seltener vor als bei nordisch-vorderasiatischer Kreuzung, so daß man diesen Bericht aus Plutarchos vielleicht schon als Anzeichen der Ablenkung des persischen

---

[1] Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1929, S. 24ff.

[2] Plutarchs moralisch-philosophische Werke, übersetzt von Kaltwasser, Zweiter Teil, 1797, S. 2.

Schönheitsempfindens vom nordischen Schönheitsbild des Indogermanentums auffassen darf.

Über die leibliche Beschaffenheit der frühen Perser unterrichten auch die Darstellungen der persischen Felsenbilder, die Sarre-Herzfeld, Iranische Felsreliefs (1910), abgebildet und behandelt haben. Sie lassen bei den Persern ein Vorwiegen nordischer Züge erkennen.

Die besten Darstellungen von Persern aus der Zeit des makedonisch-hellenischen Rachefeldzugs gegen das Perserreich (334—327 v. Chr.) gibt der sog. Alexandersarkophag. Hier ist in Stein mit farbiger Übermalung die persische Kriegerschicht dargestellt, die den Kern des persischen Heeres ausmachte: fast alle Menschen nordischer Rasse oder überwiegend nordischer Rasse, schlanke große Gestalten, längliche Köpfe, schmale Gesichter, helle Augen, blondes Haar, blonde und rote Schnurrbärte, dazu gelegentlich beigemischt Züge der vorderasiatischen Rasse oder mandelförmige Lidbildung der Augen, wie sie bei der orientalischen Rasse häufiger vorkommt. Die besten farbigen Nachbildungen dieses berühmten Steinsargs von Sidon gibt F. Winter, Der Alexandersarkophag (1912).

Gegenüber den nordischen Zügen der Makedonen fällt an den Zügen der Perser eine gewisse Feinheit und Leichtheit auf, wo Züge gleicher Rasse bei den Makedonen härter, betonter männlich, kräftiger ausgebildet erscheinen. Vielleicht standen Makedonen und Perser wie zwei besondere, nach verschiedenen Richtungen hin ausgelesene Schläge der gleichen Rasse einander gegenüber. Eine gewisse leichtere Feinheit des persischen Schlags der nordischen Rasse könnte man bestätigt finden in einer Nachricht, die sich bei Herodotos (III, 12) findet, über die dünnen, feinen, leichter verwitternden Perserschädel, die auf dem Schlachtfeld von Pelusion in Unterägypten (aus dem Jahre 525 v. Chr.) gefunden worden seien.

Die Perser vom Steinsarge zu Sidon unterscheiden sich wesentlich von dem Durchschnittsschlage heutiger Perser. Beim Vergleiche damaligen und heutigen Persertums darf aber nicht vergessen werden, daß der Steinsarg von Sidon wahrscheinlich nur den arisch-persischen Kern, die Garde des Perserheeres, darstellen will, nicht die Hilfsvölker, die im Perserheere Kriegsdienst leisteten. Herodotos berichtet, das Heer des Großkönigs Chschajarscha (griechisch Xerxes) habe aus 700 000 Mann bestanden — diese Zahl bedeutet sicher eine Übertreibung —; davon seien nur 24 000 eigentliche Perser gewesen.





Abb. 34a und b



Abb. 35. Perser



Abb. 36. Perser

Alexandros der Große rühmte Mut und Standhaftigkeit seiner persischen Gegner. Der Feldzug der Makedonen gegen die Perser ist ein Beispiel der in der Geschichte des Indogermanentums wiederkehrenden gegenseitigen Ausmerzen der beiderseitigen Krieger- und Herrenschichten.

Eine Abneigung der Rasse bestand nicht zwischen Hellenen und Makedonen auf der einen, Persern auf der anderen Seite. Das Gemeinsame eines bestimmten Rasseneinschlags scheint empfunden worden zu sein. In dem Trauerspiel „Die Perser" von Aischylos träumt die Königinmutter von zwei Frauengestalten, die eine Perserin, die andere Hellenin, die beide nur durch die Tracht von-



Abb. 37. Perser



Abb. 38. Perser



Abb. 39. Perser

(Nach den farbigen Bildern bei F. Winter, Der Alexandersarkophag, 1912. — Die Bemalung zeigt die blonden Haare und blauen Augen).

Abb. 34a—39.
Nordische Köpfe vom Steinsarg zu Sidon

einander zu unterscheiden sind, denn sie seien „Geschwister aus gleichem Blute" (Vers 185). Curtius, Griechische Geschichte (1874), führt (S. 58/59) weitere Beispiele für eine gewisse Ahnung hellenisch-persischer Urverwandtschaft bei einzelnen Hellenen und hellenischen Kreisen an. Vor allem der hellenische Adel hat sich wiederholt „medisch-gesinnt" gezeigt, und in Argos galt Perseus als der gemeinsame Stammvater der hellenischen Argiver und des persischen Achaimenidenhauses.[1]

Ein Rassengegensatz der Hellenen oder der Makedonen gegen-

[1] Vgl. auch Platon, Alkibiades I, 17.

über den Persern bestand weder zur Zeit der Perserkriege, wo der glühend vaterländisch denkende Aischylos einen solchen sicherlich betont haben würde, noch zur Zeit des makedonisch-hellenischen Feldzugs gegen die Perser unter Alexandros. Sonst hätte der Makedonenkönig nicht gewagt, seinen Kriegern die Vermählung mit edlen Perserinnen vorzuschlagen und im Jahre 324 v. Chr. zu Susa das große gemeinsame Hochzeitsfest zu feiern. Die im hellenischen Geiste erzogenen Makedonen hätten Frauen „barbarischen" Aussehens gewiß abgelehnt. Alexandros wollte die rassenverwandten Hellenen, Makedonen und Perser untereinander in einem großen Reiche verbinden, schloß aber die Stämme semitischer Sprache im Perserreiche von dieser Verbindung aus. Alle drei Völker entstammten ja auch dem östlichen Bezirke der jungsteinzeitlichen Bandkeramik, dem donau-balkanländischen Bezirke dieses alteuropäischen Gesittungskreises, die Hellenen und Makedonen aus mehreren Völkerkeimzellen im Gebiete zwischen Ostalpen und Siebenbürgen, und alle drei hatten sich in diesem Bezirke ausgebildet, nachdem Zuströme aus Mittel- und Nordwesteuropa in der donauländischen Vorbevölkerung aufgegangen waren, vor allem die Zuströme aus dem sächsisch-thüringischen Gebiete der Schnurkeramiker nordischer Rasse.

Der Zerfall des Achaimenidenreiches und die Zersetzung des frühpersischen Geistes

Mit der Erwähnung der makedonisch-hellenischen Eroberung Persiens hat die obige rassenkundliche Darstellung der geschichtlichen (die aber die Ausführungen dieses Buches nur mit Angaben der Zeitabschnitte erläuternd begleiten soll) schon ein Stück vorgegriffen. Es hat sich dabei ergeben, daß der Kern des Persertums um 330 v. Chr. wahrscheinlich noch überwiegend nordisch war oder doch noch einen starken Einschlag nordischer Rasse gehabt haben muß. v. Ujfalvys Untersuchungen zur Rassengeschichte der Perser[1] lassen als wahrscheinlich erkennen, daß die Perser bis ins 6. Jahrhundert v. Chr. noch überwiegend nordisch waren, daß dann der nordische Einschlag allmählich abnahm und daß etwa zwischen dem 3. und 7. Jahrhundert n. Chr. auch die Oberschicht allmählich den nordischen Einschlag bis auf Reste verlor.

Im folgenden einige geschichtliche Angaben über diesen Zeitabschnitt: unter Kurusch II (vgl. S. 102) hatte die Entwicklung

[1] v. Ujfalvy, Iconographie et Anthropologie irano-indiennes, L'Anthropologie, Bd. XI, 1900, S. 23 ff., S. 193 ff.

des persischen Reiches begonnen, 539 v. Chr. reichte die Macht Kuruschs schon bis Hellas und Ägypten. Ägypten wurde unter Kambudschija (Kambyses) erobert. Unter Darajawahusch I. brachen im ganzen Reich Aufstände der nichtpersischen Untertanen aus; Darajawahusch stellte die Ruhe wieder her; im Jahr 519 gab er mit der bekannten Inschrift von Bagastana (Behistun, Bisutun) Rechenschaft über seine Herrschertaten.



Abb. 40. Darajawahusch (Dareois) I. 521—485 v. Chr. Nach einem Steinbildwerk bei Bisutun, früher Behistan, altpers. Bagastana (im pers. Kurdistan) (Aus L'Anthropologie, 1900)

Das Perserreich umfaßte außer dem Kern, dem geschlosseneren Siedlungsgebiete des arischen Iranertums, darunter den halb abhängig gewordenen Medern, weite Gebiete mit dichter Bevölkerung fremden Stammes und fremder Rasse. Die unterworfenen Stämme wurden milde behandelt, ihre Gebiete verwaltet durch persische und einheimische Beamte, doch so, daß sie halb in Selbstverwaltung verblieben.

Mit dieser Machtausbreitung über nichtpersische Gebiete war aber schon die Entnordung des Persertums vorbereitet. Aus den Geschlechtern arischer Bauernkrieger sind die persischen Adelsgeschlechter geworden, die nächsten am Throne des Großkönigs, seine Statthalter, Heerführer, Beamten, seine Kerntruppen, deren Familien nun in weiter Zerstreuung im Reichsdienste verbraucht wurden. Zwar scheinen zur Bewahrung der ererbten arischen Eigenart die persischen Herrengeschlechter zunächst lieber Verwandtenehen, sogar Geschwisterehen eingegangen zu haben[1]; auf die Dauer aber konnte in der Zerstreuung die Vermischung mit den unterworfenen Stämmen, zunächst wohl mit deren angesehenen Geschlechtern, nicht ausbleiben. So verzehrt jedes Großmachtstreben (Imperialismus) die herrschende Rasse, die als immer dünner werdende Herrenschicht auseinandergezogen und Mischehen ausgesetzt wird; die Städte als Mittelpunkte der Staatsmacht ziehen führungsbegabte und nach Führung strebende Geschlechter an und entziehen diese so ihrem Erhaltungsuntergrund, dem ländlichen Erbhof oder Erbgut, und dies in zunehmendem Aus-

[1] Kornemann, Die Stellung der Frau in der vorgriechischen Mittelmeerkultur, Orient und Antike, Bd. 4, 1927, S. 16 ff.

maße, sobald bei Schwinden der Naturalwirtschaft und Eindringen der Geldwirtschaft die Erbhöfe und -güter leichter veräußerlich geworden sind. In Persien breitete sich die Geldwirtschaft, wenn sie sich auch nie völlig durchgesetzt hat, im Bereich der Städte schneller aus, nachdem die persischen Könige in dem von ihnen eroberten Babylonien im 6. vorchristlichen Jahrhundert höchst entwickelte geldwirtschaftliche Verhältnisse kennen gelernt hatten.[1]

Nur der altrömische Imperialismus hat sich, wenigstens am Anfang, auch durch bäuerliche Neusiedlungen, die sog. latinischen Kolonien, und nicht allein durch Machtausbreitung und Unterwerfung Fremdstämmiger weithin eingewurzelt, hat aber später die Geschlechter italisch-indogermanischer Herkunft auch verzehrt. Der englische Imperialismus ist mit bäuerlichen — und d. h. die Geschlechter erhaltenden



Abb. 41. Watafradat, Münze aus der Zeit zwischen 180 und 100 v. Chr. Vorderasiatisch. (Nach Hill, Catalogue of Greek Coins of Arabia)



Abb. 42. Darajawabusch (Dareios) III ?, Münzbild aus der Zeit zwischen 180 und 100 v. Chr. Nordisch-vorderasiatisch ? (Nach Hill, Catalogue of Greek Coins of Arabia)



Abb. 43. Kapat, Sohn von Namopat (?), Münzbild aus dem 1. oder 2. Jahrh. v. Chr. Vorderasiatisch. (Nach Hill, Catalogue of Greek Coins of Arabia)

— Neusiedlungen untermischt, aber wahrscheinlich ungenügend; auch er verzehrt in weiter Zerstreuung über das Britische Reich nunmehr seine tüchtigsten Geschlechter.

Im Bereich des Persertums haben wie im Bereiche anderer Völker indogermanischer Sprache Kriege so lange ausmerzend gewirkt, wie die herrschende Schicht indogermanischer Herkunft allein die Kriege führte und die Verluste trug; aber eine gewisse Gegenauslese gerade der Herrenschicht dauerte fort, auch nachdem die untergeschichteten Volksteile zum Waffendienst herangezogen worden waren, da zunächst die herrschende Schicht die vorderste Schlachtreihe oder die in den heißesten Kampf geworfenen Truppen stellte, so in Rom bis in die Zeit nach den Punischen Kriegen, so immer in Sparta. In den persischen Heeren stellte das arische Persertum, verstärkt durch hervorragend tapfere sakische Söldner (nordischer Rassenherkunft), die Kerntruppen des Heeres, zu dessen Dienst schließlich auch nichtpersische Waffenfähige des Großreichs herangezogen wurden.

[1] Dopsch, Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft in der Weltgeschichte, 1930, S. 56 ff.

Beim Schwinden der Geschlechter indogermanischer Herkunft füllten sich bei den Persern wie in anderen Indogermanenstaaten die Lücken im Heerführertum und Beamtentum von unten her, in Persien wahrscheinlich erst durch Aufsteigen der kleinbäuerlichen Schicht arischer Herkunft, dann der dunklen nichtarischen Vorbevölkerung. Dazu kam in vielen Gebieten des Großreichs die Ausmerze durch das Klima mit Folgeerscheinungen ähnlich denen in Indien (vgl. S. 49).

Daß man im Achaimenidenreich unterschied zwischen dem Sprachpersertum der indogermanisierten Volksteile und dem Blutpersertum der Ariernachkommen, läßt die Grabinschrift für Darajawahusch I. erkennen, der sich darauf als „Perser, Sohn eines Persers, Arier aus arischem Stamme" bezeichnet.[1] Die Betonung eines solchen Unterschieds mußte schließlich der schwindenden Herrenschicht desto weniger ratsam erscheinen, je mehr sie zur Verwaltung des Reichs und zum Heeresersatz auf die Nichtarier im Reichsgebiet angewiesen war.

Das Schwinden des arischen Persertums kann man auch erkennen am Wandel der Glaubensvorstellungen. Schon um 400 v. Chr. waren vorpersische Vorstellungen in den persischen Mazdaismus eingedrungen. Die Mithraverehrung durchbricht das Gefüge des Mazdaismus. Die Gestalt Mithras, dieses indoiranischen Gottes, der im vormazdaistischen Glauben der Perser zum Sonnengott geworden, im Awesta aber, zum Kriegsgott umgewandelt, völlig zurückgetreten, durch Zarathuschtra (in den Gathagesängen) nie genannt worden war — diese Mithragestalt tritt jetzt in den Vordergrund und zeigt damit einen Zerfall im Mazdaismus an.

Mithra scheint zum Reichsgott der späteren persischen Großmacht geworden zu sein, Wächter der Gerechtigkeit und Reinheit, die im ganzen noch im frühpersischen Sinne erfaßt wurden, doch aber ein Reichsgott für alle Völkerschaften des Großreichs, dessen Gottesdienst nichtarische Züge annahm.

Mithra als eine Gestalt, der immer noch etwas vom kraftvollen Indogermanentum anhaftete und die sich zu einer Gottheit für Reichsheere eignete, drang auch in der späteren Kaiserzeit ins Römische Reich ein, ja seine Verehrung wurde von römischen Kaisern mit machtstaatlichem und kriegerischem Denken gefördert. Er wurde zum römischen Kriegsgott, genannt Sol invictus, und eine Reihe von Mithrassteinen an Donau und Rhein bezeugen seine Verehrung durch die römischen Heere, in denen damals noch Reste frührömischen Geistes

[1] Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften, 1881, S. 53.

sich hielten. Diocletianus machte Mithra zum Reichsbeschützer (fautor imperii). Er wird zum Gott der römischen Soldaten, deren Beste in dieser Gestalt etwas Verwandt-Indogermanisches verspürt haben mögen[1]; er wird weiterhin zum Weltschöpfer mit Zügen des hellenischen Logos und Zügen der Erlösergestalten, die immer aus dem Geiste der vorderasiatischen Rasse neu gebildet worden sind. Mit Mithra kommt das Hakenkreuz als Sonnensinnbild zum zweiten Male in die Gebiete des Römischen Reichs, und von Mithras Erlöserzügen und seinem Hakenkreuz gehen Einwirkungen aus auf Christentum und Christenkreuz.

Deutlicher als die gottesdienstlichen Züge der Mithraverehrung verrät sich die Zersetzung des Indogermanentums in Persien durch Aufkommen und Verbreitung der Anahitaverehrung. Anahita gehört zu dem Kreise der Fruchtbarkeitsgöttinnen mit den (in der Hauptsache vorderasiatischem Rassenempfinden entsprechenden) Zügen einer Ischtar (Astarte) oder Kybele oder einer späthellenischen Aphrodite, mit Zügen, wie sie (durch geistige Einflüsse aus dem Bereiche der Völker überwiegend vorderasiatischer Rasse) sich abgeschwächt auch noch bei den Wanengöttinnen des Germanentums regen, deren Urbilder ja durch Gesittungsübertragungen von Südosteuropa her den Nordgermanen bekannt geworden waren.

Der Gottesdienst der persischen Anahita artete zu unzüchtigen Formen aus — wobei Urteile wie „ausarten" und „unzüchtig" vom arischen Geiste des frühen Persertums gefällt sind, während sicherlich für die vorderasiatische Rassenseele gerade solche gottesdienstlichen Formen etwas Heiliges darstellen können. Auf dem ganzen Gebiet, wo vorderasiatische Rasse vorwiegt oder stärker beigemischt ist, findet sich seit vorgeschichtlicher Zeit die „semitische Verquickung von Heiligtum und Bordell", wie Oldenberg dies, nach abendländisch-indogermanischen Anschauungen urteilend, einmal genannt hat.[2] Tempelprostitution, rauschartige, erregende Feste mit einer Frömmigkeit der Brunst, sind die Kennzeichen einer Einwirkung vorderasiatischen Rassengeistes, aus dem heraus ja auch der Sabaziosdienst der Thraker und der Dionysosdienst der späten Hellenen zu erklären sind. Das Sichhineinsteigern in die eigenen Empfindungen, das ich in der „Rassenkunde des jüdischen Volkes" als einen Zug der vorderasiatischen Rassenseele zu deuten versucht habe, wirkt hier mit. Die Seele der vorderasiatischen Rasse empfindet lebhaft einen Zwiespalt zwischen „Geist"

[1] Den „verwandten Geist" in der Mithra-Verehrung, der in Germanien, Gallien und Britannien verspürt wurde, betont auch v. Wesendonk, Urmensch und Seele in der iranischen Überlieferung, 1929, S. 203.

[2] Oldenberg, Religion des Veda, 1917, S. 241.

und „Fleisch" oder — mehr in indogermanischer Prägung ausgedrückt — zwischen „Seele" und „Leib" — einen Zwiespalt, den das unvermischte Indogermanentum nie empfunden hat, wenn es auch zu gedanklicher Klärung Leib und Seele unterschieden haben mag.

Zwischen Leib und Seele mehr zu sehen als zwei verschiedene Seiten einer Wesenheit, gar einen feindlichen Zwiespalt zwischen beiden zu empfinden, solche Vorstellungen sind immer vom Bereich der vorderasiatischen Rasse ausgegangen. Im Germanentum läßt sich eher gelegentlich die Vorstellung finden, daß der Leib „eine Ausdrucksform der Seele oder, gerade heraus gesagt, ein Teil der Seele" sei (Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, Bd. II, 1925, S. 563); aber auch diese Vorstellung bedeutet für das Germanentum nicht etwas Erregendes. Die Frage „Leib-Seele" bedeutet für den Indogermanen keine „Frage", mindestens quält sie den echten Indogermanen nicht, ja beschäftigt ihn fast nur dann, wenn Andersrassige sie erregt gestellt haben. Indogermanisch ist das Gleichgewicht zwischen Leib und Seele, das sich im Hellenentum am schönsten ausgedrückt hat und das in Hellas gestört wurde, sobald die Herrenschicht, die Nachkommen der indogermanischen Einwanderer, zu schwinden begonnen hatte.

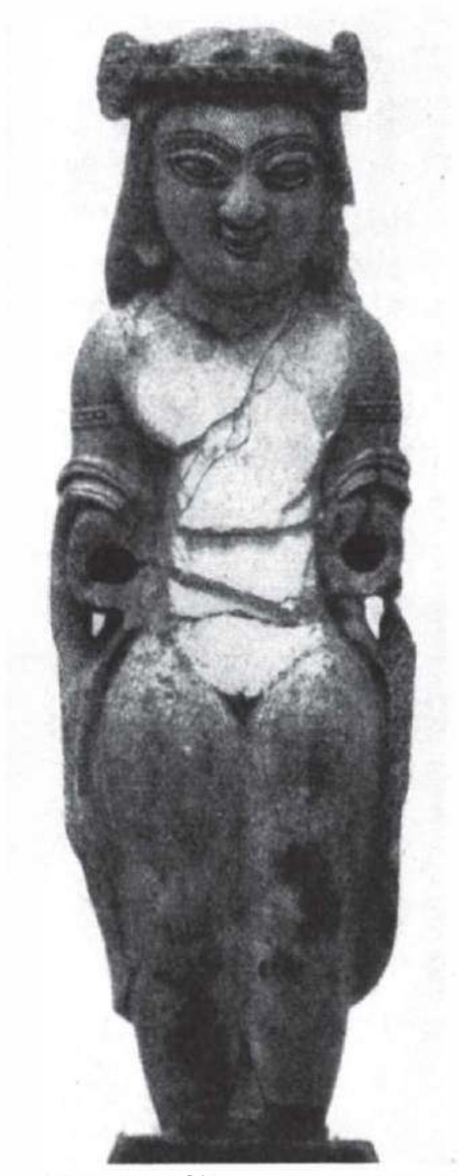


Abb. 44. Göttin Anahita, dargestellt als vorwiegend vorderasiatisch mit orientalischem Einschlag.
(Nach Sarre)

Die vorderasiatische Rasse empfindet einen Leib-Seele-Zwiespalt, und dieser erregt sie in Leben und Glauben. Sie kann gänzlich dem „Fleische" verfallen oder gänzlich dem „Geiste". Verfällt sie dem „Geiste", so verkündet sie erregt die Abtötung der Sinne, die Askese. Oder aber sie mischt beides, „Fleisch" und „Geist", zu einer Frömmigkeit, die dem indogermanischen Empfinden als widerwärtige Unzucht erscheint. So entsteht die Verquickung von „Heiligtum und Bordell" (Oldenberg).

Mit dem Aufkommen solcher Gottesdienstformen wie der Anahitaverehrung ist für das Persertum eine vorgeschrittene Entnordung angezeigt. Die Zersetzung des mazdaistischen Geistes, die dem vorausgehen und mit dem einhergehen mußte, bedeutet nun

aber auch die Aushöhlung der lebensförderlichen Sittlichkeit des Mazdaismus, die frühpersische Sippenpflege und frühpersisches völkisches Empfinden umfaßte. Mit der Aushöhlung des Mazdaismus war aber Lehren der Betonung des Einzelmenschen, der Herauslösung des Einzelmenschen aus Sippe und Ariertum, Raum gegeben.

Diese auflösenden Mächte hatten schon einzuwirken und das persische Reich schon zu schwächen begonnen, als um 330 v. Chr. Alexandros die persische Herrschaft stürzte. Meder, Babylonier, Kleinasiaten verschiedenen Stammes, Ägypter und andere, begrüßten die Kriegserfolge der Makedonen und fielen vom persischen Herrscherhaus und seinen Statthaltern ab.

Die Perser zur Zeit der Sassaniden

Die Kraft der Perserstämme war aber noch nicht gebrochen. Das Persertum erholte sich. Seit etwa 250 v. Chr. erhoben sich aus ihm

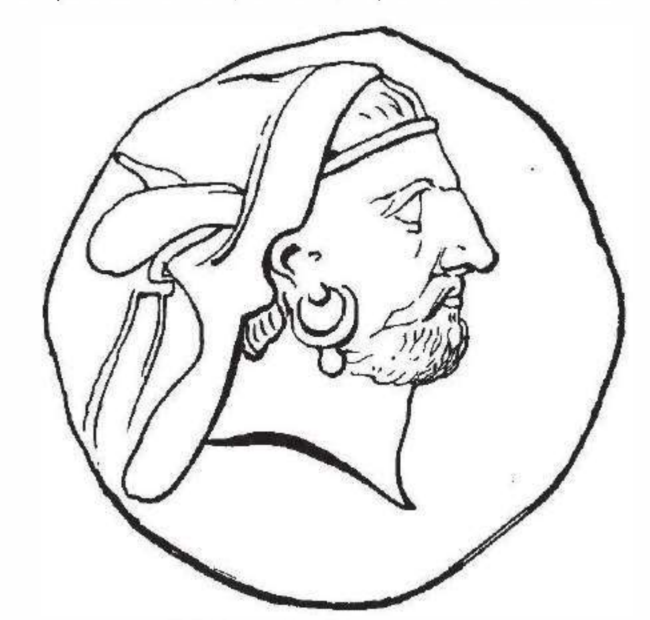


Abb. 45. Bagaret, König von Persepolis. Münze aus dem Jahre 360 v. Chr.



Abb. 46. Arschaka XIV., nach einer Münze, Partherkönig aus sakischem Geschlecht, 56—37 v. Chr.

die Parther, ein nordpersischer Stamm, und errichteten ein neues Reich. Zur Kraft des Parthertums hatte es beigetragen, daß in ihm eingewanderte sakische Stämme aufgegangen waren, ja anscheinend geradezu den Kern des Parthertums bildeten. Die als Mittelpersisch oder Pahlawi[1] bezeichnete Stufe in der Geschichte der persischen Sprache scheint in ihrer Eigenart auch durch den Einfluß sakischer Mundarten bedingt zu sein. Das Sakische war ja die dem Iranischen nächstverwandte indogermanische Sprache und konnte darum um so eher auf das Persische einwirken.

[1] Pahlawi (oder Pehlewi) ist aus einer älteren Form parthawi „die Parthersprache" abgeleitet.

Der Partherfürst Arschaka — auch sein Geschlecht war wahrscheinlich sakischer Herkunft — befreite 250 v. Chr. sein nordpersisches Gebiet von der makedonischen Fremdherrschaft, von den Seleukiden; von Arschaka (Arsakes) stammt das Herrscherhaus der Arsakiden. Das Partherreich erweiterte sich machtvoll, und unter Mithradates II., der im Jahre 87 n. Chr. starb, stand es als Großreich da, das sich als Fortsetzung des altpersischen Reiches fühlte und in dem der Mazdaismus, wenn auch nicht mehr in seiner ursprünglichen Form, und die persische Sprache herrschten. Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. erfolgte der Zusammenstoß mit Rom. Ein eindringendes römisches Heer unter Crassus wurde 53 geschlagen, ein weiteres unter Antonius 36 v. Chr. Dann bestand wieder Frieden mit Rom; im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. aber wurde der gegenseitige Kampf wieder aufgenommen.

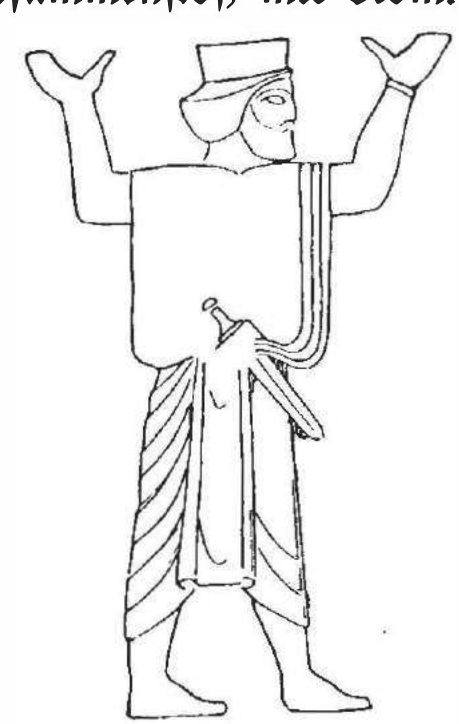


Abb. 47. Parther von einem persischen Felsbild.
(Nach Sarre-Herzfeld, Iranische Felsreliefs)

Die Nachricht in der Weltgeschichte des Römers Justinus (41; 2, 5), daß im parthischen Heere von 50 000 Mann nur 400 parthische Adlige gekämpft hätten, zeigt aber, wie schwach das arische Persertum innerhalb der Bevölkerungen des persischen Reiches schon geworden war, wenn auch außerhalb des Adels Geschlechter arischer Herkunft, wahrscheinlich sogar an Zahl stärker als die Adelsgeschlechter, sich noch im freien Bauerntum erhalten haben mögen.

Im Jahre 226 stürzte der Sassanide Artachschassa (Artaxerxes) den letzten König aus dem parthischen Herrscherhause. Es scheint, daß während ihrer Herrschaftszeit die Parther als ein Grenzstamm am Rande des Reiches und wegen ihrer Vermischung mit Saken vom übrigen Persertum doch nicht als ganz echt persisch empfunden worden waren, obschon sie dem Rassenbilde des ursprünglichen Iranertums vielleicht näher standen als die Mehrzahl der übrigen damaligen Perser. Vom Jahre 226 an rechnet man das Neupersische Reich, das wiederum zu einer Großmacht wird.

Von 226 bis 651 herrschte das Geschlecht der Sassaniden, nach erhaltenen Münzen zu schließen ein Geschlecht, in dem immer wieder neben dem deutlichen Einschlag vorderasiatischer Rasse der nordische Einschlag erscheint. Die Sassanidenmünzen bei Paruck,

Sasanian Coins (1924), lassen zum größten Teil entweder nordisch-vorderasiatische oder vorderasiatisch-nordische Züge erkennen.

Der nordische Einschlag mag sich aber im Sassanidenreich in der Hauptsache nur noch bei der Oberschicht gesammelt haben; die unteren Schichten, das dem Fremden erscheinende Durchschnittspersertum, mag am besten gekennzeichnet worden sein durch eine Beschreibung bei Ammianus Marcellinus (XXIII, 6, 75; XXIV, 8, 1) aus dem 4. Jahrhundert, die aber vielleicht durch die Gehässigkeit, mit der Ammianus den Feind betrachtet hat, die Perser ungünstiger zeichnet, als ein freundlicher Betrachter sie gezeichnet hätte. Ammianus, der die Schönheit der Perserinnen noch anerkennt (vgl. S. 114), nennt die Perser schmächtig gebaut, dunkelhäutig, mit zusammengewachsenen Brauen und starken Bärten (diesen Merkmalen der vorderasiatischen Rasse), schlaff in ihrer Haltung und verweichlicht im Ausdruck. — Wären alle Perser so geartet gewesen, so hätten die Sassaniden mit solchem Volke ihr Reich nicht errichten und erhalten können.



Abb. 48. Ardaschir I, König von 226 bis 241. Nordisch oder vorwiegend nordisch. Felsbildnis bei Naksch i Rustem. (Nach Sarre-Herzfeld, Iranische Felsreliefs)

Im Reiche der Sassaniden regte sich aber noch etwas vom frühpersischen Geiste. Ruhmvoll widerstand das Sassanidenreich erst dem Römischen, dann dem Byzantinischen Reiche, zugleich aber auch den von Norden und Nordosten angreifenden Stämmen indogermanischer und türkischer Sprache. Besonders gefährlich wurden die Weißen Hunnen, die schon in der Rassengeschichte des Indertums genannt werden mußten (S. 64), Stämme mit einem Einschlag nordischer Rasse, die später zu behandeln sein

werden. Sie griffen das persische Reich wiederholt an, so im 5. und 6. Jahrhundert. Blutige Kämpfe entstanden, mehrfach überrannten die Weißen Hunnen die gegen sie gesandten persischen Heere, 448 fiel der Großkönig Peros in einer Schlacht gegen die Weißen Hunnen, die unter ihrem Herzog Roschnawatsch kämpften. Durch ein bis zwei Jahrhunderte hindurch muß in beiden feindlichen Heeren eine Gegenauslese tapferer Krieger vor sich gegangen sein, die zur Schwächung des Persertums viel beigetragen haben mag.

Es gelang erst in den Jahren 566/67, die Weißen Hunnen entscheidend zurückzuschlagen, nachdem die Perser sich gegen sie die Hilfe türkischer Stämme erkauft hatten um den Preis der Über-



Abb. 49. Schapur I., König von 240 bis 272.
Nordisch oder vorwiegend nordisch. Münzbildnis.

lassung großer Gebiete Westturkistans (Transoxeaniens) an diese Türken. Während dieses ganzen Zeitabschnitts hatten die Sassaniden einen Zweifrontenkrieg auf Tod und Leben zu bestehen: gegen Byzanz im Westen, gegen Weiße Hunnen und Turkstämme im Norden und Nordosten. Die Sassaniden mußten dauernd Ausgleiche suchen, Bundesgenossen werben, denen sie aber mit Gebietsabtretungen oder politischen Zugeständnissen zu zahlen hatten.

In diesen Kämpfen muß das arische Persertum sich nahezu verblutet haben. Persien ermattet schließlich, aber auch Byzanz ist merklich geschwächt.[1] Nur so ist der Zusammenbruch Persiens vor den eindringenden islamischen Eroberern, arabischen Stämmen, zu erklären. Das Sassanidenreich hat heldenmütige Kämpfe geführt bis zu seinem Erliegen.

Aus diesem Zeitabschnitt sind Bildwerke erhalten, die das Aussehen der Perser wiedergeben. Auf den S. 67 erwähnten indischen Wandgemälden des buddhistischen Höhlentempels von Adschanta sind 3 Gesandte des Perserkönigs Chusrau II. (590—628) dar-

[1] Vgl. Blochet, Introduction à l'Histoire des Mongols, 1910, S. 213/14.



Abb. 50. Spätsassanidischer König. Vorwiegend nordisch.
(Aus Berliner Museen, Bd. 49, 1928)

gestellt: der erste Perser dunkel, der zweite hellhäutig, blauäugig und blond, der dritte dunkelhäutig, blauäugig mit blondem Bart; ein weiterer dort abgebildeter Perser ist hellhäutig, blauäugig und blond. Solche Abgesandten sind aber wahrscheinlich aus angesehenen Geschlechtern gewählt worden, denen noch ein stärkerer Einschlag nordischer Rasse eigen gewesen sein muß. Der Hauptteil des Volkes war sicherlich dunkel.

Im Jahre 651 brachen die islamischen Araber ein und es erfolgte die Zwangsbekehrung der Bevölkerung Irans zum Islam. Beim Eindringen der Araber lassen sich nach arabischen Zeugnissen zwei Volksschichten im Persertum erkennen, die Ritter, zugleich Großgrundbesitzer, die Geschlechter also, in denen sich Reste des arischen Bauernkriegertums noch am besten erhalten haben mögen; unter den Rittern eine bürgerliche Schicht von Kaufleuten[1]. Die Ritter fielen größtenteils im Kampfe gegen die Araber; ein Rest zog sich mit den weichenden Sassaniden, wahrscheinlich gegen den Osten Irans hin, zurück und verlor sich außerhalb der persischen Grenzen. Andere Perser, treue und standhafte Anhänger des Mazdaismus, flohen, um ihre Glaubensfreiheit zu retten, nach Indien. Ihre Nachkommen, die Parsi, bilden heute in der Umgebung von Bombay eine Gemeinschaft von etwa 100 000 Menschen. Über diese Parsi weiter unten!

Mit dem Einbruch des Islams und der damit verbundenen Ausmerze der ritterlichen Schicht und der blutigen Verfolgung aller standhaften Bekenner des Mazdaismus ist die Geschichte des arischen Persertums im wesentlichen beendet: eine ruhmreiche



Abb. 51.
Ein Magier der sassanidischen Zeit. Vorderasiatisch-nordisch. Geschnittener Stein.
(Aus Sarre, Kunst des alten Persiens)

[1] Schwarz, Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen, 1921, S. 407.

Geschichte von 12 bis 14 Jahrhunderten. Auch unter dem Islam behält das Persertum noch lange und in vielem bis heute einen Vorsprung, zunächst sogar einen weiten Vorsprung vor den benachbarten islamischen Völkern. Irgend etwas, das an indo-



Abb. 52. Chusrau II., König von 590 bis 628. Vorwiegend nordisch (mit vorderasiatischem Einschlag?).
Sassanidische Silberschale aus dem Cabinet de Médailles, Paris.
(Nach Sarre-Herzfeld, Iranische Felsreliefs)

germanisches Wesen erinnert, lebt im Persertum fort — ein Fortleben, das wahrscheinlich nicht nur durch die Fortwirkung arisch-persischen Geistes zu erklären ist, sondern auch, wenigstens bis gegen die Neuzeit hin, auch durch die Erbanlagen, die Indogermanen-

tum und arisches Indogermanentum wesentlich bedingt haben, die der nordischen Rasse, hier die eines nordischen Rassenrestes. Für nordisch-indogermanisches Empfinden hat auch die Geschichte des Persertums bis über den Untergang des Sassanidenreiches hinaus etwas Begeisterndes.

Das abendländische Urteil über das frühe Persertum war bis in die neueste Zeit hinein beeinflußt von den Berichten der Hellenen, die recht ruhmredig und oft mit unangebrachter Überheblichkeit über das Persertum urteilen. Gobineau hatte sich als französischer Gesandter in Persien eingehend mit der frühpersischen Geschichte und mit dem Persertum als geschichtlicher und rassenkundlicher Erscheinung beschäftigt, und in seiner Histoire des Perses (1869) ist zum ersten Male für die abendländische Geschichtskenntnis das Persertum in seiner überragenden Größe erkannt und hier zum ersten Male auch ausgesprochen, daß das Persertum im Sittlichen (und zwar für ein sittliches Empfinden indogermanischer Prägung) über dem Hellenentum steht. Das Hellenentum unterscheidet sich, wenigstens in den Zeitabschnitten, die gemeinhin als die „Blütezeiten" hellenischer Gesittung bezeichnet werden, durch häufigen Wortbruch, häufige Verschlagenheit, häufigen Verrat gegen den eigenen Stadtstaat und andere Züge der Ehrlosigkeit ungünstig von dem frühen Persertum, das mit seinem Ehrgefühl indogermanischer Prägung dem Germanentum nahesteht. Gerade Menschen germanischen Empfindens — und zu ihnen ist ja besonders Gobineau zu rechnen — sind immer wieder angezogen worden von frühpersischer Ritterlichkeit, Großmut, Kühnheit und Frische, von der offenen Unmittelbarkeit des edelmännischen frühpersischen Wesens. Für ein germanisches Sittlichkeitsempfinden hat vor allem die persische Erziehung der kriegerischen Jugend zu Dankbarkeit, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit etwas Bestärkendes. Das arische Persertum hat besonders einen Wert indogermanischer Seele in sich verleiblicht: den Wert der Gesinnungsgröße, der bei den Hellenen als megalopsychía, bei den Römern als magnitudo animi, als die Artung des vir egregius, bei den Isländern als „stormenzka" (= Artung des großen Menschen, des „stormans"), im deutschen Mittelalter als „hôchgemüete" erscheint, und der sich abgewandelt auch in der Mystik des Meisters Eckhart noch finden läßt in der Gestalt des homo nobilis, des edlen Menschen, oder des homo recte dispositus, des Wohlgearteten.

In unseren Schulen und Hochschulen sollte das Persertum als eine der edelsten Ausprägungen des Indogermanentums behandelt werden, vor allem im Religionsunterricht und in den Vorlesungen der Theologen. Aus dem frühen Persertum ließe sich — für ein Volk unserer rassischen Herkunft und Zusammensetzung — an sittlichem Auftrieb, und zwar an Auftrieb einer Sittlichkeit der Lebensbejahung und -steigerung, viel mehr gewinnen als aus manchen anderen Stoffen, die der übliche Religionsunterricht seltsamerweise zur Erbauung und

sittlichen Ertüchtigung der deutschen Jugend verwerten zu können vermeint.

Die Perser zur Zeit des abendländischen Mittelalters

Erbanlagen überlegenen Geistes haben sich im Persertum auch unter dem Islam noch geregt. Seit Goethes „Westöstlichem Diwan" und seit der Achtsamkeit der Romantik auf Inder und Iraner sind im Abendland wenigstens dem Namen nach bekannt die persischen Dichter Firdausi, Dschelal ed-din Rumi (gestorben 1273), Sadi, Nisami, Hafis (gest. 1388 oder 1389) und Dschami (gest. 1492). Mit diesen Dichtern sind, wie die Kenner des persischen Schrifttums versichern, Höhepunkte dichterischer Gestaltung erreicht, denen andere Völker des damaligen Morgenlandes nichts zur Seite zu setzen haben.

Die „arabische Philosophie" zur Zeit des abendländischen Mittelalters besteht größtenteils aus hellenischem Geistesgut, aufgenommen und umgebildet durch arabisch schreibende Perser. Die im Islam damaliger Zeit wie überhaupt im ursprünglichen Semitentum führende Herrenrasse, die orientalische (wüstenländische) Rasse, heute bei den beduinischen Arabern verhältnismäßig noch am reinsten vertreten, ist gekennzeichnet durch ein zwar eindringliches, aber im Blickfelde begrenztes Denken, daher auch die echt arabische Dichtung auf die Lyrik beschränkt ist. Der orientalischen Rasse ist vor allem das urschauliche (mythologische) Denken nicht eigen, das in so hervorragender Weise das Indogermanentum aller indogermanischen Frühzeiten kennzeichnet. Damit ist ausgesagt, daß für eine Philosophie im abendländischen Sinne die Völker überwiegend orientalischer (wüstenländischer) Rasse nicht geeignet sind, weshalb es nicht verwundern kann,



Abb. 53. Dschelal ed-din Rumi.
Pers. Gemälde aus der Sammlung Goloubew.
(Nach Martin, Miniature Paintings)

daß die „arabische“ Philosophie im wesentlichen das Werk persischer Denker in arabischer Sprache ist.[1]

Aber mehr als dies: das gesamte arabische Schrifttum des Mittelalters ist zum großen Teil von arabisch schreibenden Persern verfaßt; die „arabische Heilkunde“ stellt auch die Geistesarbeit einzelner arabischer, christlicher und jüdischer Ärzte dar, mehr aber die persischer Ärzte. Die Baukunst des Islams ist großenteils aus persischen Anregungen hervorgegangen. Die Bildende Kunst im Bereich des Islams ist großenteils persischen Vorbildern gefolgt; in Persien wurde das Verbot des Islams, Menschen und Tiere darzustellen, ein Verbot, das sich am ehesten aus der orientalischen (wüstenländischen) Rassenseele versteht, nicht beachtet. In Baukunst und Bildender Kunst der Perser sind aber immer noch Antriebe aus nordischem Geiste wirksam geblieben, wie vor allem Strzygowski und seine Schule verfolgt haben.

Es ist kein Zufall, daß der Sufismus, die Mystik des Islams, hauptsächlich in Persien — vor allem, wie R. Hartmann zeigt, anscheinend im Osten Chorassans, d. h. im Nordosten Persiens — entstanden ist, jedenfalls in Persien am lebendigsten war. Der Islam wie überhaupt die semitischen Glaubensformen sind immer nordisch-indogermanischem Empfinden starr, dürr und unbefriedigend erschienen. Der Sufismus stellt den Versuch dar, aus dem Islam reichhaltigere Glaubensvorstellungen zu gewinnen, den Islam mit einem urschaulichen (mythologischen) Denken zu durchdringen. So ist der Sufismus „die pantheistisch gefärbte Mystik des Islams“[2] geworden, und das wird nicht Zufall sein, denn indogermanische Frömmigkeit, die als geistige Überlieferung auch im nahezu entnordeten Persien noch wirkte, wird immer leicht zur Allvergöttlichung (zum Pantheismus) neigen, die in dem ursprünglichen Naturgöttertum der Völker indogermanischer Sprache als eine Möglichkeit immer schon vorhanden war.

---

[1] Über die leibliche und seelische Beschaffenheit der orientalischen Rasse — mittelgroß, schlank, langköpfig, schmalgesichtig, mit schmaler, meistens erst im unteren Drittel gebogener, nicht besonders stark abstehender, ja gelegentlich etwas flach liegender Nase, mit leicht gewulsteten, oft wie lächelnd vorgespitzten und geschwungenen Lippen, öfters mit Mandelaugen und hoch liegender Kinnlippenfurche (Kinnrinne, sulcus mentolabialis), mit bräunlicher, gelegentlich doch sehr heller, aber nicht rosig-heller Haut, mit dunklen Haar- und Augenfarben) — s. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930; Clauß, Rasse und Seele, 3. Aufl., 1933.

[2] Babinger, Der Islam, bei Clemen, Die Religionen der Erde, 1928, S. 493.

Der Sufismus hat Einflüsse aus arisch-indischem Geistesgut aufgenommen, starke Einflüsse buddhistischer Gedanken, dazu aber wahrscheinlich auch Einwirkungen, die noch auf Reste mazdaistischer Gemeinden Nordpersiens zurückgehen; die Religion des Mani, das Manichäertum, in dem noch viel Altindogermanisches erhalten war, hat auf den Sufismus eingewirkt, vielleicht auch einzelne neuplatonische Gedanken — im ganzen also Vorstellungen, von denen die meisten letzten Endes nicht im Geiste der Völker semitischer Sprache wurzeln, sondern im Geiste der Völker indogermanischen Sprachstamms.

Als eine Gegenströmung gegen das Fremde und Unpersische im Islam kann man auch die Schi'a, das Schiitentum der Perser, auffassen. Schi'a bedeutet etwa soviel wie „Partei"; gemeint ist die Partei Alis, die sich im Streit um die Nachfolge des Propheten gegen die Abu Bekrs erhob, woraus dann eine Spaltung in zwei islamische Bekenntnisse erfolgte: die Schi'a der Perser und die Sunna („Überlieferung") der außerpersischen Moslem. Die Schiiten erkennen den Kalifen Omar nicht an — eben den Kalifen, der Persien erobert hat; sie hassen und verfluchen ihn. Als es im 16. Jahrhundert zu einer gewissen Wiederbelebung persischen Wesens kam unter dem Herrscherhause der Sefewiden, da erhoben diese die Schia zum staatlichen Glaubensbekenntnis für Persien. Hierüber Clemen, Die Religionen der Erde, 1928, S. 501. Die Schia in Persien läßt sich als eine Auflehnung gegen den durch Zwang eingeführten artfremden Glauben erklären, die aber in den Formen dieses Glaubens verblieb.

Eine Nachwirkung nordischen Rassengeistes zieht sich noch durch die mittelalterliche Dichtung der Perser. Firdausi (etwa 935 bis 1020 oder 1026) läßt sich mit Schah-name, dem „Königsbuche", noch einreihen unter die Dichter der wesentlich nordisch empfundenen Heldendichtungen der Völker indogermanischer Sprache; das „Königsbuch" gehört zum Nibelungenlied, zum Rolandsliede und zu den Chansons de geste, zur Ilias, zum Mahabharata der arischen Inder. Öfters schon ist ausgesprochen worden, daß die Frauengestalten Firdausis mit ihrer keuschen Anmut und heldischen Gesinnung an die Frauengestalten der germanischen Sagen erinnern; diese aber erinnern wieder an homerische Gestalten wie Andromache, Arete, Penelopeia, an die heldischen Frauen bei Aischylos und Sophokles. Firdausi besingt jedoch Frauen mit dunklem Haar und dunklen Augen, während die Frauen der germanischen und der hellenischen Heldensage auch im Leiblichen noch nordisch sind.

Die rassische Eigenart der Perser zur Zeit des abendländischen Mittelalters

In den führenden Geschlechtern des mittelalterlichen Persertums scheinen sich, wie oben ausgeführt worden ist, Reste eines nordischen Einschlags erhalten zu haben, wenn auch — zu diesem Eindruck ist v. Ujfalvy (vgl. S. 118) gekommen — zwischen dem 3. und 7. Jahrhundert nichtnordische Einschläge auch in der Herrenschicht vorherrschend geworden waren. Seit der arabischen Eroberung hat Iran zunehmend Einschläge der orientalischen (wüstenländischen) Rasse erhalten, die heute in Persien unverkennbar sind, über die aber Schwarz schon Quellen aus der frühislamischen Zeit anführt.[1] Beim Schwinden der nordischen Rasse muß auch der alteinheimische Einschlag vorderasiatischer Rasse stark zugenommen haben. Auch auf die Sprache hat die vorderasiatische Rasse mit ihrem Sprachgeist stark eingewirkt: das Neupersische ist — nach Hüsing — vom Indogermanischen abgelenkt in der Richtung auf die Sprachen des kaukasischen (alarodischen) Sprachstamms (der ursprünglich der vorderasiatischen Rasse eigen war und dessen Einzelsprachen von dieser Rasse verbreitet worden waren).

Die erobernden Araber fanden im Persertum wie früher Alexandros schätzenswerte Eigenschaften; arabische Sprichwörter sagten: „Wer tüchtige Kinder erzeugen will, nehme sich eine Perserin zur Frau" und „Niemand klopft so den Feinden auf die Schädel, wie der Sohn einer Perserin".[2] — Im persischen Volke müssen noch Reste des indogermanischen Bauernkriegertums sich Achtung verschafft haben. Auch von wohlgestalteten, hochgewachsenen und schönen Menschen berichten arabische Schriftsteller (Schwarz, a. a. O., S. 829).

In manchen Gebieten fanden die Araber ihnen unterlegen und häßlich erscheinende Menschenschläge. Schwarz, Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen (Bd. III, 1912 und IV, 1921) hat hierfür einige Nachrichten gesammelt:

In Chusistan, nordöstlich der Euphrat-Tigris-Mündung, war die Bevölkerung durch gelbliche Hautfarbe, breite, flache Köpfe und dünnen Haarwuchs gekennzeichnet, was einen Einschlag innerasiatischer Rasse vermuten läßt. Den Arabern erschienen diese Menschen ihrem seelischen Wesen nach als verächtlich (Schwarz IV, S. 401 und 407). Einzelne Turkstämme überwiegend innerasiatischer Rasse müssen schon früh-

[1] Schwarz, Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen, Bd. VII, 1929, S. 830.

[2] Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 42, 1891, S. 367.

zeitig als Wanderhirten in die von den ackerbauenden Persern nicht begehrten Steppengebiete eingewandert sein. Mitten im heutigen Persien finden sich die Aserbeidschaner Tataren; vgl. die „Völkerkarte von Nord- und Mittelasien“ von Byhan in Buschans „Illustrierter Völkerkunde“ (Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 288/89). Die Bakthiari, ein persischer Stamm im Nordwesten Farsistans, scheinen auch einen Einschlag innerasiatischer Rasse — daneben übrigens auch einen geringen nordischen Einschlag — zu haben. Sie sind schon ihrem Aussehen nach als „mongolisch-semitisch“ beschrieben worden, wie Zaborowski, Les Peuples Aryens d’Asie et d’Europe, 1908, S. 231, berichtet.

Den Arabern fiel auf, daß in Persien die Hautfarbe im allgemeinen desto heller wurde, je weiter der Reisende sich vom Tigris entfernt hatte (Schwarz, S. 401). In den Küstengebieten Südpersiens gab es „Neger“ als Arbeitsklaven. Vielleicht ist damit der negride Einschlag gemeint, der bei Betrachtung der Brahuistämme Belutschistans (S. 89) erwähnt worden ist, ein negrider Einschlag der Küstenländer des Stillen Ozeans, der sich in babylonisch-assyrischer Zeit durch Südpersien hindurch bis gegen Susa verfolgen läßt und den ich auch in meiner „Rassenkunde des jüdischen Volkes“ (1930, S. 61) zu nennen hatte.

Kleine, schmächtige, sehr dunkle Menschen, mit niedrigen Stirnen, wulstigen Lippen und vorspringenden Jochbeinen, kommen heute bei Disful in Südpersien vor und sind schon auf frühpersischen Felsbildern dargestellt; vgl. Globus, Bd. 52, 1887, S. 338. Es könnte sein, daß es sich dabei um einen Zwergenschlag (Pygmäen) des vorgeschichtlichen negriden Rassenkreises Südwestasiens handelt. Aus diesem Rassenkreise sind wahrscheinlich auch die Neger Afrikas abzuleiten, die ja in Afrika nicht urheimisch sind.

Die Bewohner des „Heißen Landes“ werden von den Arabern als mager, dünn und dunkel beschrieben; sie waren wahrscheinlich rassisch den Arabern ähnlich. Die Bewohner des „Kalten Landes“ werden diesen gegenüber als fleischiger, behaarter und heller bezeichnet (Schwarz, Bd. III, S. 140), was auf ein Vorwiegen vorderasiatischer Rasse und einen geringen nordischen Einschlag schließen läßt.

Ein persischer Geschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts, den Brunnhofer, Urgeschichte der Arier, Bd. I, 1893, S. 22/23, anführt, beschreibt die damaligen Bewohner der Landschaft Parthien in Tabaristan als sehr behaarte Menschen mit zusammengewachsenen Augenbrauen, woraus sich ein vorwiegend vorderasiatischer Anblick dieser Bevölkerung ergibt.

Marco Polo, der etwa im Jahre 1273 durch das östliche Nordpersien zog, fand die Menschen dort „im allgemeinen einen hübschen Schlag“ und das weibliche Geschlecht als „die schönsten auf der Welt“ (Marco Polo, Kapitel 22, S. 109 der Ausgabe von Lemke, 1907).

Byzantinische Berichte schildern die in Byzanz verhaßten Perser, ihre Erbfeinde (vgl. S. 127), als boshaft, hinterlistig und knechtisch (Dieterich, Byzantinische Quellen zur Länder- und Völkerkunde, 1912, S. 36).

Die leibliche Beschaffenheit der Neuperser und die Reste nordischer Rasse unter ihnen

Nach Nachrichten und Untersuchungen neuerer Zeit erscheinen die Neuperser als ein orientalisch-vorderasiatisches Rassengemisch mit Einschlägen der innerasiatischen und der nordischen Rasse, dazu mit geringen negriden und anderen Einschlägen. Ein gewisses Vorwiegen der orientalischen (wüstenländischen) Rasse läßt sich



Abb. 54. Schah Abbas der Große, König von 1587 bis 1629.
Vorderasiatisch-nordisch.
(Stahlstich nach einem persischen Gemälde)

vor allem aus den Schilderungen schließen, die Polak, Persien, das Land und seine Bewohner, Bd. I, 1865, besonders S. 6/7, gegeben hat. Danilow bezeichnet die Neuperser als durchschnittlich mittelkurzköpfig und faßt diesen mittleren Längen-Breiten-Index des Durchschnittswertes als Ergebnis aus der Kreuzung langschädliger mit kurzschädligen Rassenbestandteilen auf.[1]

Die nordische Rasse ist in Persien nicht ganz ausgemerzt.

[1] Danilow, Zur Charakteristik der heutigen Bevölkerung Persiens, Archiv für Anthropologie, Bd. 26, 1900, S. 875.

Um 1800 fand der englische Reisende Scott Waring in Schiras noch viele Frauen blond, „ebenso blond wie in Europa". (E. S. Waring, Reise nach Scheeraz auf dem Wege von Kazroon und Feerozabad, deutsche Übersetzung, 1808, S. 107.)

Ouseley, Travels in various Countries of the East, Bd. II, 1821, S. 165, fand nach abendländischen Anschauungen (die ja bis ins 19. Jahrhundert im wesentlichen durch die nordische Rasse bestimmt waren) nicht ein Zehntel der Neuperserinnen auch nur mäßig hübsch (moderately pretty).



Abb. 55. Aga Mahomed Khan, König von 1796 bis 1797.
Nordischer Einschlag?
(Stahlstich nach einem persischen Gemälde)

Malcolm, Geschichte von Persien, übersetzt von Spazier, Bd. II, 1831, S. 457, schreibt von der Hautfarbe der Perser: „Ihre Gesichtsfarbe wechselt von dunkler Olivenfarbe mit einer Schönheit des Teints, die sich der nordeuropäischen nähert."

Schindler berichtete 1879 nach seinen Eindrücken (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1879, S. [306]): „Nur selten sieht man eine helle Hautfarbe und blaue Augen." — Schindler beschreibt zwei Hauptleute der Luren — ihre Landschaft, Luristan, liegt in Südwestpersien — als blauäugig mit rötlichblonden Bärten, was wieder ein häufigeres Vorkommen

eines nordischen Einschlags bei den führenden Geschlechtern vermuten läßt. Einen nordischen Einschlag in Luristan vermerkt auch Houssay.

Piétrement, Sur l'existence des Hommes blonds en Perse, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, III. Reihe, Bd. II, 1879, S. 406—408, berichtet über von ihm eingeholte Zeugnisse eines persischen Arztes Mirza Mohammed: in ganz Persien seien etwa 2% Blonde, in Schiras (der frühpersischen Landschaft, die von den Hellenen Susiana genannt wurde) nur etwa 2‰, im Norden höhere Hundertsätze. Da die Perser glauben, die Scheitanwesen (vgl. S. 103) seien von Norden gekommen, hießen die Blonden in Persien volkstümlich

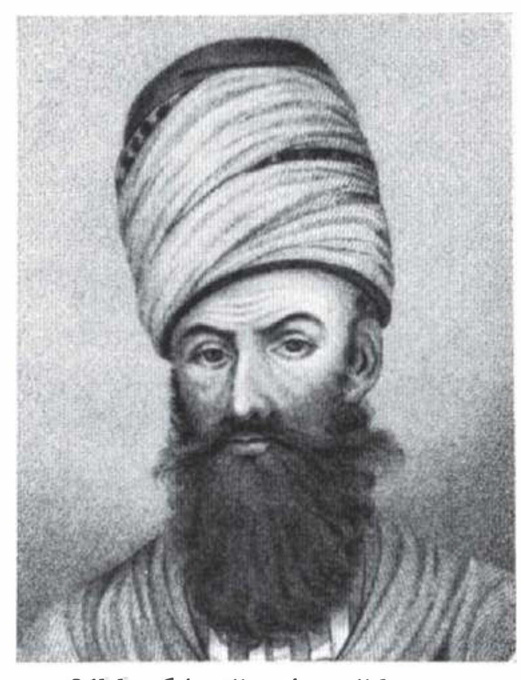


Abb. 56. Karim Khan, König von 1750 bis 1799. Anscheinend nordisch-vorderasiatisch

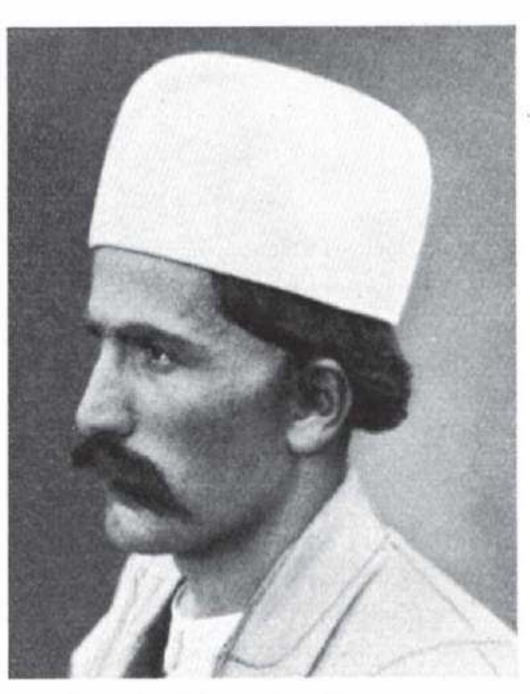


Abb. 57. Bakhtiari. Vorw. nordisch mit vorderasiatischem Einschlag. (Aufnahme Sawyer aus Sykes, A History of Persia)

Scheitane. Der Berichterstatter Mirza Mohammed entstammte einer südpersischen Familie, ebenso seine Frau. Der Vater der Frau war blond und blauäugig. Mirza Mohammed und seine Frau waren dunkel; eines ihrer vier Kinder war blond und sehr hellhäutig.

v. Luschan, The Early Inhabitants of Western Asia, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 41, 1911, S. 234, gibt an, unter den neupersischen Adelsgeschlechtern seien Blonde und Blauäugige nicht selten; man finde Helle gelegentlich zwischen Schiras und Isfahan, überhaupt in der gebirgigen südpersischen Landschaft Fars.

Nach Gobineau, Trois Ans en Asie, Neudruck 1905, S. 284/85, sind im gebirgigen Süden und Osten von Farsistan Bevölkerungen zu finden, die mit ihrer kraftvollen Schönheit, mit ihrer klugen Tatkraft und ihrem Ehrsinn an das Wesen des frühen Persertums erinnern. Diese Bevölkerungen hätten dem Persertum verhältnismäßig viele führende Männer gestellt.

Houssay, Les peuples actuels de la Perse, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Lyon, 1887, S. 101 ff., hebt einen nordischen Einschlag der Farsi, der Bewohner der gebirgigen südpersischen Landschaft Fars, hervor: unter ihnen sei minder dunkle Haut, minder dunkle Haare und ein höherer Wuchs zu finden, und man begegne „einigen Blonden mit blauen Augen". Bei den Farsi um Schiras gebe es kein schlimmeres Schimpfwort als „Schwarzer" (figure noire). In Luristan lasse sich ein schwächerer nordischer Einschlag erkennen, wenige Blonde, einige Blauäugige.

Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, Bd. III, 2, 1845, S. 69, gibt einen Bericht Reineggs wieder, wonach unter den Ilijah, Nachkommen der arischen Perser zwischen Persien und Kaukasus, Blauäugige vorkommen. Die Ilijahs sind überwiegend schlanke Menschen.

Eine gewisse Umzüchtung der Neuperser geht dauernd dadurch vor sich, daß die Perser durch Kauf und Eheschließung georgische, tscherkessische und andere als „schön" geltende Frauen erwerben, mit denen dem Persertum von neuem vorderasiatische Rasse und ein mehr oder minder geringer nordischer Einschlag mitgeteilt wird.

Seelische Züge des Neupersertums

Der gleiche Gobineau, der die arischen Perser so gerühmt hat, urteilt nach seinen Erfahrungen sehr abschätzig über die Neuperser, die er ja gut kennengelernt hatte: Fast immer lügen, soviel wie möglich begaunern, stehlen — jedermann stiehlt in Persien —, gleichgeschlechtliche Liebe pflegen, alles, ausgenommen den zärtlichen Familiensinn, und so auch die Vaterlandstreue verleugnen für verzehrende selbstische Begierden. So schildert Gobineau das neupersische Wesen in einem Briefe vom 15. I. 1856 an Alexis de Tocqueville.[1] Auch Pottinger, Voyage dans le Béloutchistan et le Sindhy, Bd. I, 1818, S. 397/98 hatte die Neuperser schon ähnlich ungünstig beurteilt.

Vielleicht ist dies das Urteil eines Bewunderers des arischen Iranertums, der von den Spracherben dieses Iranertums zu viel erwartet hatte und so zu schmerzlich enttäuscht worden war. Nicht alle, die mit neupersischem Wesen bekannt geworden sind, haben so abschätzig geurteilt. Manchen Betrachtern ist auch am Neupersertum noch irgend etwas aufgefallen, das dieses Volkstum abhebt von dem Wesen der nichtindogermanischen Völker Vorderasiens und Südwestasiens, Züge, die als „etwas Europäisches"

[1] Correspondance entre Alexis de Tocqueville et Arthur de Gobineau, 1843—1859, herausgegeben von Schemann, 1908, S. 266.

bezeichnet werden, oder Züge, die dem Abendländer als „edel“ oder doch verhältnismäßig „edler“ erscheinen. Im ganzen handelt es sich hierbei wahrscheinlich mehr um Nachwirkungen arisch-persischer Geistesüberlieferung als um Auswirkungen noch vorhandener Erbanlagen frühpersischer Art.

Im Wesen der Neuperser ist auch etwas Bedrücktes aufgefallen, das vielleicht erklärt werden darf aus einer heimlichen Auflehnung des Persertums gegen den von (damals) Rassenfremden gebrachten, dem persischen Wesen artfremden Islam. Die Auflehnung, die sich in Sufismus und Schia verbirgt, ist oben (S. 133) schon betrachtet worden. Auf das Bedrückte im neupersischen Wesen, das aus einer Überfremdung zu erklären sei, hat vor allem Leopold Weiß aufmerksam gemacht.[1] Die Perser trügen die Last eines unsichtbaren Schicksals mit sich herum und seien so ein schwermütiges Volk geworden, das in einer bekümmerten Seelenstille verharre, die nicht zu den Grundzügen der persischen Volksseele gehöre, ein Volk mit gebrochener Sehnsucht, das als Volk verzichtet habe, sein eigenes Wesen weiter auszugestalten. Der Grund sei die Zwangsbekehrung: bei den Arabern habe der Islam entfaltend gewirkt, bei den Persern verdrängend und erstickend.

Babinger, der als Kenner der islamischen Welt gilt, stimmt dieser Betrachtung zu.[2] Die Rassenkunde kann diesen „seelischen Bruch“ im Neupersertum aus den Tatsachen erklären, die hier für die Rassengeschichte der Perser angeführt worden sind.

Hier soll noch betrachtet werden, welche leiblichen Merkmale der Neuperser als „schön“ empfindet. Ein „schöner“ Mensch soll eine Zypressengestalt haben, also schlank sein, dabei möglichst hellhäutig. Er soll ein rundes Gesicht, ein „Mondgesicht“ haben — ein solches wird öfters in der Dichtung islamischer Völker gepriesen —, große offene Augen und gewölbte Brauen. Das Schönheitsbild hat sich also seit den Tagen des frühen Persertums geändert. Nur die Hellhäutigkeit der nordischen Rasse ist bewahrt geblieben; die Betonung der Schlankheit ist nicht von der Schlankheit des nordischen Menschen allein, sondern auch von der der orientalischen (wüstenländischen) Rasse abzuleiten, der anderen Herrenrasse, die in Iran geherrscht hat.

Noch ein weiterer Zug ist durch die ehemalige Geltung eines Schönheitsbildes mit den Zügen der nordischen Rasse zu erklären:

---

[1] Weiß, Unromantisches Morgenland, 1924.

[2] Babinger, Der Islam, bei Clemen, Die Religionen der Erde, 1928, S. 498—501.

man schminkt sich in Persien weiß und rot,[1] wie „Milch und Blut" — eine Erscheinung, die sich bis nach Ostasien hin verfolgen läßt und auch dort rassenkundliche Gründe hat.

Waring[2] führt an, in Persien gelte als „schön" das Zusammenwachsen der Augenbrauen über den Augen — also ein Merkmal der vorderasiatischen Rasse.

Reste arischen Persertums außerhalb Persiens: Parsen und Kurden

Die Parsi der Umgebung von Bombay sind schon S. 128 erwähnt worden. Sie halten am Mazdaismus fest, wenn auch gewisse Auflösungsanzeichen heute bemerkbar geworden sind. Mazdaistische Sittlichkeit und durch sie also ein Antrieb der nordischen Rassenseele im frühen Iranertum wirkt noch in den Überlieferungen der Parsi. Sie werden als wohlhabende Kaufleute beschrieben, die wegen ihrer Redlichkeit und Tüchtigkeit angesehen und wegen ihrer Wohltätigkeit beliebt sind. Ihr Handschlag genüge als Bestätigung einer geschäftlichen Verabredung. Unter den Parsen regen sich Gelehrsamkeit und Kunstpflege. Die erste Frau, die in Britisch-Indien den Doktortitel erwarb, war eine Parsin. Die frommen Parsen meinen, dereinst werde der Mazdaismus alle Völker gewinnen.

Emil Schmidt hat zwei Schläge unter den Parsen beschrieben: einen mit schmalem, hohem und feinem Gesicht, mit feinen Lidern, einer Adlernase, kleinem Mund und betontem Kinn, mit starkem Bartwuchs, ein Schlag, der mit indischen Rassenbestandteilen weniger vermischt erscheint und in dem man ein Rassengemisch aus vorderasiatischer, orientalischer und nordischer Rasse vermuten darf. Einen zweiten Schlag beschreibt Schmidt als mehr breitgesichtig, mit rundlicher unterer Gesichtshälfte, verhältnismäßig breiter und plumper Nase, mit dickeren Lidern und Lippen und spärlicherem Bart, der öfters auch „semitisch" aussehe wie Assyrer und Babylonier. In diesem Schlage wird man keinen nordischen Einschlag mehr vermuten, hingegen zur vorderasiatischen und orientalischen Rasse verschiedene Einschläge der in Indien urheimischen Rassen.

Beide Schläge seien durchschnittlich kurzköpfig, mittelgroß und der indischen Umgebung gegenüber ziemlich hellhäutig.[3] Nach

[1] Über diese Schönheitsvorstellungen Polak, Persien, das Land und seine Bewohner, Bd. I, 1865, S. 221.

[2] Waring, Reise nach Scheeraz auf dem Wege nach Kazroon und Ferosabad, 1808, S. 107.

[3] Schmidt, Die Anthropologie Indiens, Globus, Bd. 61, 1892, S. 21.

einigen Messungen v. Ujfalvys ergab sich für die Parsen ein Längen-Breiten-Index des Kopfes von 82.[1]

Menant, Les Parsis (1898) gibt eine Anzahl Bilder von Parsen; er führt (S. 73) an, die Parsen seien ihrer Umgebung gegenüber sehr hellhäutig, etwa so hell wie Spanier; viele parsischen Frauen seien schön, gekennzeichnet durch hohe Stirnen, leicht ausgebogene Nasen und kleinen Mund.

Um Reste arischen Persertums aus der Zeit der größten östlichen Ausdehnung des persischen Reiches wird es sich handeln, wenn in dem chinesischen Geschichtswerke Tangschu (Abschnitt 221) von Bekennern des Mazdaismus in Kaschgar (im westlichen Ostturkistan) aus dem 7. Jahrhundert berichtet wird: „Sie haben grünliche [bläuliche] Augen."[2]

Einen anderen Rest arisch-persischen Volkstums stellen die Kurden dar. Sie sprechen eine persische Mundart, die von einer Mundart des Altpersischen abzuleiten ist. Die Kurden verhalten sich sprachlich und rassisch ähnlich zu den Persern wie die Kafiren zu den Indern (vgl. S. 80). Wie sich bei den Kafiren im unzugänglichen Gebirge einiges vom arischen Indertum besser erhalten hat als in Indien, so bei den Kurden in ähnlicher Gebirgslage einiges vom arischen Persertum.

Die Kurden wohnen im Berglande zwischen Armenien und Mesopotamien, das nach ihnen Kurdistan genannt wird. Kurdistan reicht von Westpersien über das südliche Armenien bis in den Osten des osmanischen Kleinasiens, so daß also das kurdische Gebiet verschiedenen Staaten angehört. Aber weder Persien noch der Türkei ist es bisher gelungen, die Unabhängigkeit der Kurden zu beschränken. Einige Kurden leben aber auch in Afghanistan, einige in Belutschistan, einige im Kaukasus. Ihre Gesamtzahl soll rund 3 Millionen betragen. Die kurdische Sprache zerfällt in viele Mundarten.

Kurdistan ist ein Teil des alten Mediens, der rauheste und unzugänglichste. Die Kurden können als Nachkommen teils der Meder, teils der Perser angesehen werden, jedenfalls als ein Rest des ältesten Iranertums.

Ein Teil der Kurden besteht aus Ackerbauern, die in Dörfern mit Steinhäusern wohnen; der andere Teil besteht aus Wanderhirten, Rinderzüchtern, die mit ihren Filzzelten umherschweifen, die aber doch nicht das Gepräge reinen oder ursprünglichen Wanderhirtentums zeigen; Zaborowski nennt sie „halbnomadische Hirten" (pasteurs à moitié nomades).[3] Dieser Teil des Kurdentums

[1] Nach Pittard, Les Races et l'Histoire, 1924, S. 485.

[2] Chavannes, Documents sur les Turcs occidentaux, 1903, S. 121.

[3] Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 162.

ist bekannt als das unbändigste und räuberischste Volk des Morgenlandes und wird von den Nachbarn gefürchtet.

Die Kurden gehören dem Islam an, den sie aber mit alten vorislamischen Vorstellungen vermengt haben. Trotz dem Islam ist die Stellung der Frau — eine Nachwirkung des Indogermanentums — freier als bei osmanischen Türken oder Neupersern. Die Kurden haben wie die Afghanen, mit denen ihre Einrichtungen manche Ähnlichkeit haben, Züge des altindogermanischen Geschlechterstaats bewahrt, die vaterrechtliche Verwandtschaftsordnung, nach deren Geschlechterverbänden sich die Stammeszugehörigkeit richtet. Die Fehden der Kurdenstämme untereinander wurden früher öfters in der Form des indogermanischen Führerzweikampfs zwischen zwei Heeren ausgetragen, die S. 42 geschildert worden ist.[1] Der Kurde, der im Kampfe fiel, wurde feierlich bestattet; wer als Kranker oder als Greis starb, wurde unfeierlich beerdigt — eine Sitte, die an die germanischen Anschauungen über den „Strohtod“ erinnert.

Der nordrassische Einschlag innerhalb der Kurdenstämme, der bei ihnen als Indogermanen erwartet und bei ihnen als Gebirgsstämmen, die der Ausmerze nordischer Erbanlagen durch das Klima entzogen sind, in beträchtlicherer Stärke als etwa bei Neupersern erwartet werden darf, wird durch Schilderungen vom Aussehen der Kurden bestätigt.

Khanikoff (Chanykow) findet in seinem Mémoire sur l'Ethnographie de la Perse, 1866, S. 107/08, die Kurden, die er kennengelernt hat, den Afghanen ähnlich; er findet unter ihnen edle, schöne Gestalten häufig und im allgemeinen dunkle Augen.

Polak, Persien, Das Land und seine Bewohner, Bd. I, 1865, S. 18, gibt seine Eindrücke wieder: „Die Kurden bilden einen schönen Menschenschlag. Sie sind in Farbe des Auges, der Haut und des Haares so wenig von den nordischen, besonders deutschen Rassen unterschieden, daß man . . . sie leicht für Deutsche nehmen könnte.“

Schweizer-Lerchenfeld, Ingenieur Josef Černiks Studienexpedition durch die Gebiete des Euphrats und Tigris, Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 45, 1876, S. 11, urteilt, die Nachrichten über die Kurden, die er mitteilt, bestätigten „die schon früher gemachte Beobachtung des eigentümlichen, man möchte sagen nordischen Aussehens der Kurden vollkommen zutreffend. Es waren in allen Teilen der durchstreiften Länder immer wieder dieselben blondhaarigen, blauäugigen Kraftgestalten, voll Energie mit wildem Unabhängigkeitsdrang.“ — Die Kurden seien „urwüchsig, gesund“ und besäßen „beachtenswerte Geistesgaben“.

---

[1] Rasi, Der Kurdenstamm Manggur, Globus, Bd. 18, 1910, S. 215.

Schindler, Die Haarfarbe der Stämme in Persien und am Caspischen Meer, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XI, 1879, S. [306/07], fand viele Blonde und Blauäugige unter den Ghiaswend-Kurden, die sich im Sommer bei Kaswin, im Winter bei Kermanschah (Westpersien) aufhalten.

Chantre, Aperçu sur le Caractère éthnique des Ansshariés et des Kurdes, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Lyon, 1895, fand unter den von ihm untersuchten Kurden nur wenige Blonde und Blauäugige. Er erwähnt blonde Kurden in den Recherches anthropologiques dans l'Asie occidentale, Archives du Muséum d'Histoire naturelle, Bd. VI, 1895, S. 103.

Nach Pittard, Les Races et l'Histoire, 1924, S. 24, und Haddon, The Races of Man, 1924, S. 96, ist die Körperhöhe bei einigen Kurdenstämmen beträchtlich, bei einzelnen sehr groß, bei anderen klein. Als Längen-Breiten-Indizes des Kopfes geben Pittard und Haddon für verschiedene Kurdenstämme nach verschiedenen Untersuchungen an: 78,48 (Staffonoff), 78,53 (Chantre), 86,49 (Pittard), etwa 75 (v. Luschan). Nach dem Nasenindex erscheinen die Kurden als schmalnäsig. Die Zahl der untersuchten Kurden ist aber für eine eingehende Aussage noch nicht genügend.

v. Luschan, The Early Inhabitants of Western Asia, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 41, 1911, S. 229, fand unter den Kurden im Gebiete des Karakuschs und des Nimrud-Daghs, westlich des Wansees in Armenien, 62,58% bzw. 39% Blonde und Helläugige; bei den westlichen Kurden fand er mehr als 50% Helle unter den Erwachsenen und ferner den oben angeführten Längen-Breiten-Index des Kopfes von 75, der mittellange bis längliche Kopfformen anzeigt, eine Neigung zur Langköpfigkeit, die aber nicht nur durch den nordischen Einschlag zu erklären sein wird.

Zaborowski, Le Caucase et les Caucasiens[1] meint, die blonden Kurden, in denen er die Nachkommen der Meder sehen möchte,[2] seien wie die (später zu behandelnden) blonden Ossen (Osseten) von jungsteinzeitlichen Langköpfen Südrußlands abzuleiten, also von langköpfigen Bevölkerungen, die man heute als die Auswanderer aus dem ostbandkeramischen Kreise der unteren Donauländer ansehen würde, die zum Indoiranertum, zum Saken-, Skythen- und Alanentum der Bronzezeit beigetragen haben.

v. Luschan[3] vermutet, die Kurden seien ursprünglich alle blond gewesen und erst durch Vermischung dunkler geworden; man müsse sie von Nordeuropa ableiten (wo bis vor kurzem manche Forscher die Urheimat der nordischen Rasse gesucht haben).

In seinen leiblichen Zügen bewahrt ein Teil der Kurden, derjenige mit den helleren Farben, dem höheren Wuchs und den

[1] Revue Anthropologique, Bd. 24, 1914, S. 131.

[2] Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 161/62.

[3] v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 92 u. 94.

längeren Köpfen, ein Bild des alten Iranertums, des Meder- und Persertums. Im Kurdentum hat weder die klimatische noch die kriegerische Ausmerze in solchem Ausmaße wie im Persertum sich auswirken können. Die schwer zugänglichen Gebirgstäler haben den nordischen Einschlag im Kurdentum zu bewahren geholfen. Die Unwirtlichkeit dieser Täler hat aber einen Teil des Kurdentums zur Lösung vom Bauerntum der Iraner gezwungen; diese Kurden sind wenigstens „halbe" Wanderhirten geworden (vgl. S. 142).

Damit ist wieder eine Ähnlichkeit mit dem Afghanentum gegeben, und wie das Afghanentum es vermuten läßt, so auch die Hirtenstämme unter den Kurden: bei Lösung vorwiegend nordischer Stämme indogermanischer Sprache vom Ackerbau entfalten solche Stämme, vermutlich bedingt durch eine entsprechende Änderung der Ausleserichtung, die nordische Tatkraft zu Zügen der gewalttätigen Unbändigkeit und Hartherzigkeit; sie werden zu schonungslosen Räubern und legen eine für ihre Nachbarn entsetzliche Entschlossenheit zutage. Sie sind auch im Seelischen entbäuerlichte Indogermanen. Ähnliche Vorgänge sind auch in der Geschichte mehrerer sakischer Stämme anzunehmen, worüber später zu berichten sein wird. Für ein ursprüngliches Wanderhirtentum der Indogermanen lassen sich aber auch die Hirtenstämme unter den Kurden nicht anführen.

Die Kurden haben dem ganzen Morgenlande immer wieder bedeutende Männer gestellt. Ein Beispiel dafür ist der Kurdenhäuptling und spätere Sultan Salah ed-din (Saladdin, 1137—93). Er war nach zeitgenössischen Berichten hochgewachsen; die Zeitgenossen, zum Teil auch seine christlichen Gegner, schildern ihn als hochgesinnt, tapfer, gerecht, sittenrein, ritterlich gegen Frauen und Gefangene, freigebig und wissensdurstig. So hat er wenig von dem Bilde der Herrscher, das von alters her immer wieder für das Morgenland kennzeichnend war, eher etwas vom Bilde der frühpersischen Großkönige. Nicht-morgenländische Züge im Wesen Saladdins bewirken wohl, was Lane-Pool, Saladdin and the Fall of the Kingdom of Jerusalem, 1898, S. 401, anführt: „Indessen wirkt das Wesen des großen Sultans ansprechender auf Europäer als auf Moslem, welch letztere seine Ritterlichkeit weniger bewundern als seinen kriegerischen Siegesglanz. Für uns wird Saladdin zu einem wirklichen wie dichterischen Helden mehr durch seinen Edelmut als durch die Erfolge seiner Unternehmungen."

Vielleicht sind kurdische Ahnen auch bei dem großen osmanischen Sultan Orkhan Ghasi, 1326—59, anzunehmen, der blond war; vielleicht ist dieser Einschlag einer hellen Rasse bei Orkhan aber nordpersischen oder sakischen Ahnen zuzuschreiben, weshalb hierüber bei Betrachtung des Sakentums berichtet werden soll.

V. Die Tadschiken und Galtschas und andere Reste des Iranertums außerhalb Persiens

Als nächste Verwandte, mindestens Sprachverwandte der Perser sind einige Indogermanengruppen Westturkistans anzusehen, Gruppen mit iranischen Mundarten, von denen hier zunächst Tadschiken und Galtschas betrachtet werden. Die Tadschiken scheinen die Spracherben der Baktrier zu sein, der Nachbarn der nordpersischen Parther; wahrscheinlich gehören aber auch Saken, die in den baktrischen Iranerstämmen aufgegangen sind, zu den Ahnen der Tadschiken. Die Galtschas hat man als Spracherben der Meder Ostpersiens angesehen, aber wahrscheinlich sind auch unter den Vorfahren der Galtschas außer Baktriern und mit ihnen verwandten Soghdianern auch wieder Saken zu suchen, deren Sprache auf die der Galtschas eingewirkt haben mag. Die hellenischen Geschichtsschreiber zählen von Parthia im Norden Persiens aus gegen Nordosten weitere, von Verwandten der Perser bewohnte Länder, zuerst Baktria, dann Soghdiana. Soghdiana entspricht etwa dem heutigen Gebiete von Buchara und Fergana. Um Reste hier wohnender Iraner handelt es sich bei den Tadschiken, Galtschas, Jaghnobi und Verwandten.

Tadschiken wohnen nicht nur in der — etwa den Osten Bucharas einnehmenden — Landschaft Tadschikistan am Oberlauf des Amu-Darjas (Oxos), sondern in allen an Persien angrenzenden Gebieten Westturkistans und, wie S. 91 vermerkt, in Afghanistan, dort als Kaufleute und Bauern unter den als Herren des Landes geltenden Afghanen. Man rechnet im ganzen Mittelasien etwa 350 000 Tadschiken, davon 100 000 in Afghanistan.

Die Galtschas, die auf etwa 30000 Menschen geschätzt werden, bewohnen hauptsächlich die schwer zugänglichen Gebirgstäler am Oberlauf des Amu-Darjas; sie zerfallen in etwa 7 Stämme, die aber schon seit langem voneinander getrennt leben, wenn auch ihre Mundarten sich nur wenig voneinander entfernt haben.

Neben den Tadschiken wohnen im alten Baktrien und Soghdiana die Sarten: sie sind zum Teil ebenfalls Nachkommen westturkistanischer Stämme iranischer Mundart, haben aber verschiedene Turksprachen angenommen. In rassischer Hinsicht stehen



Abb. 58.
Tadschiken-Häuptling Togda Bai Bek. Vorwiegend nordisch
(Zeichnung:
Sven v. Hedin, Durch Asiens Wüsten)

sie trotz Vermischung mit den sie umgebenden Turkstämmen eher den Neupersern nahe als diesen Turkstämmen.

Zwischen Tadschiken und Galtschas wird in manchen Darstellungen nicht immer genau unterschieden; öfters werden diese Benennungen unterschiedslos für beide Gruppen gebraucht. Die Galtschas werden auch öfters als die Tadschiken der Gebirge, als „Bergtadschiken" bezeichnet, die in den Pamirtälern als „Pamirtadschiken". In persisch-arabischen und englischen Reisewerken wird die Bezeichnung „Galtscha" gelegentlich auch für die Tadschiken verwendet. In der persischen Landschaft Fars heißen die Bauern „Tadschiken" im Gegensatz zu den Wanderhirten. Diese „Tadschiken" Farsistans sind demnac Perser und zählen nicht zu den hier betrachteten Tadschiken. In Turkistan heißt „Tadschik" jeder, der eine iranische Mundart spricht.

Die Tadschiken sind in der Mehrzahl dunkle, untersetzte, breitgesichtig-kurzköpfige Menschen; sie stellen im ganzen ein vorderasiatisch-innerasiatisches Rassengemisch dar mit leichten Einschlägen der orientalischen (wüstenländischen) Rasse. In diesem Rassengemisch ist aber auch ein geringer nordischer Einschlag erkennbar, der bei einigen kleineren Gruppen und bei Einzelmenschen deutlicher hervortreten kann.

Shaw, Reise nach der hohen Tatarei, Yarkand und Kaschgar, übersetzt von Martin, 1872, S. 22, schildert die Tadschiken Westturkistans, vor allem Bucharas: Menschen mit hohen Stirnen, großen Augen, langen dunklen Wimpern, schmalen, feinen Nasen, kurzen Oberlippen und rosiger Gesichtsfarbe; volle Bärte seien bei ihnen häufig, und diese seien oft braun, sogar rötlich, so wie man das bei Angehörigen hoher Kasten in Nordindien sehe.

v. Hellwald, Neue Forschungen in Centralasien, Das Ausland, 1872, S. 266, nennt die Tadschiken einen „schönen Menschenschlag mit europäischen Zügen", in der Hautfarbe heller als die Neuperser, meist untersetzt gebaut, mit dunklen Haaren, mit Bärten, die „mitunter ins Braune, ja sogar ins Rötliche" spielten.

Chantre, Recherches anthropologiques dans l'Asie occidentale, Archives du Muséum d'histoire naturelle, Bd. VI, 1895, S. 171, führt Blonde unter den Tadschiken an.

v. Ujfalvy, Les Aryens au Sud et au Nord de l'Hindou-Kouch, 1896, S. 149, findet unter 29 Tadschiken der Ebene 5 Langköpfe und 21 Kurzköpfe; als mittlerer Längen-Breiten-Index des Kopfes ergab sich 82,81. Langköpfigkeit wird aber hier mehr durch einen Einschlag der orientalischen als der nordischen Rasse zu erklären sein, jedenfalls durch Einschläge dieser beiden Rassen. Unter 29 Samarkander Tadschiken fand er 20% blauäugig, 10% grauäugig, 27% blond und 51% mit kastanienbraunem Haar.

Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 94, findet Blondheit bei einer starken Minderheit (minorité importante) der Tadschiken.

Eine Arbeit Zimmermanns in russischer Sprache über die rassische Eigenart der Tadschiken wird im „Anthropologischen Anzeiger", Bd. II, 1928, S. 237/38, angeführt; danach wurden unter 100 erwachsenen männlichen Tadschiken Turkistans 85% dunkelhaarig befunden, 83% dunkeläugig, 95% mit welligem Haar, 10% mit starker Körperbehaarung, 6% mit vorstehenden Jochbeinen (Backenknochen), 11% mit schwacher „Mongolenfalte", 85% mit schmaler und 46% mit leicht ausgebogener Nase. Die Körperhöhe betrug durchschnittlich 1,67 m; der Längen-Breiten-Index des Kopfes 83,6, was Kurzköpfigkeit anzeigt, der morphologische Gesichtsindex 83,5, was Breitgesichtigkeit anzeigt.

Die Blondheit dieser Gebiete könnte zum Teil die der breitgesichtig-kurzköpfigen ostbaltischen Rasse sein.[1] Darum ist es in diesem Gebiete, wohin von Rußland her vereinzelt ostbaltische Einschläge gelangt sein könnten, wichtig zu erfahren, daß bei den helleren Menschen sich meistens auch schmälere Gesichter und Nasen finden und daß diese Hellen als „schön" empfunden werden. Gemeinhin gelten ostbaltische Züge nicht als „schön", vielmehr meistens als häßlich.

Lenz, Auf dem Dach der Welt, 1931, S. 32, schreibt den Tadschiken, die er angetroffen hat, schmale, lange Gesichter zu mit geraden Nasen. Er fand bei ihnen „teilweise einen durchaus arischen Typ". Von einem Bergtadschiken Selim schreibt er (S. 126): „Selims Züge sind von unendlicher Feinheit der Zeichnung, seine Hautfarbe ist ganz weiß, seine Nase schmal und gerade. Der ganze Mann verkörpert einen edlen, durchaus europäisch anmutenden Typ." —

Schädel aus iranischen Kolonien in Turkistan sind in geringerer Zahl von Bogdanow untersucht worden. (Kraniologische Bemerkungen über die Bevölkerung Turkestans, Archiv für Anthropologie 1900, S. 800/801.) Er fand einen mittleren Längen-Breiten-Index von 84,

[1] Über die leibliche und seelische Beschaffenheit der ostbaltischen Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, und Günther, Rassenkunde Europas.

vermerkt aber, daß viele dieser Schädel durch besondere Wiegenformen umgestaltet (deformiert) waren. Die Indizes reichen im männlichen Geschlecht von 76,83 bis 91,56, im weiblichen Geschlecht von 70 bis 84. Die hier auftretenden längeren Schädelformen können auch wieder sowohl durch orientalische (wüstenländische) wie durch nordische Rasse bedingt sein.

Im ganzen stellen die Tadschiken ein vorderasiatisch-innerasiatisches Rassengemisch dar mit leichten Einschlägen der orientalischen und der nordischen Rasse. Ihr seelisches Wesen wird von abendländischen Beurteilern nach deren abendländischen Anschauungen meistens nicht günstig geschildert. Schuyler, Turkistan, Bd. I, 1876, S. 110, berichtet von Unzuverlässigkeit, Verschlagenheit, Feigheit, Prahlerei und Faulheit der Tadschiken.

Die Galtschas (oder Bergtadschiken oder Pamirtadschiken) sind für das Abendland zuerst bekannt geworden durch Aufzeichnungen über eine Reise des portugiesischen Jesuitenmissionars Benedikt Goës, der 1602—1607 unter dem Namen Abdallah für seinen Orden Mittelasien durchzog. Er drang von Indien aus nach Kabul vor, von dort über Badakschan und die Pamirtäler nach Jarkand, von wo aus er 1605 Westchina erreichte. 1607 starb er als Gefangener der Chinesen.[1] Sein Begleiter, der Armenier Isaak, kam zurück und berichtete über die Reise in dem Werke Nicolaus Trigautius, De christiana expeditione apud Sinas, Leyden 1616. Im Jahre 1602 oder 1603 scheinen die Reisenden im Badakschan Galtschastämme berührt zu haben. Von diesen Calcia, wie sie genannt werden, wird (S. 534) berichtet, sie hätten blondes Haar und blonde Bärte wie Niederländer gehabt (gens est huius regionis capillitio barbaque flava instar Belgarum, qui hanc regionum variis in pagis incolunt).

v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja, 1884, S. 180, fand unter 58 Galtschas 8,62% Blonde. In Les Aryens au Nord et au Sud de l'Hindou-Kouch, 1896, S. 149, gibt v. Ujfalvy an, er habe unter 56 untersuchten Galtschas 2 langköpfige und 46 kurzköpfige gefunden; der mittlere Längen-Breiten-Index betrug 86,50. Unter diesen Untersuchten hatten 15% blaue und graue Augen, 8% blondes Haar und 81% kastanienbraunes Haar. Einer der langköpfigen Galtschas, die v. Ujfalvy gemessen hatte, war goldblond, mit hellblondem Bart und hellblauen Augen, wie Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 93, angibt. Andere Forscher haben (nach der eben genannten Zusammenstellung bei Zaborowski) als durchschnittliche Längen-Breiten-Indizes des Kopfes bei Galtschastämmen 82,42 (Schwankungsbreite 79,12—86,36), 85,92 (Schwankungsbreite 77,82 bis 94,93) und 86,24 erhalten.

[1] Über seine Reise vgl. Richthofen, China, Bd. I, 1877, S. 667 ff.

v. Schwarz, Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan, 1906, S. 25—27, beschreibt die Galtschas als überwiegend hoch und schlank gewachsen, überwiegend schmalgesichtig, mit „schönen" Nasen, zum Teil mit dunklen, zum Teil mit hellen Haaren und Augen. Sie seien einfach, arbeitsam, ausdauernd, dem Glauben nach Mohammedaner, doch in Einehe lebend und mit Resten einer Sonnenverehrung.

Schultz, Landeskundliche Forschungen im Pamir, Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, Bd. 33, 1916, S. 215, gibt an, die Pamirtadschiken (Galtschas) seien im allgemeinen mittelgroß, schlank, schmalgesichtig, mit geraden oder gebogenen Nasen, meist braunen, aber auch grünen, grauen und blauen Augen, meist dunklem, aber auch blondem Haar. Blondhaar sei unter ihnen nicht selten.

Wichtig ist ein rassischer Unterschied zwischen führender und geführter Schicht, auf den Schultz aufmerksam macht: „Der Unterschied zwischen einem feinen Typus der häufig alten Fürstengeschlechtern entstammenden Eingeborenen und den gewöhnlichen Bauern ist sehr beträchtlich."

Eine Anzahl von Schädeln aus älteren Zeitabschnitten, die im Gebiete der Galtschas und Tadschiken gefunden worden sind, sind überwiegend langförmig; vgl. Centralblatt für Anthropologie, Bd. VII, 1902, S. 165/66.

Die Galtschas stellen ein Rassengemisch dar aus mehreren kurzköpfigen Rassen und mindestens einer langköpfigen, der nordischen Rasse. Da sie wie die Tadschiken Indogermanen sind, muß bei ihnen wenigstens der Rest eines nordischen Einschlags erwartet werden, und bei den Galtschas findet sich dieser Einschlag anscheinend, wie zu vermuten, deutlicher bei den führenden Geschlechtern.

Da sie zum Teil Nachkommen von Tadschiken sind, ist auch den Sarten ein geringer nordischer Einschlag eigen. Auch unter den türkischen Usbeken in Buchara und im nördlichen Afghanistan läßt sich ein leichter nordischer Einschlag erkennen, der in diesem noch zur Zeit der Makedonenherrschaft von Indogermanenstämmen besiedelten Gebiete nicht verwundern kann. Bei den Usbeken um Kundus im nördlichen Afghanistan fand Wood bei vorherrschend „tatarischen" Zügen des Gesamtstammes den Tadschiken ähnliche Menschen unter den Häuptlingen.[1] Shaw fand die Usbeken zwar den Kirgisen (überwiegend innerasiatischer Rasse) nahestehend, doch schlanker, mit schmäleren Gesichtern und minder „häßlich".[2]

[1] Wood, A Journey to the Sources of the River Oxus, 1872, S. 141.

[2] Shaw, Reise nach der hohen Tatarei, Yarkand und Kaschgar, übersetzt von Martin, 1872, S. 23.



Abb. 59. Rechts ein Mann aus dem Stamme der Mindschani, links aus dem der Jidgah, dieser mit blondem Haar

(Aufnahme: Prof. Morgenstierne)

Zu den Galtschas werden gelegentlich auch die Sarikoli im oberen Jarkandtal und die Wakhani im Pamir am Oberlauf des Pjändsch- (Pandsch-) Flusses gerechnet. Diese und andere gleich zu behandelnde Gruppen stellen aber völkerkundlich und sprachlich gesonderte Stämme iranischen Sprachzweiges dar. Iranische Mundarten haben sich bei kleinen Stämmen oder Stammesresten im westlichen Pamirgebiet längs der alten Wege von Baktrien nach Kaschgar im westlichen Ostturkistan erhalten, so außer den Mundarten der eben genannten Stämme die der Schighni, Roschani und Ischkaschmi und so in den nördlichen Tälern des Hindukuschs die der Sanglitschi, Mindschani (Mundschani), südlich davon die Mundart der Jidgah. Über die meisten dieser Stämme — und man könnte noch einige verwandte anführen — liegen, soviel ich sehe, keine eingehenderen rassenkundlichen Beobachtungen vor.

Trinkler, Afghanistan, Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 196, 1928, S. 49/50, erwähnt die Ergebnisse der dänischen Pamir-Expedition, die bei Wakhani und Schugnani den durchschnittlichen Längenbreitenindex von 86,09 und 86,00 erhielt; bei Wakhani reichten die Kopfformen von der Langköpfigkeit (73,89) bis zur Kurzköpfigkeit (92,74) ebenso bei Schugnani (76,50—95,81). Eine von Trinkler erwähnte Arbeit in russischer Sprache aus dem Jahre 1926 gibt für die Mindschani des oberen Koktschatales helle Hautfarben an.

Gordon, The Roof of the World, 1876, S. 135, findet den ganzen Stamm der Wakhani hübsch (good looking) und rühmt die Schönheit mancher seiner Frauen (delicate looking). „Blondes Haar und blaue Augen sind nicht selten." Sie seien ausdauernd, kühn und kriegerisch und liebten Leibesübungen und die Waffen. Die Sarikoli unterscheiden sich nach Gordon (S. 113) von den Kirgisen und Usbeken durch „regelmäßige Züge und vollen Bartwuchs".

Die **Wakhani** (oder Wakhi) werden von **Wood**, A Journey to the River Oxus, 1872, S. 245, als Menschen beschrieben, die sehr den Tadschiken ähnelten. **Zaborowski**, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 99, führt eine Schilderung des französischen Forschungsreisenden **Capus** an, der die Wakhani „ziemlich europäisch" findet; sie hätten leicht ausgebogene Nasen, gewölbte Augenbrauen; die meisten seien braunhaarig und dunkeläugig, einige blond mit grauen Augen. In anderer Kleidung könnten einige von ihnen als Südeuropäer, andere als Nord- und Osteuropäer angesehen werden. **Brugsch**, ein anderer Reisender, den Zaborowski anführt, fand blaue Augen unter den Wakhani gar nicht selten.

Abb. 60. Nasir Ali Khan ein Priester der Sarikoli. Wahrscheinlich nordischer Einschlag

(Nach Ella Sykes, Throngh Deserts and Oases, 1920)

Shaw, Reise nach der hohen Tatarei, Yarkand und Kaschgar, übersetzt von Martin, 1872, S. 22, erwähnt die Tadschik-Ähnlichkeit der Wakhani; manche hätten hellbraune Augen.

Joyce, Notes on the Physical Anthropology of Chinese Turkestan, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 42, 1912, S. 463, zählte unter den von ihm untersuchten Wakhani 32% mit helleren Haaren.

Bei den **Pakhpo** (Pachpo), einem Stammesrest mit iranischer Mundart im oberen Tale des Jarkandflusses, fand **Joyce** unter den Untersuchten keinen eigentlich Schwarzhaarigen, hingegen bei 32% mittlere und hellere Haarfarben. Er erwähnt die ziemlich schmalen Gesichter der Pakhpo. **Ella Sykes**, Through Deserts and Oases of Central Asia, 1920, S. 308, schreibt den Pakhpo das Aussehen „reiner Arier" (pure Aryans) zu.

Wahrscheinlich war der Einschlag einer hellen Rasse bei den Wakhani früher stärker und stellt heute nur noch einen Rest dar. Ein chinesischer Bericht aus dem

7. Jahrhundert n. Chr. schreibt den Wakhani „grünliche Augen" zu.[1] Mittelasiatische und ostasiatische Sprachen gebrauchen aber meistens für „grünlich" und „bläulich" das gleiche Wort.

Die Sarikoli leben in der Landschaft Sarikol, in der sich die Wasserscheide zwischen Ost- und Westturkistan und Indien befindet, im Gebiete des oberen Jarkandtals im westlichen Ostturkistan bis gegen die Stadt Kaschgar. Auch sie sprechen eine iranische Mundart.

Shaw (1872) erwähnt in seiner eben angeführten Arbeit (S. 22) die Ähnlichkeit der Sarikoli mit Tadschiken und Wakhani; auch unter ihnen fänden sich hellbraune Augen. Für die ganze Gruppe der Jarkandi erwähnt er „ein entschieden arisches Aussehen" (S. 17); manche seien schlank und sähen wie „typische Amerikaner" aus mit schmalen Gesichtern und wohlgebildeten Nasen (S. 18).

Nach Zaborowski, S. 100 seines eben erwähnten Buches, sind unter den Sarikoli zwei Schläge zu erkennen, der eine von mittlerer Körperhöhe, breitgesichtig, kurzköpfig mit dunkleren Farben, der andere schmalgesichtig, schmalnäsig mit Neigung zu längeren Kopfformen; neben beiden, die Mehrheit ausmachend, Mischlinge aus diesen beiden Schlägen.

Joyce fand nach seiner oben angeführten Arbeit unter den Sarikoli 30% mit helleren Augen.

Ella Sykes (vgl. oben) berichtet (S. 131 und S. 153) von schönen, „arisch" aussehenden Menschen im Sarikol-Gebiete, von scharf geschnittenen Gesichtern, aber nicht von helleren Haar- und Augenfarben. Die Sarikoli, Mohammedaner der Ismail-Sekte, bewahrten Spuren der mazdaistischen Feuerverehrung (S. 155). Ihre Frauen hätten eine ziemlich freie Stellung und Einehe herrsche bei ihnen vor (S. 159). Ella Sykes teilt (S. 158) ein Volkslied der Sarikoli mit, das den Preis heller Wangen ausspricht: „Deine Wangen sind wie Lilien, deine Augen dunkel wie Quellwasser."



Abb. 61. Rotblonder Sarikoli
(Aus Gordon, The Roof of the World)

[1] Chavannes, Documents sur les Turcs occidentaux, 1903, S. 165.

Am Flusse Jaghnob (Jaghnau), einem Nebenfluß des oberen Serafschans, der an Samarkand vorbeifließt, wohnen die Jaghnobi, also auf dem Gebiete des alten Soghdianas. Die Sprache der Jaghnobi wird vom Soghdischen abgeleitet, derjenigen iranischen Mundart, die wahrscheinlich dem Sakischen am nächsten verwandt war.

Das Soghdische ist auf einer dreisprachigen Steininschrift der nördlichen Mongolei, einer Inschrift aus dem 9. Jahrhundert n. Chr., gefunden worden zusammen mit Aufzeichnungen in türkischer und in chinesischer Sprache. Das Soghdische war zur Zeit des abendländischen frühen Mittelalters eine weit verbreitete Sprache des Handels und Schrifttums, durch dessen Vermittlung iranisches und indisches Geistesgut bis zu den Turkvölkern Nordasiens vorgedrungen ist. Gauthiot hat einen Essai de Grammaire Sogdienne (1914—23) geschrieben.

Der Jaghnobistamm bewohnt 27 Dörfer und zählt noch etwa 5000 Menschen, nach anderen nur noch 2100. Nur etwa 1800 Jaghnobi bedienen sich untereinander noch der eigenen Sprache. Das indogermanische Wesen der Jaghnobi-Sprache geht auch für den Laien gleich aus solchen Zahlwörtern hervor wie aft (=7), acht (= 8), nau (= 9), dias (= 10).

Nach A. L. Kuhn (1881), den Junker anführt, zeigt der Körperbau der Jaghnobi deutlich „arische" Abstammung an (Junker, Arische Forschungen; Jaghnobi-Studien, Abhandlungen der Phil.-Hist. Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 41, Nr. V, 1930, S. 74).

Globus, Bd. 32, 1877, S. 266, gibt Mitteilungen v. Ujfalvys über die Jaghnobi wieder: Diese seien hochgewachsen, sie hätten schwarze, braune, rote und „oft blonde" Haare, braune oder blaue Augen, schöne lange, fein geschnittene, ausgebogene Nasen und fast immer schmale Lippen; die Stirnen seien meist hoch und leicht zurückgeneigt, die Gesichter neigten zur eirunden Form.

Bonvalot beschreibt nach Capus, Das Jagnau-Tal und seine Bewohner, Petermanns Mitteilungen, Bd. 29, 1883, S. 101, die Jaghnobi als kräftig gebaute, mittelgroße Menschen, meist dunkelhaarig, selten blond, mit starker Körperbehaarung, wenig ausgesprochenen Überaugenbögen (arcus superciliares), geraden Nasen, die oft stumpf gebaut seien, mit dicklichen Lippen und öfters mit kurzem Hals. Viele sähen „europäisch" aus und einige ähnelten Zigeunern.

Es scheint sich bei den Jaghnobi wie bei ihren Nachbarn um ein Rassengemisch zu handeln aus vorderasiatisch-innerasiatisch-orientalischen Bestandteilen mit einem geringen nordischen Einschlag, der bei ihnen als Indogermanen, wenigstens in Spuren, erwartet werden durfte.

VI. Die Saken

Der Begriff „Saken" wird heute noch nicht einheitlich gebraucht. Die „Allgemeine Bildung" weiß überhaupt noch nichts von einem Sakentum. Die Forschung hat sich wohl in zunehmendem Maße mit den Saken beschäftigt, ist aber, soviel ich sehe, noch nicht zu einer festen Abgrenzung des Begriffes „Sakentum" gelangt. Allerdings hängt dies damit zusammen, daß sich dieses Sakentum gegen Innerasien zu in nicht-indogermanische Völkerschaften hinein verliert und daß es gegenüber manchen auftauchenden und wieder verschwindenden Stämmen schwierig ist, auszumachen, ob sie zu den Saken zu rechnen seien oder nicht. Endlich wird auch von der Forschung zwischen Saken und Skythen nicht immer genügend oder zweckmäßig unterschieden.

Am besten wäre wohl, wenn man den Begriff „Saken" überordnete und die Skythen, so wie diese gemeinhin gefaßt werden, in einem so verstandenen Sakentum einordnete. Dann könnte man von europäischen Saken sprechen, den Skythen, und von asiatischen Saken, den Bruderstämmen der Skythen, die sich von der Bronzezeit ab allmählich bis nach Innerasien vorgeschoben hatten.

Das so begriffene Sakentum, zahlreiche einzelne, öfters einander bekriegende Stämme, würde sich dann von Ostungarn bis nach Nordwestchina erstreckt haben. Das zeigen schon die vorgeschichtlichen Funde. Die östlichsten Ausläufer geschlossener wohnenden Sakentums sind angezeigt durch bronze- und eisenzeitliche Funde in Sibirien, besonders in dem Gebiete um den Oberlauf des Jenissei um Minussinsk. Diese Funde werden gewöhnlich als „skythisch" bezeichnet. Das (im weiteren Sinne begriffene) Sakentum zieht sich nach diesen Funden von Südosteuropa aus über Südrußland in die heutige Kirgisensteppe, nach Westturkistan, von da nach Ostturkistan und einerseits nach Nordtibet und Westchina hinein, andererseits nach Sibirien und Nordwestchina. Diese ungewöhnlich weite Erstreckung ist wahrscheinlich auch dadurch zu erklären, daß das ursprünglich bäuerliche Sakentum — bäuerlich wie alles ursprüngliche Indogermanentum — in der Vorgeschichte bei seiner Suche nach geeignetem Ackerland zu weiten Wanderungen durch Steppengebiete gezwungen war, ehe es da und dort

wieder pflügen und säen konnte. Die asiatischen Saken haben sich aber später — im Laufe des abendländischen frühen Mittelalters — mit Stämmen mittelasiatischer Wanderhirten vermischt und deren Hirtenkriegertum zum Teil übernommen, ihr indogermanisches Bauernkriegertum dafür aufgegeben. Wahrscheinlich ist dieser Wandel nicht nur durch die Kärglichkeit des Bodens in den von den Saken eingenommenen asiatischen Gebieten gefördert — in manchen dieser Gebiete konnte nur ein Wanderhirtentum gedeihen —, sondern den Saken auch während der Jahrhunderte ihrer Ausbreitung durch Nachwirkungen der tertiär-zeitlichen Austrocknung Innerasiens aufgezwungen worden.

Die hellenischen Geschichtsschreiber nennen die westlichen, europäischen Saken und auch einige Sakenstämme im europäisch-asiatischen Steppengebiete die Skythen. Frühpersische Schriftsteller nennen die gleichen Stämme Saken. Bei den frühesten hellenischen Geschichtsschreibern findet sich die Bezeichnung „Skythen" meistens nur angewandt auf die Sakenstämme zwischen Donau und Don.

Alle diese „skythischen" Stämme, also im wesentlichen die Saken Europas, sollen in diesem Buche, das nur die Indogermanen Asiens betrachten möchte, nicht weiter betrachtet werden, ausgenommen weiter unten durch einige Bemerkungen über die rassische Eigenart der Skythen. Sowohl asiatische wie europäische Saken sind abzuleiten aus dem an Völkerkeimen so reichen donaubalkanländischen Kreise der Bandkeramik, nachdem dieser die mittel- und nordwesteuropäischen Zuströme erhalten hatte. Dem entspricht auch die Sprache der Saken (und damit der Skythen), die dem Iranischen (Medischen, Persischen und verwandten Mundarten) am nächsten verwandt ist, von manchen Forschern sogar dem iranischen Zweige des indogermanischen Sprachstamms zugeordnet wird.

Von den vielen Mundarten der einzelnen Sakenstämme ist fast kein schriftliches Zeugnis erhalten; südostrussischen Orts- und Flußnamen mögen manche sakischen Wörter zugrunde liegen.[1] Eine sakische Mundart, die (in nicht glücklicher Weise) „nordarisch" genannt worden ist, ist von der deutschen Turfanexpedition unter v. Le Coq im Gebiet von Khotan (im südlichen Ostturkistan) gefunden worden in Aufzeichnungen buddhistischen Inhalts mit indischer Schrift.

[1] Vgl. die Wörterliste bei Vasmer, Die Iranier in Südrußland, Veröffentlichungen des Baltischen und Slawischen Instituts an der Universität Leipzig, Heft 3, 1923.

Im gleichen Gebiete von Khotan hat Joyce, On the Physical Anthropology of the oases of Khotan and Keriya, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 33, 1903, S. 306 ff., die Bevölkerung viel weniger „mongolisch" gefunden als in dem östlich davon gelegenen Kerija. Er fand in Khotan, verglichen mit Kerija, zwar mehr sehr kurzköpfige Menschen, (was sich durch einen stärkeren Einschlag vorderasiatischer Rasse erklären ließe), aber auch einen höheren Wuchs, weniger breite Gesichter, dünnere Lippen und bei einigen hellere Haar- und Augenfarben; in Kerija gegenüber Khotan weniger sehr kurzköpfige Menschen, einen niedrigeren Wuchs, häufigere Breitgesichter, dickere Lippen und ganz dunkle Haar- und Augenfarben. „In Kerija beginnen schon echt mongolische Züge" (S. 324). In Khotan läßt sich zu der vorherrschenden innerasiatischen Rasse ein vorderasiatischer und ein nordischer Einschlag vermuten, der nordische Einschlag wahrscheinlich als Rest des hellen Sakentums, wenn nicht eines anderen Stammes indogermanischer Sprache, wenn nicht als Rassenrest des Tocharertums.

Das asiatische Sakentum muß einfach als eine östliche Abzweigung vom europäischen Sakentum, dem Skythentum, angesehen werden. Die Verzweigung nach Asien muß schon in der späteren Bronzezeit erfolgt sein. Herodotos (IV, 7) gibt an, die „Skythen" hätten Könige gehabt seit einem frühen Zeitabschnitt, den man nach diesen Angaben bei Herodotos etwa auf die Zeit um 1500 v. Chr. berechnen kann. Die Erhebung eines Königtums, des S. 26/27 und 99 besprochenen Stammesherzogtums, über die vorher voneinander nahezu unabhängigen Führer von Sippenverbänden deutet aber in den meisten Fällen diejenige straffere Zusammenfassung an, die sich bei Ausbreitung eines indogermanischen Stammes in die Gebiete von Widerstand leistenden Fremdstämmen ergeben muß. Über die Ausbreitung des Sakentums von Südosteuropa über Südrußland bis gegen Asien hin sind Einzelheiten zu finden bei Minns, Scythians and Greeks (1913) und bei Rostovzeff, Iranians and Greeks in South Russia (1922), auch im Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 13, (1929) unter „Südrußland" B. Denkmälergruppe der skythischen Periode, S. 79 ff. Da es sich hierbei mehr um die europäischen Saken (die Skythen) handelt als um die asiatischen, sei hier nur auf diese Arbeiten verwiesen.

Die begonnene Ausbreitung des Sakentums (im weiteren Sinne) läßt sich auch darin erkennen, daß die Babylonier schon von Einfällen der Gimmirai (Kimmerier) melden, die einen sakischen Stamm darstellen. Eine Sakengruppe stieß schon um 1200 v. Chr. in Kleinasien mit den Hettitern zusammen. Einzelne Kimmerier, von Hesekiel als Gômer erwähnt, durchzogen um die Wende des

8. zum 7. Jahrhundert Palästina. Eine ägyptische Darstellung aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. zeigt einen Kimmerier als bärtigen Mann mit Zügen, die am ehesten als nordisch anzusprechen sind.[1] Etwa zu Beginn des 7. Jahrhunderts v. Chr. brachen Skythen vom Gebiete der unteren Donau her in Siebenbürgen und Ungarn ein.

Schon vorher, in den früheren und mittleren Abschnitten der Bronzezeit Südosteuropas, müssen sich die asiatischen Saken von den europäischen, den Skythen, abgetrennt haben. Wahrscheinlich hat ein Teil des Indoiranertums bei seiner Ausbreitung die östlichen Saken bedrängt und deren Ausbreitungswillen die Richtung auf Asien gegeben. So entstand das asiatische Sakentum, dessen Ausbreitung gegen Osten hin an Grabhügeln — den sog. skythischen Kurganen — zu erkennen ist, die sich von Südrußland bis Ostturkistan und Südsibirien verfolgen lassen. Schon gegen Ende der Bronzezeit, schon in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten, müssen Sakenstämme das südliche Sibirien bis etwa Semirjeschtschensk und bis in das Gebiet des Jenisseis um Minussinsk durchdrungen haben, schließlich bis in das Gebiet des oberen Jenisseis, wo heute die Sojoten wohnen.

Der jüngste Zeitabschnitt der sibirischen Bronzezeit weist deutlich auf sakische Einwanderer. Besonders etwa seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. zeigen die Funde einen reichen Formenschatz, Hunderte von Spiegeln, von sog. „skythischen Kupferkesseln", von denen einer auch in Tuwa, im heutigen sojotischen Gebiet, gefunden worden ist, viele Funde mit den Zierformen der „skythischen Tierornamentik".

Diese Tierornamentik, eine Kunstform, die im wesentlichen aus dem Geiste der nordischen Rasse zu erklären ist, hat auf die frühen La-Tène-Formen Mitteleuropas zurückgewirkt, später dann auf die Kunst der Goten, die von Ostpreußen nach Südosteuropa vorgedrungen waren, und von diesem Germanenstamm auf die Kunst des gesamten Germanentums, das in diesen „skythischen" Formen rassenverwandten Kunstgeist empfunden haben muß.

Das Gebiet um Minussinsk stand während dieser spätbronzezeitlichen Entwicklung in ununterbrochener Verbindung mit Südrußland, dem „Skythien" der hellenischen Geschichtsschreiber und der Urheimat der asiatischen Saken. Die reine Bronzezeit dauerte im Minussinsker Gebiet bis gegen den Beginn unserer Zeitrechnung. Um diese Zeit, wahrscheinlich bei Eindringen eines schon

[1] Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930, S. 142.

Eisen verwendenden Volkes, scheint ein Teil dieser sibirischen Saken abgewandert zu sein, ein anderer sich mit den Eindringenden vermischt zu haben.[1]

Die Eindringenden scheinen Wanderhirten gewesen zu sein, während die bronzezeitlichen Saken Bauern waren. Minns hält die sakische Bevölkerung um Minussinsk für Ackerbauern[2] und Byhan beschreibt diese Bevölkerung mit folgenden Worten: „Aus den Funden ergibt sich, daß dieses bronzezeitliche Volk seßhaft war, Bergbau, Viehzucht, (Pferde, Schafe) und vermutlich Hackbau trieb."[3] v. Merhart verwirft diese Auffassung,[4] für die aber doch schon der Anblick der Gräberfelder spricht, die den Eindruck von Sippengräbern im Siedlungsbereiche eines seßhaften Volkes machen. Nach Mänchen-Helfen war „Tuwa", das heilige Gebiet der Sojoten am oberen Jenissei, früher einmal Ackerland mit höheren Gesittungsformen als heute.[5] Wahrscheinlich hat erst die Vermischung mit eindringenden Stämmen innerasiatischer Rasse das sakische Bauerntum — das aber durch die Kärglichkeit dieses asiatischen Bodens schon gefährdet war — gänzlich aufgelöst.

Im Gebiete von Minussinsk und zerstreut darüber hinaus treten die Sippengräber der Saken auf, die sog. skythischen Kurgane Sibiriens, und Funde von sakischen Streitäxten reichen vereinzelt bis zum Oberlauf des Angaraflusses (der dem Baikalsee entströmt) gegen Osten und zum Unterlauf dieses Flusses, der „oberen Tunguska" im Norden. In manchen Gegenden finden sich diese Sakengräber dicht beisammen in großer Zahl, in ihnen unverbrannte Tote. In einem Teil der Gräber fanden die Ausgräber als Beigaben Gesichtsmasken, die eine gewisse Vorstellung von der Bevölkerung ergeben: man erkennt einen als „arisch" und einen als „mongolisch" bezeichneten Schlag; so hat Goroschtschenko die Masken beschrieben.[6] Tallgren hat solche sibirischen Masken mit „europäischen" Gesichtszügen geschildert.[7]

---

[1] Vgl. v. Merhart, Beiträge zur Urgeschichte der Jenissei-Gubernie, Bd. 34, 1924, S. 45.

[2] Minns, Scythians and Greeks, 1913, S. 246.

[3] Byhan, Nord-, Mittel- und Westasien, bei Buschan, Illustrierte Völkerkunde. Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 335.

[4] v. Merhart, Beiträge zur Urgeschichte der Jenissei-Gubernie, Finska Fornminnes Föreningens Tidskrift, Bd. 34, 1924, S. 43.

[5] Mänchen-Helfen, Reise ins asiatische Tunia, 1931, S. 125.

[6] Bei Buxton, The Peoples of Asia, 1925, S. 194/95.

[7] Tallgren, Finska Fornminnes Föreningens Tidskrift, Bd. 29, 1922.

Einige der Sakengräber Sibiriens sind rassenkundlich untersucht worden; sie haben für das sibirische Sakentum, wie zu erwarten war und worauf auch die Gesichtsmasken hindeuten, ein Rassengemisch aus einem langschädligen und einem kurzschädligen Schlag ergeben.

Zaborowsski, Les Kourganes de la Sibérie occidentale, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. IX, 1898, S. 73 ff. und S. 171 ff., weist nach, daß zur Eisenzeit in den Kurganen Westsibiriens zwar die Kurzschädel überwiegen, doch Langschädel beigemischt sind. v. Merhart hat ja, wie eben angeführt worden ist, eine Vermischung der in der Bronzezeit von Südrußland her eingewanderten Stämme am Jenissei mit eindringenden eisenzeitlichen Fremdstämmen aus den Funden schließen wollen.

Buxton, The Peoples of Asia, 1925, S. 194/95, hat Angaben über die spätbronzezeitlichen Kurganschädel zusammengestellt: demnach waren zur Bronzezeit unter 96 Schädeln noch 42 langförmig, und diese rechnet Buxton zu dem „protonordischen" Schlag, zu dem die englische Rassenforschung die Indogermanen Asiens zur Zeit ihrer Eroberungszüge gerne rechnet. Dabei hebt Buxton hervor, daß heute in dem gleichen Gebiet Kurzschädel wieder vorherrschend geworden sind. Es wird aber zu zeigen sein, daß sich bei den Sojoten, die im Gebiete der Jenisseikurgane leben, heute noch ein nordischer Einschlag zeigt.

Die Volkssagen der sibirischen Tataren schreiben die Errichtung der Grabhügel (Kurgane) einem helläugigen Urvolke zu, das im Umkreis dieser Grabhügel gelebt habe. (Schott, Über die ächten Kirgisen, Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1864, S. 446.)

Durch die Querachse von Südostrußland bis zum oberen Jenissei ist die Längserstreckung des sakischen Gebietes angegeben. Von diesem Gebiet aus sind Vorstöße nach Südasien erfolgt und wahrscheinlich auch nach Ostasien. Ein Einfluß sakischer Kunstgestaltung läßt sich durch Ostasien hindurch bis an den Stillen Ozean verfolgen. Die Sakenstämme haben die von ihnen eingenommenen Gebiete wahrscheinlich nur verhältnismäßig dünn besiedelt, zumal die meisten dieser Gebiete eine dichtere Bevölkerung gar nicht zuließen.

Sakenstämme sind im Afghanentum aufgegangen; das Gebiet um den Hilmendfluß, der vom Südwesten des Hindukuschs aus in südwestlicher Richtung quer durch Afghanistan fließt, hieß Sakastan (griechisch Sakasthene), heute Seistan, nach einem Sakenstamme. Saken sind im Parthertum aufgegangen und haben diesem das Herrscherhaus der Arsakiden gestellt (vgl. S. 125). Zu den asiati-

schen Saken gehörten die Massageten und ihre Nachkommen, die Alanen, ferner wahrscheinlich die Juetschi (Indoskythen), die von hellenischen Schriftstellern erwähnten Sauromátai (Sarmaten) und Sakaráukai, die gleich zu behandelnden Wusun, Weißen Hunnen und Ting-ling, und einige andere geschichtlich nicht hervortretende Stämme, vielleicht auch die sagenhaften Arimaspoi, die Arimaspen, die nördlich der Skythen wohnen sollten und die von Kallimachos in seiner „Hymne auf Delos" die „blonden Arimaspen" genannt werden. In dem Stammesnamen darf man das indoiranische Wort „Arier" vermuten.

Der Name „Saken" ist durch persische Geschichtsschreiber vermittelt. Die sakischen Stämme scheinen sich selbst so genannt zu haben; mindestens nannte sich so ein Sakenstamm im Pamirgebiet, den die hellenischen Geschichtsschreiber (Herodotos VII, 64) als Amyrgioi anführen. Die Chinesen nennen die gleichen Stämme in Geschichtswerken verschiedener Zeit Sak, Sik oder Sök, meistens Sök.[1]

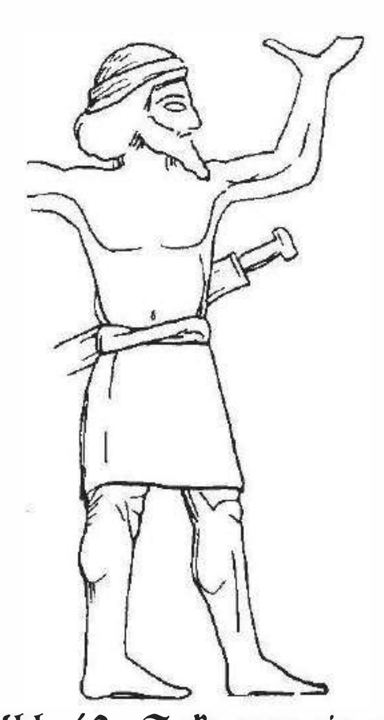


Abb. 62. Sake von einem persischen Felsbild.
(Nach Sarre-Herzfeld, Iranische Felsreliefs, 1910)

Das Sakentum hat auf die ganze innerasiatische und ostasiatische Gesittung einen tief gehenden Einfluß ausgeübt, dessen Nachwirkungen sich erst spät und erst im äußersten Ostasien verloren haben. Es hat aber auch auf die Gesittung des ausgehenden hellenistisch-römischen „Altertums" eingewirkt und auf die frühmittelalterliche Gesittung des Abendlandes und von ihr aus auf die Gesittung ganz Europas. Im Sakentum ist manches Altindogermanische erhalten geblieben, und gerade dies mag bewirkt haben, daß sakische Einflüsse auf die Gesittungen des indogermanischen Abendlandes überhaupt möglich waren. Strzygowski hat mit seinem entscheidenden Werke „Altai-Iran und die Völkerwanderungen" (1917) auf diese Zusammenhänge aufmerksam gemacht, wenn er auch darin zunächst mehr die Bahnen von Kunsteinflüssen verfolgt und die Bedeutung des indogermanischen Sakentums als Schöpfers und Anregers nicht im besonderen hervorgehoben hat.

---

[1] Vgl. Realencyklopädie der Klassischen Altertumswissenschaften, Zweite Reihe, Zweiter Halbband, 1920, S. 1770 ff., unter „Sakai".

Die rassische Beschaffenheit sakischer Stämme

Über das Aussehen der europäischen Saken, der Skythen, finden sich Angaben bei Polemon von Ilion, bei Gallenus, bei Cle-



Abb. 63 u. 64. Skythen von einem Silbergefäß des 4. vorchristlichen Jahrhunderts aus Woronesch in Südrußland. Nordische Rasse.
(Nach Rostovzeff)

mens von Alexandria, bei Adamantios, aus denen zu entnehmen ist, daß die meisten Sakenstämme den Kelten und Germanen geglichen hätten, daß sie blond oder rötlichblond gewesen seien und

gekennzeichnet auch durch andere Züge der nordischen Rasse. Daneben findet sich bei Hippokrates (Über Luft, Wasser und Örtlichkeiten XXIV—XXVIII) die Schilderung dicker, fleischiger, kurzbeiniger, breiter, bartloser und weiberähnlicher Saken, also von Saken, die mehr oder minder „mongolisch" ausgesehen hätten. Beide Kennzeichen des Skythentums sind durchaus zu vereinen, denn einzelne skythische Stämme haben im europäisch-asiatischen Steppengebiete sich anscheinend schon frühzeitig mit Stämmen von Wanderhirten überwiegend innerasiatischer Rasse vermischt und nach und nach deren Wanderhirtentum angenommen. Ein solches Wanderhirtentum war in den Steppengebieten schließlich auch die einzige Möglichkeit zur Erhaltung der Stämme. Herodotos schon schildert ein Wanderhirtentum skythischer Stämme, erwähnt (IV, 23) auch schon Skythen in Osteuropa oder Westasien am Fuße hoher Gebirge, die eine flache Nase und ein langes Kinn hätten. Zwar haben die hellenischen Geschichtsschreiber offenbar hin und wieder osteuropäische oder westasiatische Turkstämme als „Skythen" angesehen, aber die Saken — und zwar europäische und asiatische — mögen auch schon frühzeitig sich mit Turkstämmen vermischt haben, denen sie, wie später zu erweisen sein wird, Führergeschlechter gestellt haben. Vielleicht hat leiblich wie seelisch erst ein Einschlag innerasiatischer Rasse die nach Asien vordringenden Saken nordischer Rassenherkunft der Steppenumwelt angepaßt und zum Leben als Wanderhirten befähigt. Ursprünglich war das Sakentum sicherlich bäuerlich-seßhaft; für Saken (Skythen) im Norden des Schwarzen Meeres erwähnt Herodotos (IV, 17) den Anbau von Zwiebeln, Knoblauch, Bohnen, Hirse und Weizen, und andere Skythenstämme bezeichnet er (IV, 18, 76) als „Pflügerskythen".[1]

Das Ausgangsgebiet für das *asiatische* Sakentum mag etwa zwischen Kaspischem Meer, Aralsee, den nordiranischen Gebirgen und dem Altaigebirge gelegen haben. Von diesen Gebieten aus rückten in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten einzelne Stämme nach Osten vor.[2]

Ein Stamm des Sakentums, der nur noch halb-bäuerlich gewesen zu sein scheint, hatte sich im Gebiete des Aralsees, des Oxianus Lacus, niedergelassen und scheint später hauptsächlich die Landschaft zwischen Aralsee, Nordpersien und den östlich angrenzenden Gebirgszügen besiedelt zu haben, soweit dieses Gebiet über-

[1] *Vogel*, Pflugbauskythen und Hackbauskythen, Festschrift für Eduard Hahn, 1927, S. 150 ff.

[2] Über das Skythentum in Südosteuropa vgl. die völkerkundliche (nicht rassenkundliche) Arbeit von *Treidler*, „Die Skythen und ihre Nachbarvölker", Archiv für Anthropologie, Bd. 41, 1915, S. 280 ff.

haupt menschlicher Besiedlung zugänglich ist: die Massageten. Nach Herodotos (I, 216) verehrten sie die Sonne und opferten Pferde. Von den Massageten stammen nach Herodotos und nach Ammianus Marcellinus (XXXI, 2, 12) die Alanen; wahrscheinlich bildeten die Alanen einen Stamm des Massagetenvolkes. Von chinesischen Geschichtsschreibern werden A lan oder A lan na im 2. Jahrhundert v. Chr. im östlichen Westturkistan erwähnt.[1] Alanen (Halani) werden von Ammianus Marcellinus (etwa 330—400) beschrieben (XXXI, 2, 21): „Sie sind fast alle groß und schön, mit ziemlich blondem Haar (crinibus mediocriterflavis) und grimmigem Blick." Auch ihnen wird also die acies oculorum (vgl. S. 112) zugeschrieben.

Gegen die Massageten hatte das Perserreich der Achaimeniden heftige Kämpfe zu führen; erst 517 oder 516 v. Chr. wurden sie von einem Heere Darajawahuschs bezwungen. Die von den Massageten abgetrennten Alanen drangen gegen Südrußland vor — die rückläufige Bewegung eines Sakenstammes. Ein Teil dieser Alanen drang in den Kaukasus: von ihm stammen zum Teil die Ossen (Osseten) ab; andere Alanen stießen etwa im 2. Jahrhundert n. Chr. gegen die Länder der unteren Donau vor. Von dort wurden diese Alanen von vordringenden Hunnen nach Ungarn verdrängt und schlossen sich landsuchenden germanischen Sweben und Wandalen an (denen sie rassisch nahe gestanden haben müssen), mit denen sie westwärts über den Rhein zogen. Ein Teil siedelte sich an der Loire an und kämpfte 451 unter Aetius gegen die Hunnen auf den Katalaunischen Feldern. Ein anderer Teil gründete ein Reich in Portugal, das aber von den Westgoten zerstört wurde. Ein Rest der Alanen verschmolz dann mit den Wandalen. Andere zerstreute Alanengruppen verschwanden in den Stämmen des südostrussisch-westasiatischen Steppengebiets, einzelne unter der Bevölkerung der Krimhalbinsel. Vgl. Bleichsteiner, Das Volk der Alanen, Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient, Bd. II, 1918.

Maximinus Thrax, ein Bauernsohn, der durch Tüchtigkeit zum römischen Heerführer aufstieg und von 235 bis 238 römischer Kaiser war, war der Sohn eines Germanen und einer Alanin. Er war nach Schilderungen (Herodianus VII, 1) und nach erhaltenen Bildnisbüsten der Rasse nach ausgesprochen nordisch.

Reste des turkistanischen Massagetentums sind aufgegangen in Turkmenenstämmen, die heute das frühere Massagetengebiet erfüllen. Die Turkmenen gehören sprachlich zu Kirgisen und Usbeken, also zu den Turkstämmen. Leiblich unterscheiden sie sich von diesen durch höheren und schlankeren Wuchs. Sie sind meist dunkel, doch in selteneren Fällen auch rötlichblond und blond. Sie werden

---

[1] Klaproth, Tableaux historiques de l'Asie, 1824, Tableau éthnographique, Spalte 6.

geschildert als ein kühner, stolzer Menschenschlag mit viel Freiheitssinn.[1] An das in ihnen aufgegangene Sakentum erinnern bei den Turkmenen die „skythischen" Schaffellmützen.

Auf einen leichten Einschlag nordischer Rasse bei den Usbeken, die ja auch einen Teil massagetischen Gebietes innehaben, ist oben (S. 150) schon verwiesen worden. Über „iranische" Züge bei Turkmenen und Usbeken siehe auch Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 343/44. Auch unter den Tadschiken ist wohl ein wenig vom massagetischen Rassenerbe erhalten geblieben.

Saken verschiedener Stammesherkunft haben im persischen Heere Söldnerdienst geleistet. Sie haben diesem Heer Kerntruppen gestellt. Bei Marathon haben (nach Herodotos VI, 113) Saken sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, ebenso (nach Herodotos VII, 184) auf der persischen Flotte. Saken kämpften mit bei Thermopylai und Plataiai. Bei Gaugamela kämpften gegen die Makedonen auch sakische Söldner (nach Arrianos, Anabasis III, 11, 4). Dieses „Reislaufen" des sakischen Söldnertums hat zur Ausmerze sakischer Geschlechter sicherlich stark beigetragen.



Abb. 65. Sakischer Diener von einem Felsbildniswerk in Persepolis.
(Aus Sarre, Kunst des alten Persiens)

Um 60 v. Chr. brachen Pamirsaken in Indien ein. Sakenstämme haben einen Bestandteil des Partertums, wahrscheinlich dessen besten, ausgemacht (vgl. S. 124 und 125). Im weiten Bereiche Mittelasiens und Vorderasiens haben sich sakische Geschlechter verblutet und sind sakische Geschlechter in Zerstreuung im Rassengemisch anderer Völker untergegangen.

Die Wusun

Zu den Saken gehören wahrscheinlich auch die Wusun (Usun), von denen chinesische Schriftwerke erzählen.

[1] v. Schwarz, Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan, 1906, S. 70–73.

Richthofen[1] nimmt an, die Wusun hätten im Gebiete des Lopsees im Osten des Tarimbeckens gewohnt, einem heute ausgetrockneten Gebiet, in dem früher größere Strecken besiedelt waren.[2] In einem chinesischen Bericht, den Klaproth anführt, wird die Volkszahl der Wusun mit 630000 Menschen angegeben und als Wohnstätte des Königs der Wusun eine Gegend östlich eines Sees Sine hai.[3] Klaproth vermutet, die Wusun hätten, mit den Juetschi zusammen, noch etwa im 3. Jahrhundert v. Chr. nordwestlich der Grenze Chinas gewohnt. Das Vorrücken der Wusun gegen Ostturkistan wird wie das anderer Sakenstämme wohl schon in der Bronzezeit erfolgt sein (vgl. Karte I, S. 170).

Der chinesische Reisende Sien Han Schu berichtet nach Franke:[4] „Die Wusun sind von allen Barbaren der westlichen Gebiete ihrer Gestalt nach völlig verschieden. Die heutigen Hu [d. h. die Bewohner von Turkistan, Indien und Persien] mit grünlichen (blaßblauen) Augen, roten Bärten und der affenartigen Erscheinung gehören ursprünglich zu jener Rasse" [d. h. zur Rasse der Wusun]. Dieser Bericht ist zugleich ein Zeugnis für die frühere Häufigkeit heller Farben auch bei Indern und Iranern.[5] Im 1. Jahrhundert n. Chr. berichtet ein chinesischer Reisender Pan Ku über die Wusun: „Dieses Volk hatte rote Haare und blaue Augen. Es unterschied sich sehr von allen Fremdvölkern."[6] Pan Ku setzt hinzu, zu den Wusun hätten auch Teile der Großen Juetschi und der Saken gehört. Sie sind wahrscheinlich wie die Juetschi ein sakischer Stamm gewesen.

Die unmittelbaren nachbarlichen Beziehungen der Wusun zu den Chinesen müssen schließlich unterbrochen worden sein. Die letzte Wusun-Gesandtschaft scheint im Jahre 437 v. Chr. nach China gereist zu sein.

Im 7. Jahrhundert erzählt Jen Schi Ku von blonden, helläugigen Hu-Stämmen, die er als Nachkommen der Wusun ansieht. Diese Wusun wohnten „in der Heimat der Sök" (= Saken).

---

[1] Richthofen, China, Bd. I, 1877, S. 49.

[2] Vgl. Herrmann, Lou-lan, 1931.

[3] Klaproth, Tableaux historiques de l'Asie, 1./2. Lieferung, 1824, S. VI, und Tableau éthnographique, Spalte 6.

[4] Franke, Zur Kenntnis der Turkvölker und Skythen Innerasiens, Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Bd. I, 1904, S. 19.

[5] Vgl auch Schott, Über die ächten Kirgisen, Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1864, S. 444.

[6] v. Ujfalvy, Mémoire sur les Huns blancs, L'Anthropologie, Bd. IX, 1898, S. 392. Über Pan Ku vgl. De Groot, Die Hunnen der vorchristlichen Zeit, 1921, S. IV.

Eine gewisse Ahnung vom Sakentum als einer einheitlichen Stämmegruppe scheinen die Verfasser der sog. Han-Annalen, Geschichtswerke aus der Zeit zwischen 200 v. Chr. und 200 n. Chr., gehabt zu haben. Nach Franke (S. 53) berichten diese, im ganzen Westasien herrschten zwar verschiedene Sprachen, die Stämme verstünden aber einander; diese Menschen hätten „tiefe Augen", einen starken Bartwuchs, sie schätzten die Frauen hoch und seien sehr händlerisch veranlagt. Das würde sich mit leiblichen und seelischen Zügen eines in der Hauptsache vorderasiatisch-nordischen Rassengemisches vereinigen lassen, und als ein solches Rassengemisch darf man sich ja die Saken noch bis in die Zeit des abendländischen Mittelalters vorstellen.

Die Juetschi

Diejenigen Sakenstämme, die anscheinend am weitesten gegen Osten gedrungen sind, mit einzelnen Scharen vielleicht bis zur Küste des Stillen Ozeans, sind die Juetschi, wahrscheinlich eine Gruppe von zahlreichen kleineren und größeren Stämmen. Ein Teil der Juetschi wird von den Hellenen Hippotoxotai benannt, ein anderer, schon öfters erwähnter, Indoskythen.

Die Juetschi scheinen in der späteren Bronzezeit von Westen her in Ostturkistan eingewandert zu sein und die Gebiete um den Nordhang des Altyntags besetzt zu haben. Ein Teil von ihnen scheint nach Vordringen in die Gebiete zwischen Richthofen- und Kukunorgebirge im 3. Jahrhundert v. Chr. als eine Schar reitender Bogenschützen in Nordwestchina eingefallen und bis zum Knie des Hoangho-Flusses vorgedrungen zu sein. Durch ihren Vorstoß wurden die Juetschi zu Herren des Jü-mönn-Durchgangs, einer wichtigen Völkerstraße, die am Nordhang des Kilien-schan entlang führt. In diesem Gebiet, zwischen dem Kilien-schan-Gebirge und der Stadt Tun-hwang, nimmt Richthofen die Hauptorte der Juetschi an.[1]

Chinesische Geschichtswerke berichten, daß die Juetschi um 170 v. Chr. in blutiger Schlacht von den Hiung Nu (= Hunnen) geschlagen und aus ihren Gebieten verdrängt worden seien. Sie zogen sich gegen Westen nach Kutscha (Chotcho) zurück und drangen von dort gegen Nordwesten zum Oberlauf des Ili-Flusses (der in den Balkaschsee fließt), schlugen dort einen ihnen entgegentretenden anderen Sakenstamm, von dem Teile gegen Westen auswichen, andere Teile in Indien einfielen und kleinere Fürstentümer gründeten. Dann scheinen die Juetschi sich in die Kleinen Juetschi

[1] Richthofen, China, Bd. I, 1877, S. 49.

und die Großen Juetschi gespalten zu haben, von denen chinesische Geschichtswerke sprechen. Die Kleinen Juetschi zogen nach Tibet. Die Großen Juetschi scheinen um 140 v. Chr. noch einmal von Hunnen bedrängt worden zu sein; sie wanderten über das Tienschan-Gebirge nach Baktrien aus, drängten wieder Saken zurück und stürzten um 120 v. Chr. die makedonisch-hellenische Herrschaft in Baktrien. Nun gründeten sie — die 5 Stämme der Großen Juetschi — dort ein Reich, das sich unter tatkräftigen Herrschern gegen die Nachbarn behauptete und erweiterte. Die 5 Stämme wurden zu Beginn unserer Zeitrechnung von dem Stammesherzog des Kuschan-Stammes der Juetschi zu einem Königreich vereinigt. Im 1. Jahrhundert n. Chr. breitete dieses geeinte Juetschi-Reich seine Macht gegen Indien aus. Es erfolgten mehrere Juetschi-Einfälle: die S. 63 ff. erwähnten Einfälle der „Indoskythen". So entstand das Indoskytische Reich, dem erst die einfallenden Weißen Hunnen zu Beginn des 5. Jahrhunderts ein Ende bereiteten (vgl. Karte I, S. 170).

Unter dem großen Juetschi-Könige Kanischka, der dem Kuschanstamme angehörte, nahmen die Juetschi im 2. Jahrhundert n. Chr. den Buddhismus an, der von ihnen eifrig gepflegt wurde und mit dem sie von Indoskythien aus einen starken Einfluß auf die damaligen Gesittungen Innerasiens und Ostasiens ausübten. Unter Kanischka eroberten die Juetschi auch Tokharistan, die Landschaft um den oberen Bogen des Amu-Darjas, und die Gebiete um Kaschgar in Ostturkistan. Diese Juetschi-Herrschaft in Mittelasien wurde um 425 durch Eroberungszüge der Weißen Hunnen gebrochen. Die Juetschi verloren sich nunmehr unter verschiedenen Stämmen türkischer Sprache.

In den Juetschi wird man einen sakischen Stamm zu erblicken haben, der größtenteils schon zum Wanderhirtentum übergegangen ist und sich mit Turkstämmen überwiegend innerasiatischer Rasse vermischt hatte. Indoskytische Münzen zeigen, daß die Herrenschicht der Juetschi durch vorderasiatische und nordische Einschläge gekennzeichnet war. Smith, The Oxford History of India (1923) schildert die Führergeschlechter der Indoskythen als „hochgewachsene, helle Menschen" (big, fair-complexioned men; vgl. S. 65).

Darf man in den „Roten Augenbrauen" (Hung Mei), die im Jahre 23 v. Chr. in China einbrachen, Juetschi auf einem Kriegszuge erblicken?[1] In diesem Zeitabschnitt waren ja von Baktrien aus die Juetschi erneut gegen Osten vorgestoßen.

[1] Die Hung Mei finden sich nach chinesischen Berichten angeführt bei Klaproth, Tableaux historiques de l'Asie, 1./2. Lieferung, 1824, S. 61.

Daß man den hellen Rasseneinschlag bei den Lolo in Setschuan auch schon von einer Juetschi-Gruppe abzuleiten versucht hat, ist S. 84 erwähnt worden.

v. Le Coq, einer der Führer der deutschen Forschungsunternehmungen in Ostturkistan, hat daran erinnert, daß Baelz einer der besten Kenner der Rassenkunde Japans, der frühere Leibarzt des Mikados, einen gewissen „europäischen" Einschlag im Japanertum, besonders in den höheren Ständen, auf Juetschi zurückführen wollte. v. Le Coq setzt hinzu: „Mir ist es ganz klar, daß Europäer bis nach Korea und Japan gelangt sind."[1]

Man hat die (später zu behandelnden) Tocharer immer wieder mit den Juetschi zu verbinden versucht, zumal beide zum Teil in den gleichen Gegenden Ostturkistans aufgetreten sind. Ich möchte in den Juetschi einen Sakenstamm sehen; die Tocharer gehören aber, wie ihre Sprache zeigt, nicht zum Sakentum, ja nicht einmal zu den Satem-Indogermanen, sondern zu den Kentum-Indogermanen, und zwar am ehesten zur Gruppe der Kelten und Italiker.

Die Weißen Hunnen

Chinesische Geschichtsschreiber rechnen die Weißen Hunnen zu den Großen Juetschi. Sie sind allem Anschein nach ein Sakenstamm gewesen, der aber seinem Kerne nach bäuerlich war, während die Juetschi höchstens noch halb-bäuerlich gewesen zu sein scheinen. Bei den hellenischen und byzantinischen Schriftstellern heißen die Weißen Hunnen Leukói Hunnoi oder Hephthalitoi (Ephthalitoi), die Chinesen haben diese Ephthaliten wahrscheinlich Je-Ta genannt oder I-Ta; sie nahmen an, die I-Ta stammten „von der Rasse der Ta-Juetschi aus der Hanzeit" (200 v. Chr.—200 n. Chr.), und das Wort I-Ta sei vom Namen des Herrschergeschlechts der Weißen Hunnen, von Je-Ta, abzuleiten. Als Ta-Juetschi wurden von chinesischen Geschichtswerken die „Indoskythen" bezeichnet.[2]

Prokopios, der byzantinische Geschichtsschreiber, schreibt im 6. Jahrhundert n. Chr. in seinem „Perserkrieg" (I, 3) über die Weißen Hunnen, diese hätten mit den anderen Hunnen nichts zu tun, pflegten auch keine Verbindung mit den Hunnen und wohnten nicht in deren Nähe, sondern nördlich von den Persern. „Sie sind keine Wanderhirten wie die Hunnen, sondern besiedeln fruchtbare

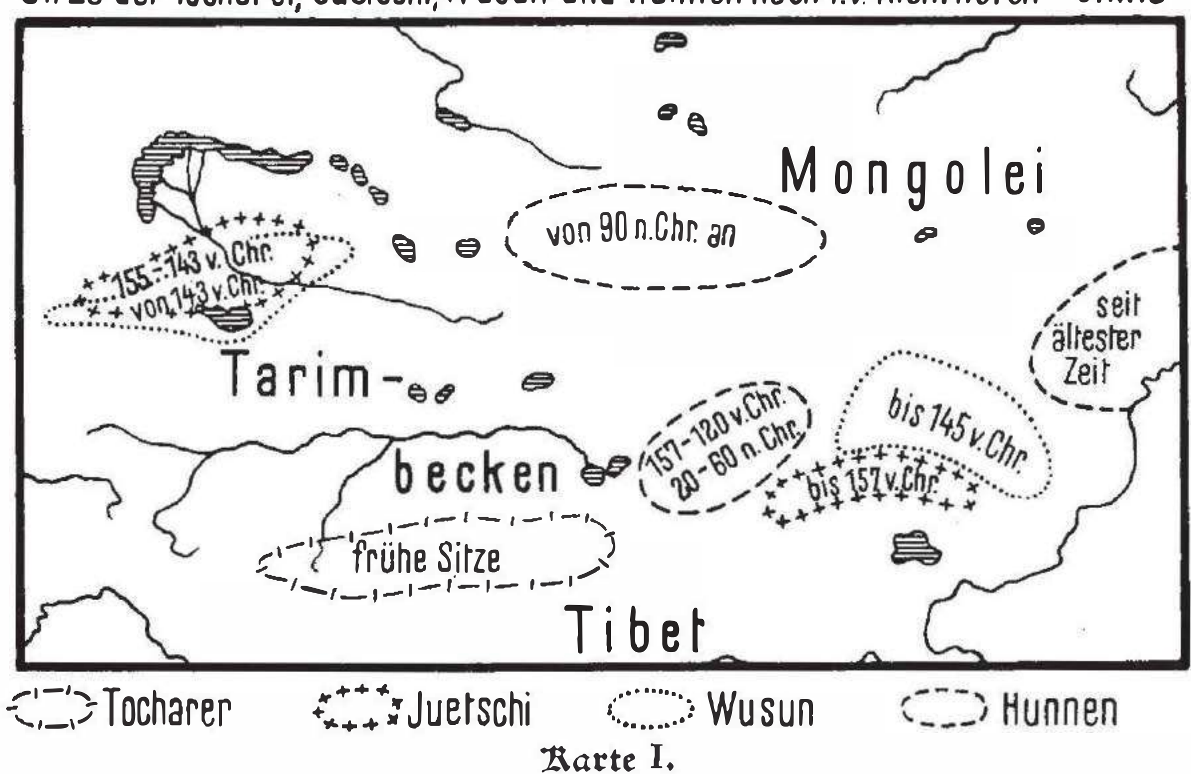
---

[1] v. Le Coq, Frühe Zusammenhänge der Kultur Mittelasiens und der der germanischen Staaten Europas, Volk und Rasse, I. Jahrgang, 1926, S. 250.

[2] Chavannes, Documents sur les Turcs occidentaux, 1903, S. 158.

Landstrecken. Sie haben weiße Leiber und kein häßliches Gesicht wie andere Hunnen. Sie haben einen geordneten Staat mit einem König."[1]

Über die Kämpfe der sehr kriegerischen Weißen Hunnen gegen das persische Sassanidenreich ist schon S. 126 berichtet worden. Diese Kämpfe zogen sich durch das 5. und 6. Jahrhundert hin. Zu Beginn des 5. Jahrhunderts zerschlugen die Weißen Hunnen das mittelasiatische und das nordwestindische Reich der Juetschi. Um 450 überfluteten Scharen von Weißen Hunnen Nordwestindien;



Karte I.

ein Menschenalter später erlag das mächtige Guptareich in Nordindien den Angriffen der Weißen Hunnen, und nun herrschten dort Weiße Hunnen als Herrengeschlechter etwa ein halbes Jahrhundert lang.

Der byzantinische Geschichtsschreiber Kosmas mit dem Zunamen Indikopleustes, „der Indienfahrer", der auch Arabien und Ostafrika bereist hatte, vermerkt in seiner um 547 verfaßten „Christlichen Topographie" (XI, 338/39), in Nordindien lebten die Weißen Hunnen und ihr König Gollas herrsche über dieses Gebiet.[2]

Schließlich verschwinden die Weißen Hunnen aus der Geschichte. Sie scheinen nach Vermischung mit Turkstämmen und nach Über-

---

[1] Übersetzung nach Dieterich, Byzantinische Quellen zur Länder- und Völkerkunde, 5.—15. Jahrhundert), I. Buch, 1912, S. 27/28.

[2] Dieterich, Byzantinische Quellen zur Länder- und Völkerkunde (5. —15. Jahrhundert), I. Buch, 1912, S. 28.

nahme einer türkischen Mundart mehr und mehr zu Wanderhirten geworden zu sein, auch Sitten der Turkstämme, so anscheinend auch Vielmännerei (wie sie sich heute noch in Tibet findet) angenommen zu haben. Reste von hellen Geschlechtern der Weißen Hunnen dürfen unter heutigen Turkvölkern Mittelasiens vermutet werden.

Die Ting Ling oder die Kien Kun

Im 2. Jahrhundert v. Chr. erwähnt ein chinesisches Geschichtswerk ein blondes, blauäugiges Volk Ting Ling, das mehrere hunderttausend Menschen umfasse, im südlichen Sibirien, am Jennissei, Ob und Irtysch.[1]

Es könnte sein, daß die blonden Kirgisen wesentlich zur Schaffung der türkischen Schriftzeichen Nordasiens beigetragen haben, die von Westasien her beeinflußt sind; hierüber Donner, Sur l'origine de l'alphabet Turc du nord de l'Asie, Journal de la Société Finno-ougrienne, Bd. XIV, 1896, S. 70.

Diese Ting Ling (oder Tik Lik, in völkerkundlichen Arbeiten auch als Din Lin angeführt) werden später — in Berichten aus dem Zeitabschnitt etwa zwischen 600 und 900 — von chinesischen Schriftstellern genauer beschrieben als sehr tatkräftige Menschen von hohem Wuchs und heller Hautfarbe, mit rötlich schimmerndem Haar und grünlichen Augen.[2] Schwarzes Haar bedeute diesem Volke Unheil, und dunkle Augen sähen sie als ein Anzeichen chinesischer Abstammung an. Bei ihnen bestehe die Sitte der Leichenverbrennung.[3]

Das gleiche Volk wurde später von den Chinesen zu den Ujguren gerechnet, Turkstämmen Ostturkistans, und wurde noch später als Kankli angeführt. Diese Ting Ling scheinen sich mit einem anderen blonden, blauäugigen Stamme vermischt zu haben, den Kien Kun; oder aber, wie andere annehmen, Kien Kun und Ting Ling sind verschiedene Benennungen für das gleiche Volk oder für verschiedene Stämme des gleichen Volkes. Die Kien Kun werden später auch als Hakka bezeichnet, und nach Zaborowski hat noch im

[1] Klaproth, Tableaux historiques de l'Asie, 1824, Dritte Lieferung, S. XII und Tableau éthnographique, Spalte 6.

[2] Oben (S. 153) ist schon vermerkt worden, daß in mehreren asiatischen Sprachen das gleiche Wort für „grünlich" und „bläulich" gebraucht wurde und wird.

[3] Parker, A thousand Years of the Tatars, 1895, S. 169; Schott, Über die ächten Kirgisen, Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1864, S. 432.

13. Jahrhundert ein tibetischer Geschichtsschreiber die gleichen Stämme als hellhäutige, blonde, blauäugige Menschen unter dem Namen Rinca oder Rem Remce beschrieben.[1] Nach dem chinesischen Geschichtsschreiber Ma Tuan Lin haben die türkischen Ujguren, als sie diese hellen Stämme um 758 unterwarfen, ihnen den Namen Kir Kis (= Kirgisen) gegeben. Man hat also in Ting Ling und Kien Kun einen Teil der Vorfahren der heutigen Kirgisen zu erblicken, vor allem der Kara-Kirgisen der Hochländer, weniger der Kasak-Kirgisen in den westasiatischen Steppen. In den kirgisischen Mundarten finden sich nichttürkische Fremdwörter. Sind sie aus sakischem Sprachgute zu erklären?

Diese Abstammung der Kirgisen hat Schott schon im Jahre 1864 in seiner mehrfach erwähnten Arbeit ausgesprochen. Noch in dem Geschichtswerke Thang su, das die Geschichte des chinesischen Kaiserhauses Thang (618—907) darstellt, werden die Gesichter der Kirgisen als „glänzend weiß" und ihre Kopfhaare als „gelbrot" bezeichnet. Hingegen erwähnen weder chinesische Geschichtsschreiber aus dem Zeitalter der Mongolenherrschaft (12.—16. Jahrhundert), noch persische Geschichtsschreiber des gleichen Zeitalters die Blondheit der Kirgisen.[2] Inzwischen müssen die hellen Kirgisenvorfahren sich mit den dunklen vermischt und der helle Einschlag schon abgenommen haben.

Auch die Ting Ling und Kien Kun mögen aus Sakenstämmen hervorgegangen sein, die ja in vorgeschichtlicher Zeit gerade die Gebiete eingenommen hatten, aus denen nach chinesischen Zeugnissen diese hellen Völker stammten. Auch blonde Tungusen erwähnen chinesische Aufzeichnungen des 12. Jahrhunderts, Menschen von grimmiger Tapferkeit, die von den chinesischen Feldherren als Söldner angeworben und als Vorhut und in vorderster Schlachtreihe verwendet wurden.[3] Dabei wird es sich um Nachkommen von Saken oder Saken-Tungusen-Mischlinge handeln aus dem Gebiete der Oberen Tunguska, bis zu deren Mittel- und Oberlauf, wie S. 159 erwähnt worden ist, Funde von sakischen Streitäxten sich verfolgen lassen.

Rassische Spuren des Sakentums in Mittelasien

Ist es richtig, daß ein Sakenstamm nordischer Rassenherkunft oder mehrere Sakenstämme sich im Kirgisentum verloren haben,

---

[1] Zaborowski, Trois Crânes de Kourghanes des Environs de Tomsk, Revue d'Anthropologie, Bd. VIII, 1898, S. 353.

[2] Schott, a. a. O., S. 443.

[3] Schott, a. a. O., S. 444.

so darf bei den Kirgisen wenigstens der Rest eines Einschlags nordischer Rasse erwartet werden. Ein nordischer Einschlag unter verschiedenen Kirgisenstämmen ist auch mehreren Reisenden aufgefallen. Entsprechend geschlechtsgebundenen Erbanlagen scheint dieser Einschlag im männlichen Geschlecht mehr hervorzutreten, während das weibliche einheitlicher und überwiegender die Merkmale der innerasiatischen („mongolischen") Rasse zeigt.[1] Ein ähnlicher Erbgang zeigt sich auch in Europa, wo nordische Merkmale mehr im männlichen, ostische (alpine) mehr im weiblichen Geschlecht hervortreten.

Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 290, führt eine Kennzeichnung der Kara-Kirgisen im östlichen Westturkistan an, die Seeland (1886) gegeben hat: der „turko-mongolische" Schlag sei unter diesen vorherrschend, doch sei in beträchtlichem Maße ein anderer Schlag beigemischt: hochwüchsig, mit schmälerer und ausgebogener Nase, minder vorspringenden Kiefern, mit blauen oder grauen Augen, betonterem Kinn und einem mehr oder minder dichten Bart.

Auch in der seelischen Haltung mancher Kirgisenstämme fällt etwas auf, was nicht nur aus der vorherrschenden innerasiatischen Rasse erklärt werden kann.

Carruthers, Unknown Mongolia, Bd. II, 1913, S. 363/64, berichtet von dem Kirei-stamme der Karakirgisen im Gebiete des Altaigebirges: im Gegensatz zu den Mongolen, die Carruthers vorher besucht hatte, rühmt er bei diesem Kirgisenstamme die Reinlichkeit, die gepflegte Einrichtung in ihren Zelten. Während die Mongolen knechtisch unter ihren Herrschern und Geistlichen, den Lamas, lebten, hätten die Kirgisen etwas Freies in ihrem Wesen und besäßen einen Sinn für Selbstverwaltung; sie bildeten eine echte Demokratie von Freien und Gleichen. Carruthers nennt diesen Stamm die „herrentümlichen Kirei" (lordly Kirei); er erwähnt ihre Freude an Pferderennen und Falkenjagd, sie seien eine Art „Herren-Räuber" (gentlemen-rovers).
Die Männer seien „schöner gebaut" als die Mongolen; man sehe Kinder mit rosigen Wangen (rosy-cheeked children).

Diese Verschiedenheit im seelischen Wesen der Mongolen und Kirgisen möchte nun Carruthers einem Umwelteinfluß, nämlich dem Buddhismus der Mongolen gegenüber dem Islam der Kirgisen, zuschreiben. Er übersieht also, daß jedes Volk aus dem übermittelten Glauben etwas ihm Angepaßtes zu gestalten versucht und daß schon in der Annahme des Buddhismus hier und des Islams dort nicht nur die geschichtliche Umwelt wirksam war. Der

[1] Vgl. Karutz, Unter Kirgisen und Turkmenen, 1911, S. 33.

von Carruthers beachtete Unterschied wird sich viel eher aus dem Angeborenen (Idiotypischen) als dem Erworbenen (Paratypischen) erklären lassen. Im Kirgisentum wirken noch Erbanlagen und geistige Überlieferung des Sakentums nach, vor allem in den führenden Geschlechtern.

Bei Kirgisen und den ihnen im Altaigebirge benachbart wohnenden Kalmücken, einem dort vereinzelt lebenden Mongolenstamme, hebt sich noch deutlich ein Adel ab, die „Weißknochigen" (ak sök), die sich von dem übrigen Volke, den „Schwarzknochigen" (kara sök), unterscheiden. Die „Weißknochigen" müssen mindestens „sieben Väter" haben und von einem „Helden" (bej oder batyr) abstammen.[1] Hierin darf man eine Nachwirkung der Überschichtung dunkler Turk- und Mongolenstämme durch helle Herrenschichten vermuten. Bei vielen asiatischen Stämmen und Völkern wird übrigens die Bezeichnung „weiß" für alles Edlere und Vornehmere angewandt.

Auch die Schönheitsvorstellungen im Kirgisentum scheinen noch durch die frühere Überschichtung einer Herrenschicht nordischer Rasse bestimmt zu sein oder wenigstens bestimmt gewesen zu sein.

Meyendorff, Voyage à Boukhara, 1826, S. 45, führt ein kirgisches Volkslied an: darin rühmt sich ein Mädchen, ihr Leib sei heller als Schnee, ihre Wangen röter als Blut, ihr Haar schwärzer als ein verbrannter Baumstamm. Das ist das Snewitchen-Schönheitsbild, gemischt aus nordischen Zügen und denen einer schwarzhaarigen Rasse.

Auch der von Hildén bei den ugrischen Stämmen am Ob festgestellte Einschlag nordischer Rasse läßt sich kaum anders als durch die Annahme eines Rassenrestes sakischer Herkunft erklären.[2]

Pallas fand bei den mongolischen Kalmücken im Gebiete des Schwarzen Irtyschs (der in den Saissansee mündet), die er als eine Gruppe mit stark vorherrschender innerasiatischer Rasse beschreibt, unter den „Vornehmen" auch „zarte, weiße" Gesichter; einige fand er braunhaarig, und ein sonst „mongolisch" aussehendes Mädchen fand er blond. Die Kalmücken selbst fanden die ausgesprochen innerasiatischen Züge am schönsten.[3]

Unter den Tataren in einem deutschen Gefangenenlager — worunter wohl in diesem Falle „sibirische Tataren", nicht Tataren aus Aserbeidschan zu verstehen sind — fand Stiehl Männer, die

[1] Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 362/63.

[2] Hildén, Anthropologische Untersuchungen über die Eingeborenen des russischen Altai, Fennia, Bd. 42, 1920.

[3] Pallas, Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften, I. Teil, 1776, S. 98—100.

wie Schweden ausgesehen hätten.[1] Auch hier darf man an Reste eines Sakenstammes denken.

Reste des Sakentums darf man vermuten bei den **Sojoten**, die in denjenigen Gebieten des oberen Jenisseis — zum Teil als Rinder-, zum Teil als Rentierhirten — umherschweifen, in denen die bronzezeitlichen Funde sakischer Herkunft gehoben worden sind (vgl. S. 158). Die Sojoten, von den Russen als Uriankhai bezeichnet, nennen sich selbst Tuba oder Tuwa. Ihre Volkszahl beträgt etwa 50000 Menschen; ihr Siedlungsgebiet liegt um den Ulu-Kem, den Oberlauf des Jenisseis, und reicht südlich bis zum Tannugebirge. Sie gehören sprachlich, nachdem sie ihre eigene Sprache, eine Mundart des Samojedischen, aufgegeben haben, wie die Kirgisen zu den Turkstämmen — ihre osttürkische Mundart ist der der Ujguren verwandt. In ihrem Aussehen sollen sie zum Teil benachbarten Mongolenstämmen, den Burjäten, nahestehen.

Radloff, Reise durch den Altai nach dem Telezker See und dem Abakan, Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland, Bd. 23, 1865, S. 297, gibt einen mündlichen Bericht wieder, den er von einem Telëuten — die Telëuten (Telengeten) sind ein Turkvolk, das zwischen Sajanischem Gebirge und Altaigebirge in der westlichen Nachbarschaft der Sojoten wohnt — über die Sojoten (er schreibt Sojonen) im oberen Jenisseigebiet erhalten hatte: Die Sojoten zerfielen in die schwarzen und gelben Sojoten. Die schwarzen wohnten den Telëuten näher, die gelben mehr landeinwärts. Bei den schwarzen Sojoten gebe es wenig Blonde, viele Schwarzhaarige. Ihre Körperhöhe sei beträchtlicher als die der Altaistämme; ihre Gesichter hätten eine längliche Form. Die gelben Sojoten bestünden zur Hälfte aus blonden Menschen, die an Körperhöhe und Wuchs den schwarzen Sojoten gleich seien. — Radloff erzählt ferner, daß sein Gewährsmann das offensichtliche Rassengemisch bei den Sojoten auf eine Zuwanderung flüchtiger Russen zurückführen wollte — eine solche hat aber nie stattgefunden. Die Hälfte der schwarzen Sojoten wollte Radloffs Gewährsmann von Kirgisen ableiten, die früher den Sojoten benachbart gewesen wären und sich mit ihnen vermischt hätten. Die gelben Sojoten wurden dann Radloff gegenüber auch „weiße Sojoten“ genannt.

Über die rassische Beschaffenheit der Sojoten (Uriankhai) hat in neuerer Zeit **Carruthers**, Unknown Mongolia, Bd. I, 1913, S. 215—218, Nachricht gegeben. Die Sojoten stellten ein Rassengemisch dar, in welchem bei den Stämmen des Jenisseibeckens am wenigsten, bei denen im Gebiete des Kemtschiks, eines rechten Nebenflusses des Ulu-Kems (des oberen Jenisseis), am meisten „mongolische“ Züge hervor-

[1] **Stiehl**, Unsere Feinde. Bilder aus deutschen Gefangenenlagern, 1916, S. 28.

träten. Man könne unter den Sojoten einerseits fast ganz „europäische" Züge finden, andererseits ganz „mongolische". Bei den Rentierstämmen des oberen Jenisseis sei helleres Haar, sogar goldbraunes (auburn) Haar ziemlich häufig, besonders unter Kindern. Die Helleren fänden sich mehr in den höheren Gebirgslagen.

Findeisen, Neue Untersuchungen und Materialien zum Problem der westsibirischen Altasiaten, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 59, 1927, S. 283, behandelt die Blonden und Grauäugigen unter den Jenisseiern, deren schmale Gesichter, kühne und schöne Züge er anführt und an denen er „gar nichts irgendwie Mongolisches" findet.

Über die Sojotenstämme des oberen Jenisseibeckens hat auch Mänchen-Helfen, Reise ins asiatische Tuwa, 1931, S. 127/28 geschrieben: er fand unter den „Tuwinern" Menschen mit hellerer Haut, mit hellerem und nicht asiatisch-straffem, sondern gewelltem Haar. Blonde treffe man in allen Dörfern Tuwas. „Später sah ich so viele Blonde, daß jeder Zweifel, ob in den Tuwinern wirklich eine blonde Rasse fortlebe, sinnlos wurde." Nach den Abbildungen bei Mänchen-Helfen erscheint mit dem nichtinnerasiatischen Einschlag im Sojotentum höherer, schlanker Wuchs, ein schmäleres Gesicht und ein betontes Kinn verbunden zu sein. Dem Sojoten Donduk, den Mänchen-Helfen (S. 150) abbildet, darf man einen starken Einschlag nordischer Rasse zuschreiben.



Abb. 66. Sake. Nordisch oder vorwiegend nordisch. Chinesisches Tonbildwerk als Grabbeigabe aus der Zeit des Tang-Herrscherhauses (618—907).
(Aus dem Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln)

Auch bei den zu den Mongolen zählenden Burjäten, von denen ein Teil in solchen Gebieten des Sajanischen Gebirges und der oberen Tunguska lebt, in denen nach Funden noch mit einer vorgeschichtlichen dünnen Besiedlung durch Saken gerechnet werden muß, läßt sich noch ein heller Einschlag erkennen.

Protov, Zur Anthropologie der Burjaten; Burjaten-Alaren, 1895, S. 68 ff., gibt an, unter

alarischen Burjaten hätten 8% dunkelbraune Augen, 92% Augen von hellerer Farbe, davon 8% graubraune, 2% rein graue, ferner hätte bei 11% das Haar einen „rötlichen Schimmer“, bei 3% sei es blond, bei 2% hellblond.

Schendrikovskij, Materialien zur Anthropologie der Burjaten, 1894, S. 15, fand bei den Burjaten an der Selenga (die in den Baikalsee fließt), 3,3% hellblaue Augen. An eine Vermischung mit Russen in jüngster Zeit, wie solche in russischen Neusiedlungen Mittel- und Ostasiens vorgekommen sind, ist hier nicht zu denken; es handelt sich um abgelegene Gebiete in den Wäldern der östlichen Fortsetzung des Sajanischen Gebirges.[1]

Sind einzelne Sakenstämme, am ehesten die Juetschi, vom nordöstlichen Ostturkistan weiter gegen Osten vorgedrungen — und Baelz und v. Le Coq haben ja vermutet, sie seien bis nach Korea und Japan gelangt — und ist dem Einfall der Juetschi in die nordwestchinesische Landschaft Kansu (vgl. S. 167) die Ansiedlung von Juetschigruppen in Kansu gefolgt, so würde sich ein schwacher Einschlag einer hellen Rasse in diesen Gebieten auf solche Ereignisse der Geschichte Ostasiens zurückführen lassen. Ein solcher Einschlag ist aber nach verschiedenen Zeugnissen zu erkennen.

Marco Polo hat auf seiner Reise Ende des 13. Jahrhunderts in Nordwestchina helle und „schöne“ Menschen angetroffen. So beschreibt er (I. Buch, Kap. 53) die Einwohner eines „Reiches Erginul“, das im Gebiete der heutigen Stadt Liang-tschou nördlich vom Richthofengebirge ge-



Abb. 67. Rotbärtiger Sake. Vorwiegend nordisch mit vorderasiatischem und innerasiatischem Einschlag? Chinesisches Tonbildwerk als Grabbeigabe aus der Zeit des Tang-Herrscherhauses (618—907). (Aus dem Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln)

[1] Die Angaben aus diesen beiden in russischer Sprache geschriebenen Arbeiten verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Mänchen-Helfen.

legen war, als Menschen überwiegend innerasiatischer Rasse, die Frauen der vornehmen Stände aber als „weißhäutig" und „wohlgestaltet". In der benachbarten Landschaft Tenduk oder Tendek, zwischen dem linken Hoangho-ufer und der Gebirgskette Inschan, fand er (I. Buch, Kap. 55) in der Bevölkerung, „zwei Rassen" vermischt, Kreuzungen aus „Heiden und Moslem", die ihm als „die schönsten im Lande" erschienen (Marco Polos abenteuerliche Reise, herausgegeben von Lemke, 1906, S. 190 und 194).

Wulsin, Non-Chinese Inhabitants of Kansu, American Journal of Physical Anthropology, Bd. VIII, 1925, S. 295, sah in der Familie des Häuptlings der Alaschanmongolen (an der chinesischen Grenze im Osten der Stadt Ninghsia in der Landschaft Kansu), einer Familie mit viel Mandschublut, ein Kind, den kleinen Sohn des Häuptlings, mit heller Haut (white skin) und blondem Haar. — „Ich habe auch Chinesen gesehen, deren Haar rostbraun war oder sogar von einem schmutzigen, sandfarbenen Gelb, dazu manchmal wellig", also nicht asiatisch-straff. „Einen Bauern in Schansi [Nordwestchina] habe ich gesehen, der schöne graue Augen hatte und Züge, die aus den Gebirgen Kentuckys hätten stammen können. Dieser Mann war mindestens 6 Fuß und 2½ Zoll hoch." (Im Staate Kentucky finden sich im Gebirge noch die Nachkommen besonders hochgewachsener Siedler überwiegend nordischer Rasse aus der Zeit der Erschließung Nordamerikas, ein in Nordamerika bekannter tatkräftiger Schlag.)

Joyce fand bei der Bevölkerung der „Inneren Mongolei" gelegentlich hellbraune (hazel) Augen (Journal of the Anthropological Institute, Bd. 61, 1926, S. 157).

Von Nordwestchina her läßt sich ein schwacher Einschlag nordischer Rasse, der sich im allgemeinen von den oberen Ständen aus gegen die unteren verliert, in weiteren Gebieten Chinas verfolgen. Der französische Anthropologe Legendre hat solche Spuren eines nordischen Einschlags nach seinen Reiseeindrücken beschrieben.[1] Auch Kurz, der als Anatom in China tätig war, ist zu dem Eindruck gekommen: „Es kam in jenem südöstlichen Winkel der Erde zu einer Rassenverschmelzung, die in der physischen Beschaffenheit eines Teils der oberen Stände des chinesischen Volkes noch heute zum Ausdruck kommt. Im allgemeinen ist zwar der Chinese nach Wuchs, Haut, Haar, Gesichts- und Schädelbildung ein typischer Homo asiaticus, meso- oder brachykephal [mittelkurzköpfig oder kurzköpfig]; aber man trifft, namentlich in den oberen Schichten, oft einen ausgesprochen länglichen Schädel und eine manchmal

[1] Legendre, Il n'y a pas de race jaune, Bulletin de la Société d'Etudes des Formes humaines, Bd. II, 1924.

fast weiße Hautfarbe, mitunter gepaart mit schönen europäischen Gesichtszügen."[1]

Sakische Geschlechter sind wahrscheinlich zu einem Teil des nordchinesischen Adels geworden, so wie im ganzen Bereiche des Indogermanentums und über dessen Randbezirke hinaus Herrengeschlechter nordischer Rassenherkunft immer wieder aus Bauernkriegern zu Adelsgeschlechtern mit Großgrundbesitz oder — in Steppengebieten — zu Häuptlingsgeschlechtern von Hirtenstämmen geworden sind. Ein Teil des nordchinesischen Kriegeradels ist wahrscheinlich sakischer Herkunft.

Solche Herkunft, jedenfalls aber den Einschlag eines Herrengeschlechts nordischer Rassenherkunft, wird man auch in der Familie des chinesischen Weisen Kung-Tse (Kungfutse, Confucius) vermuten dürfen. Kungtse stammt aus einem Geschlechte des nordchinesischen Kriegeradels, dem Zweige eines alten Königshauses. Er wurde im Jahre 551 v. Chr. zu Küfu in der heutigen nordchinesischen Landschaft Schantung geboren und starb als Dreiundsiebzigjähriger im Jahre 478 v. Chr. Sein Vater hatte sich als Truppenführer durch seine Tapferkeit ausgezeichnet. Kungtse war bis zu seinem 57. Lebensjahre im Staatsdienst verschiedener Fürsten tätig, zog sich dann auf die von ihm immer betriebene Tätigkeit eines Weisheitslehrers zurück. Von ihm stammt der sog. Konfuzianismus. Doch hat ein anderer chinesischer Weiser, Meng-Tse (372—289 v. Chr.) den herrentümlichen Lehren Kungtses erst die volkstümliche Wendung gegeben, die Kungtses Lehren zur Grundlage eines allgemeinen chinesischen Volksglaubens tauglich machten; dieser „Konfuzianismus" wurde zur Zeit des Han-Herrscherhauses im Jahre 57 v. Chr. zur Staatsglaubenslehre erhoben.

Durch Kungtses ursprüngliche Sittenlehre zieht sich der Gegensatz zwischen Menschen edler und Menschen gewöhnlicher Artung. Kungtse bemüht sich nicht, das Vorbildlich-Edle, die Lebensführung des Edelings (Kiün-tze), denen zu verkünden, denen dazu die Anlagen fehlen; vgl. Haas, Konfuzius in Worten aus seinem eigenen Mund, 1920, besonders den Abschnitt „Der Edle", S. 44—51. Herrentümliches und heldisches Wesen spricht aus den Lehren Kungtses, und zwar in einer Prägung, die in manchen Einzelheiten nicht als kennzeichnend „chinesisch" oder „ostasiatisch" erscheint. Ein Klang von Tatkraft und vor allem eine Freude am Staat sprechen aus Kungtse, die gelegentlich an nordisch-indogermanische Art erinnern. Der zweite große chinesische Weise der Zeit Kungtses, Lao-Tse, in vielen Dingen echter „asiatisch", lehrt die Loslösung des Menschen von der Welt und so auch die Loslösung von allem Staatlichen. In Laotses Verinnerlichung, in seiner Rückkehr zu einem Weltgrunde, der ihm als die „Große Mutter" er-

[1] Kurz, Das Chinesengehirn. Ein Beitrag zur Morphologie und Stammesgeschichte der Gelben Rasse, Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 72, Heft 3/6, 1924.

scheint, könnte man den Geist der verinnerlichenden Beschränkung gewisser mutterrechtlicher Gesittungen erkennen und demgegenüber bei Kungtse etwas von der zugleich sich vertiefenden und die Ferne erobernden Geistesart, die sich im Indogermanentum ausgewirkt hat. Der von Laotse begründete Taoismus geht vom Süden Chinas aus und ist wahrscheinlich auch aus altem südostasiatischem Geistesgut mutterrechtlichen Ursprungs zu erklären, jedenfalls einer ganz anderen Artung entsprechend als die Lehren Kungtses.

Auch Mengtse war aus nordchinesischem Adel wie Kungtse, aber echter „asiatisch" oder „chinesisch" in seinem Wesen. Bei Kungtse erinnert die Unterscheidung einer herrentümlichen und einer gewöhnlichen Artung an die Sittlichkeitsauffassungen mancher Stämme, die aus der Überschichtung einer Herrenrasse über eine sich unterwerfende Rasse entstanden sind.

Bei Kungtses Geschlecht sakische Herkunft zu vermuten, bereitet wegen des frühen Zeitabschnittes (6. Jahrhundert v. Chr.) Schwierigkeiten. Aber mit der Möglichkeit, daß zu dieser Zeit schon Geschlechter südosteuropäischer und mitteleuropäischer Herkunft, wenn auch vielleicht noch nicht sakischen Volkstums, bis nach Nordchina vorgedrungen seien, ist durchaus zu rechnen. Wenn die Einflüsse sakischer Kunst in Ostasien schon einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung begonnen haben, wie Read gezeigt hat,[1] so ist eine Vermutung wie die der sakischen Herkunft des Geschlechtes, aus dem Kungtse stammt, nicht so fernliegend, besonders seitdem der schwedische Forscher Andersson die frühen und starken Einflüsse sowohl der frühesten Iranier wie der sibirischen Saken auf die chinesische Gesittung in vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Zeit hat aufdecken können.[2] Hierüber sollen im Abschnitt über die Ursprünge der chinesischen Gesittung (Kultur) weitere Angaben erfolgen!

Die Ossen

„Aus verschiedenen Gründen muß es für sicher gelten, daß die Alanen als Vorfahren der heute im Kaukasus lebenden Osseten anzusehen sind" — so urteilt Vasmer hauptsächlich aus sprachwissenschaftlichen Erwägungen.[3] Die Alanen aber sind als ein Stamm der Massageten (vgl. S. 163/64) zum Sakentum zu rechnen. Nach Vasmer steht die Mundart der Ossen der ausgestorbenen Mundart der Sarmaten, eines anderen Saken- (Skythen-) Stammes

[1] Read, A Chinese Bronze with Scythian Affinities, Man, Bd. 20, 1920, Nr. 1.
[2] Andersson, Arkeologiska Fynd i Kina, Ymer, Bd. 43, 1923, S. 226ff.
[3] Vasmer, Die Iranier in Südrußland, Veröffentlichungen des baltischen und slawischen Instituts an der Universität Leipzig, Heft 3, 1923, S. 27.

nahe. Wahrscheinlich sind aber mit dem alanischen Ossentum auch Nachkommen frühpersischer Krieger verschmolzen. Die Großkönige hatten im Gebiete des Darielpasses zu dessen Beherrschung Kriegersiedlungen angelegt.

Somit führt die Betrachtung dieses Sakenrestes nach Vorderasien zurück. Die Ossen leben mitten im Kaukasus zu beiden Seiten der Hauptkette des Gebirges, so daß sie den Darielpaß beherrschen.

Die Ossen nennen sich selbst Iron (Einzahl Ir), ihr Gebiet Ironistan, was so viel ist wie „Arier" und „Arierland". Der Name Ossen ist ihnen von ihren Nachbarn, den Georgiern (Grusinern), gegeben worden. Mittelalterliche Schriftsteller führen die Ossen als Alanen oder als Assen an.

Die häufig gebrauchte Bezeichnung „Osseten" beruht auf Unkenntnis der Kaukasussprachen; die Silbe et ist eine Wortbildungssilbe mit der Bedeutung „Land", die auch bei anderen Namen kaukasischer Völker öfters fälschlich mitgebraucht wird.

Die Ossen zerfallen in vier Stämme, die zusammen etwa 225 000 Menschen umfassen. Sie waren früher ständisch geschichtet, und Reste dieser Schichtung haben sich bis heute erhalten: Adel, freie Bauern, Hörige und Sklaven oder deren Nachkommen, sind noch als früher getrennte Stände zu unterscheiden. Die Ossen sind im Unterlande, wo sich Ackerböden finden, Bauern, im unwirtlicheren Gebirge Viehzüchter. Ihre Sprache zerfällt in zwei Hauptmundarten. Ihre Glaubensvorstellungen sind zusammengesetzt aus Islam, Christentum und Überlieferungen des iranischen und sakischen Indogermanentums.

Zur Zeit des abendländischen Mittelalters übten sie im Kaukasusgebiete über ihre heutigen Grenzen hinaus eine Art Vorherrschaft aus, bis sie im Zeitabschnitt zwischen dem 8. und 14. Jahrhundert von türkischen Chasaren, kaukasischen Kabardinern und von Mongolen nach und nach in ihre heutigen Wohnsitze verdrängt wurden.

Die Ossen der Gegenwart werden als ein Volk geschildert, dem ein ritterlicher Zug eigen sei.

Die ossische Sprache verrät den vorderasiatischen Einschlag im ossischen Volke dadurch, daß sie mit dem Georgischen (Grusinischen), einer kaukasischen (alarodischen) Sprache, in 34 Lauten völlig übereinstimmt, sodaß sie leicht mit den Buchstaben der georgischen Schrift aufzuzeichnen ist.[1]

[1] Rosen, Über die ossetische Sprache, Philologische und historische Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1845; 1847, S. 362/63.

Altossische Schädel sind in kleinerer Anzahl erhalten, die meisten von einem Begräbnisplatz in Tschmi im Ossenlande. Die neun männlichen haben einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 74,8, sie sind alle bis auf einen langförmig. Hingegen beträgt der durchschnittliche Längen-Breiten-Index für die fünf weiblichen 82,3, und unter ihnen findet sich kein langförmiger.[1]

Klaproth, Tableau historique du Caucase, 1827, S. 69, gibt seinen Eindruck wieder: Die Ossen seien wohlgebaut und kräftig, meist mittelgroß, selten dick, aber öfters stämmig. „Ihre Gesichtszüge nähern sie in vielem den Europäern. Blaue Augen, blonde oder rote Haare sind bei den Osseten sehr verbreitet; sehr wenige haben wirklich schwarzes Haar" ... „Die Frauen sind im allgemeinen klein und wenig hübsch, sie haben rundliche Gesichter und stumpfe, eingebogene Nasen."

v. Haxthausen, Transcaucasia, Bd. II, 1856, S. 33/34, kennzeichnet die Ossen als überwiegend untersetzte Gestalten, mit breiten, hageren Gesichtern, überwiegend blauen Augen, mit blondem oder rotbraunem, öfters auch rotem Haar. Sie sähen aus, „wie ehrliche schwäbische Bauern und Landleute", die Frauen seien klein und selten schön, mit fleischigem Körperbau und Stumpfnasen. Einen ganz ähnlichen Eindruck von den Ossen gibt Dubois wieder in einem von v. Haxthausen (S. 47) erwähnten Briefe vom 23. September 1839 an Alexander v. Humboldt. — Die Ähnlichkeit mit manchen Schwaben mag dadurch bedingt sein, daß die Ossen außer dem Einschlag vorderasiatischer Rasse ein nordisch-innerasiatisches Rassengemisch darstellen, manche Schwaben ein nordisch-ostisches; bei leichterer Beimischung können aber ostische Züge ähnlich wie innerasiatische wirken.

Reinegg, Beschreibung des Kaukasus, 1796, S. 217, erwähnt auch die kleinen, stumpfnäsigen, ihm „häßlich" erscheinenden ossischen Frauen. So kann man auch hier auf eine deutliche Auswirkung geschlechtsgebundener Erbanlagen schließen: der nordische Einschlag gehört mehr dem männlichen Geschlecht an, die nichtnordischen mehr dem weiblichen (vgl. S. 173). Hierzu kam aber früher eine immer wieder erneute Zuleitung von Rassenanlagen, die dem ursprünglichen Ossentum oder einem Teil des Sakentums fremd gewesen sein müssen, durch fremdstämmige Frauen, welche die Ossen zu rauben pflegten. In solcher Weise haben die Ossen sich nach und nach selbst verdunkelt und untersetzt gemacht.

Khanikoff (Chanykow), Mémoire sur la Perse, 1866, S. 113, schildert die von ihm beobachteten Ossen als untersetzt, sehr oft blond oder rotblond (roux), ziemlich häufig blauäugig; die Augen seien klein, spitzige Nasen und Adlernasen vorherrschend. Nicht selten sehe man sehr hochwüchsige Männer. Die Männer seien selten schön, die Frauen öfters von hervorragender Schönheit (beauté presque idéale).

[1] Jaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908, S. 167.

Chantre, Recherches anthropologiques dans le Caucase, 1885—87, fand bei den von ihm untersuchten Ossen 10% Blonde und 25—30% Helläugige. (Vermutlich hat er das „Blond" bei seiner Untersuchung zu eng begrenzt, auf die hellsten blonden Grade beschränkt.)

Hahn, Kaukasische Reisen und Studien, 1896, S. 188/89, zählt 33—35% Grau- und Blauäugige unter den Ossen. Das Obergesicht der Ossen sei breiter, der Unterkiefer schmäler als bei den „uralt-altaischen" Völkern Westasiens und Osteuropas. Infolge dauernder Vermischungen mit Nachbarstämmen habe sich die ursprüngliche Langköpfigkeit der Ossen in Mittelkurzköpfigkeit verwandelt; aber der „europäische Typus" sei in manchen Zügen noch bis heute erhalten geblieben, ein Aussehen, das an Letten und Norddeutsche erinnere.

Nioradze, Die Bergossen und ihr Land, 1923, S. 11/12, fand nach Messungen unter den nördlichen Gruppen seines Volkes, den Nordossen, 67% dunkelhaarige und dunkeläugige. Er teilt Untersuchungen des russischen Anthropologen Iwanowski mit, der die meisten von ihm gemessenen Ossen hochgewachsen fand. Die Untersuchungen Iwanowskis ergaben ferner 11% Langköpfe, 22% mittelkurzförmige Köpfe, die übrigen kurzförmig, dazu 54% breite Gesichter und 69% schmale Nasen.

Plaetschke, Die Tschetschenen, Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Universität Königsberg, Heft XI, 1929, S. 36, läßt erkennen, wie nordeuropäisch manche Ossen wirken können: „Bei meinen [ossischen] Wirtsleuten in Wladikawkas, blonden Menschen, störte es mich geradezu, eine wildfremde Sprache aus ihrem Munde zu hören; ich glaubte, deutsche Menschen vor mir zu haben."

Die Ossen haben einen entwickelten Sinn für ihr Volkstum und ihre Geschichte; gebildete Ossen sammeln heute die einheimischen Volksdichtungen. Ein Osse soll an einem ossischen Wörterbuche arbeiten, ein anderer an einer Geschichte seines Volkes. Die Ossen finden helles Haar und helle Augen schöner als dunkle,[1] so wie sich dies als eine Nachwirkung der Geltung eines Schönheitsbildes mit den Zügen der nordischen Rasse fast bei allen Völkern indogermanischer Sprache bis in die Spätzeiten hinein verfolgen läßt.

[1] Zaborowski, Du Dniestre à la Caspienne, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. VII, 1896, S. 102.

VII. Der nordische Einschlag bei mittelasiatischen Führergeschlechtern

Beim Aufgehen sakischer Stämme oder anderer Indogermanengruppen mit Einschlägen nordischer Rasse in den Völkerschaften Asiens müssen entsprechend dem Herrentum der nordischen Rasse innerhalb dieser asiatischen Völker jeweils Führerschichten entstanden sein, die durch gegenseitige Verschwägerung der führenden Geschlechter den nordischen Einschlag längere Zeit bewahrt haben, ehe er schließlich bei Verbindungen der führenden Schicht mit der geführten von unten her zerkreuzt worden ist. In der Geschichte mittelasiatischer Stämme, der Turkvölker und Mongolen und so auch der türkischen Hunnen, treten jeweils für verhältnismäßig kurze Zeit hervorragende Herrscher von einer bei diesen Stämmen erstaunlich wirkenden Tatkraft und Weitsicht auf; in der Regel erlischt aber die Feldherren- und Staatsmannsbegabung bei deren Nachkommen und Nachfolgern auffallend rasch. Die Vermutung liegt nahe, solche Führergeschlechter seien in den meisten Fällen gar nicht echte Asiatengeschlechter gewesen, sondern die Reste der ins Asiatentum verschlagenen Saken oder anderer Indogermanen. Diese Annahme trifft z. B. für Attila (Etzel) nicht zu: sein Aussehen wird von dem gotischen Geschichtsschreiber Jordanes als das eines Menschen innerasiatischer Rasse beschrieben. Einige andere geschichtliche Zeugnisse bestärken aber eine solche Vermutung.

So zeigt sich im Geschlecht des großen Mongolenherrschers Temudschin (Tämüdschin), der später Dschingis Khan genannt wurde, der Einschlag einer hellen Rasse. Eine Ahnfrau Temudschins, die Witwe eines Mongolen, von der Sage Alan goa, „die schöne Alan" benannt, gebar geraume Zeit nach dem Tode ihres Ehemanns nach mongolischen und chinesischen Sagen ein Kind. Sie behauptete, schwanger geworden zu sein durch ein in ihrem Zelte sie besuchendes göttliches Wesen in Menschengestalt, das goldhaarig gewesen sei, wie die chinesische Sage erzählt, und das ein helles Gesicht mit graurötlichen Augen gehabt habe, wie der persische Geschichtsschreiber Ab ul Ghasi in seinem „Stammbaum der Türken" nach anderen Sagen berichtet.[1] Diese Sage soll wahr-

[1] Schott, Monatsbericht der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1873, S. 6; Abulgasi, Histoire généalogique des Turcs, 1726, S. 145/46; und

scheinlich die hellen Farben in Temudschins Geschlecht erklären, die später den asiatischen Stämmen auffällig erschienen.

Die Nachkommen dieser Ahnfrau hießen die Burdschighin, was nach Ab ul Ghasi so viel bedeutete wie „die Blauäugigen".[1] Der Vater Temudschins war Jisukai, in dessen Familie nach Ab ul Ghasi die Kinder meist hellhäutig und blau- oder grauäugig waren, so daß Temudschin sich wunderte, daß einer seiner Nachkommen, sein Enkel Kubilai, dunkelhaarig war.[2] Temudschin selbst (1155—1227) war nach chinesischen Schilderungen hochgewachsen und hatte einen langen Bart.

Lamb, Dschingis-Khan, 1928, schildert in seiner halb romanartigen Darstellung Temudschin als hochgewachsen, hellhäutig, mit grünen oder graublauen Augen und rötlichbraunem Haar. — Temudschin hat eine große Anzahl mittelasiatischer Stämme zu einem Heer von geschlossener Stärke zusammengeballt und seine Herrschaft durch großartige Feldzüge und überlegene Staatsmannschaft zu einem Weltreich größter Ausdehnung erweitert. Seine Enkel und Feldherren setzten seine Eroberungszüge fort; sein Enkel Kubilai Khan eroberte China dazu, das damit auf mehr als ein Jahrhundert unter mongolische Fremdherrschaft geriet. Die letzte Zusammenfassung dieses Mongolenreiches, dessen Zerfall schon begonnen hatte, gelang Timur Lenk (1336—1402), der auch Indien unterwarf und aus dessen Eroberung in Indien das Mogulkaisertum der Timurnachkommen hervorging, die Herrschaft der „Großmogule".

Durch welche Zwischenglieder Kaiser Wilhelm II. auch von Temudschin abstamme, möchte Forst-Battaglia, Das Geheimnis des Blutes, 1932, S. 105, zeigen. Es müßte aber erst nachgewiesen werden, daß der in dieser Ahnentafel auftretende Paul I. von Rußland tatsächlich der Sohn des Ehegatten seiner Mutter Katharina II., war, also tatsächlich von Peter III. und nicht von dem Obersten Saltykow gezeugt worden ist. Die Geschichtsforschung bezweifelt die Annahme einer Vaterschaft Peters III.

Wesen und Leistung Temudschins betrachtet Stübe, Tschinghiz-Khan, seine Staatsbildung und seine Persönlichkeit, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, 11. Jahrgang, 1908, S. 532 ff.

Ein Enkel Temudschins war der Mongolenführer Batu, unter dem Mongolenheere in Südrußland und Ungarn einfielen und der eines seiner Heere nach Schlesien vorrücken ließ, wo es bei Liegnitz im Jahre 1241 gegen ein deutsches Ritterheer zwar siegte,

---

The Life of Jenghiz Khan (die chinesische Fassung der Geschichte Temudschins), übersetzt von R. K. Douglas, 1827, S. 1.

[1] Howorth, History of the Mongols, Bd. I, 1876, S. 37.

[2] v. Erdmann, Temudschin, der Unerschütterliche, 1862, S. 252; The Book of Ser Marco Polo, herausgegeben von Yule, Bd. I, 1875, S. 349/50.



Abb. 68. Timur Lenk nach einem persischen Kleingemälde um 1380.
(Aus Martin, The Miniature Paintings of Persia, India and Turkey, Bd. I)

sich aber, durch den starken Widerstand geschreckt, doch zurückzog. Über Batu berichtet der deutsche Mönch Rubruk, der im Dienste des französischen Königs Ludwigs IX. eine Reise nach Innerasien unternahm, er sei Johannes von Beaumont ähnlich, einem normanischen Edelmann, der beim Kreuzzug Ludwigs IX. die französische Landungsflotte in Ägypten führte.[1]

Ein anderer Enkel Temudschins war der Eroberer Chinas **Kubilai** (1214—44). Der Italiener Marco Polo weilte von 1275 bis 1292 an seinem Hofe. Er beschreibt den Herrscher: „Kublai, der der Großkhan oder der Herr genannt wird, ist von mittlerer Größe, das ist weder zu groß noch zu klein. Seine Glieder sind wohlgebildet und seine Gestalt in den richtigsten Verhältnissen. Er hat eine lichte Gesichtsfarbe, mit leichtem Rot überzogen, wie der liebliche Schein der Rose, was seinem Wesen viel Anmut verleiht. Seine Augen sind dunkel und schön, seine Nase wohlgezogen und vortretend". — Der Großkhan hatte eine Menge Kebsweiber aus einer Gegend der „Tartarei", deren Einwohner, wie Marco Polo berichtet, „wegen ihrer Gesichtsbildung und ihrer lichten Hautfarbe berühmt" waren.[2]

Timur mit dem Zunamen Lenk, d. h. „der Lahme" (Tamerlan) — er war durch eine Verwundung an einem Bein leicht gelähmt —, der große tatarische Eroberer, geboren 1336 in der Nähe von Samarkand, unterwarf sich ganz Innerasien, Khorassan,

[1] Herbst, Der Bericht des Franziskaners Wilhelm von Rubruk über seine Reise in das Innere Asiens in den Jahren 1253—1255, 1925, S. 49.
[2] Marco Polos abenteuerliche Reise, herausgegeben von Lemke, 1906, S. 223/24.

Afghanistan, Persien, Mesopotamien und Nordwestindien und starb im Jahre 1402, während er zu einem Heereszuge gegen China rüstete. Die Kriegsgeschichte nennt ihn einen der größten Feldherrn aller Zeiten. Er war hochgewachsen, hatte einen großen Kopf, rosig-weiße Hautfarbe und helles Haar.[1] Ibn Arabschah, ein arabischer Geschichtsschreiber, schildert Timur Lenk genauer; sein Zeugnis ist deshalb wertvoll, weil er sicherlich den ihm verhaßten und von ihm verleumdeten Timur gerne mit den ihm wahrscheinlich als „häßlich" erscheinenden Zügen eines Mongolen gekennzeichnet hätte. Nach Ibn Arabschah war Timur wohlgestaltet, hatte einen großen Kopf mit hoher Stirn, breite Schultern und lange Schenkel. „Lebhafte Farben belebten die Weiße seiner Haut." Er war langbärtig und seine Augen hatten einen milden Glanz. Von Timurs seelischem Wesen muß Ibn Arabschah bei aller Feindschaft aussagen, er sei dem Scherz und der Lüge feindlich gewesen, er habe die Wahrheit wissen wollen, auch die unangenehme; er sei von unerschütterlicher Ruhe gewesen und sehr tapfer.[2]

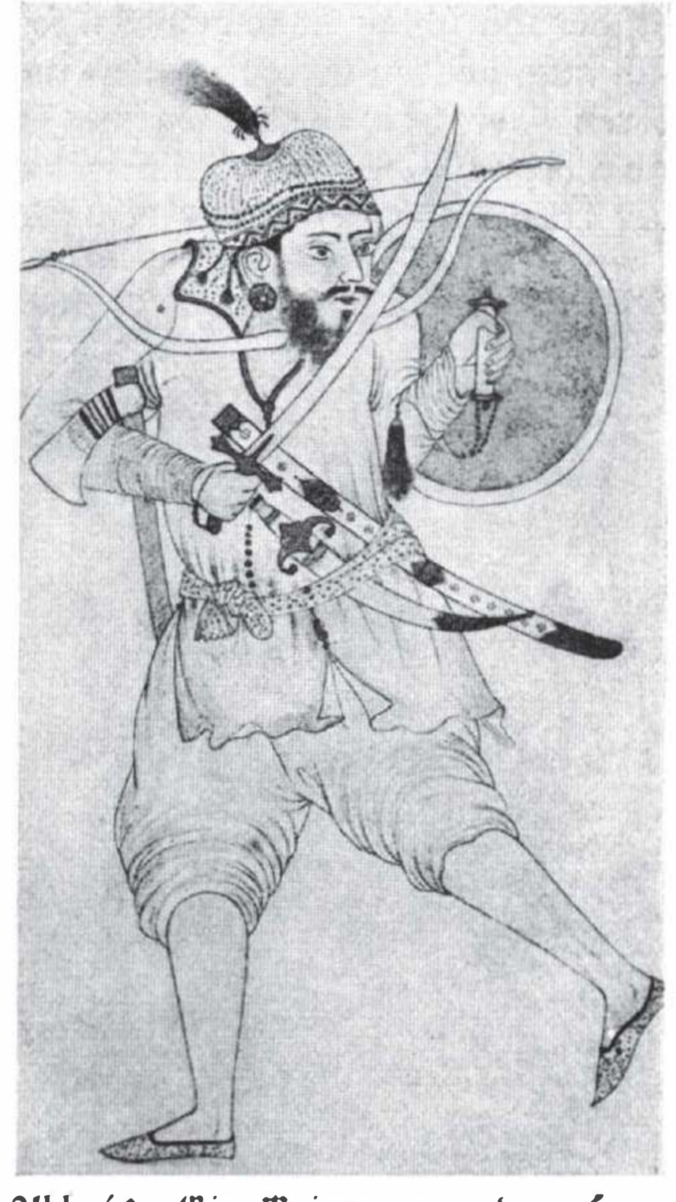


Abb. 69. Ein Krieger aus dem Heere Timurs. Gemälde der westturkistanischen Malerschule um 1430.
(Nach Martin, The Miniature Paintings of Persia, India and Turkey, Bd. II)

Auch bei den Turkstämmen, die etwa seit dem Jahre 1000 immer von neuem von Mittelasien her nach Indien drängten und etwa seit 1200 dort auch mohamedanische Staaten von längerem Bestande gründeten, mag der führenden Schicht ein geringer nor-

[1] Nach v. Hammer-Purgstall, Geschichte des osmanischen Reiches, 1840, S. 212.
[2] Langlès, Instituts politiques et militaires de Tamerlan, 1787, S. 112.

discher Einschlag eigen gewesen sein. Ein nordischer Einschlag läßt sich auch bei den Großmogulen und ihren Unterführern vermuten, deren Herrschaft in Indien im Jahre 1526 mit dem Türken Babar begann, der mütterlicherseits von Timur abstammte. Einer der Überragendsten unter den Großmogulen, der Kaiser Akbar



Abb. 70. Schah Dschahan (1627—1658) beim amtlichen Empfang. Bei Dschahan und anderen vermutlich leichte nordische Einschläge, bei einigen anderen vorderasiatische Einschläge.
(Kunstsammlung Kopenhagen)

(1556—1605), der sich schon ganz als Inder fühlte, war anscheinend vom üblichen Schlage der Turkvölker: er wird als mittelgroß, mit weizengelber Haut, dunklen Augen und buschigen Brauen geschildert.[1] Die starke Behaarung der Brauen ist weniger An-

[1] Noer, Kaiser Akbar, 1885, S. 327/28.

zeichen eines innerasiatischen als eines vorderasiatischen Einschlags. Akbars Enkel Schah Dschahan, der von 1627 bis 1658 herrschte, und dessen Nachfolger Aurungzeb erscheinen aber nach zeitgenössischen Bildern als gänzlich unmongolische Menschen, ja man könnte bei ihnen in Gestalt, Gesichtszügen und Haltung etwas Nordisches annehmen und so auch nach erhaltenen Bildern bei einigen Truppenführern und Staatsbeamten der Großmogulen. Diese „Mogulen" waren nach Indien eingewandert und erhielten immer wieder stammverwandten Nachschub aus denjenigen mittelasiatischen Gebieten, deren Bevölkerungen Zuströme indoiranischer, sakischer und tocharischer Indogermanen aufgenommen hatten.



Abb. 71. Kasim Khan, Würdenträger am Hofe des Schah Dschahan um 1360. Wahrscheinlich nordischer Einschlag.
(Staatl. Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

Auch die führenden Geschlechter der osmanischen Türken scheinen durch nordische Einschläge gekennzeichnet gewesen zu sein. Die Osmanen hatten schon im 11. Jahrhundert unter ihrem Anführer Seldschuk sich mit Turkmenenstämmen verbündet und vermischt. Unter den Turkmenenstämmen hatten sich aber Reste des arischen Nordpersertums und des Sakentums aufgelöst. Daher vielleicht die Blondheit des schon erwähnten hervorragenden Sultans Orkhan Ghasi.

Orkhan war der Sohn des ersten Sultans Osman, nach dem die osmanischen Türken benannt sind, der Enkel Ertogruls, des Begründers eines osmanischen Staatswesens. Osman war dunkelhäutig, schwarzhaarig, schwarzbärtig und „bocksnäsig", also wohl vorwiegend vorderasiatisch. Sein Sohn Orkhan war sehr groß, breitbrüstig und von rosig-weißer Hautfarbe; er hatte ein rundes Gesicht mit hoher Stirn, blondes Haar und helle Augen mit schwarzen Augenbrauen; auch er war „bocksnasig". (v. Hammer-Purgstall, Geschichte des osmanischen Reichs, Bd. I, 1840, S. 142.) In ihm könnte man einen nor-

disch-vorderasiatisch-innerasiatischen Mischling sehen. Den Geschichtsforschern ist auch Orkhan — ähnlich wie Saladdin (vgl. S. 145) — in einzelnen Zügen mehr als Abendländer denn als Morgenländer erschienen. „Er war weder lasterhaft noch grausam noch tückisch. . . Er besaß Zielsicherheit (oneness of purpose), unermüdliche Willenskraft, eine unbegrenzte Aufnahmefähigkeit für Einzelheiten" — so kennzeichnet ihn Gibbons, The Foundation of the Ottoman Empire, 1916, S. 109.

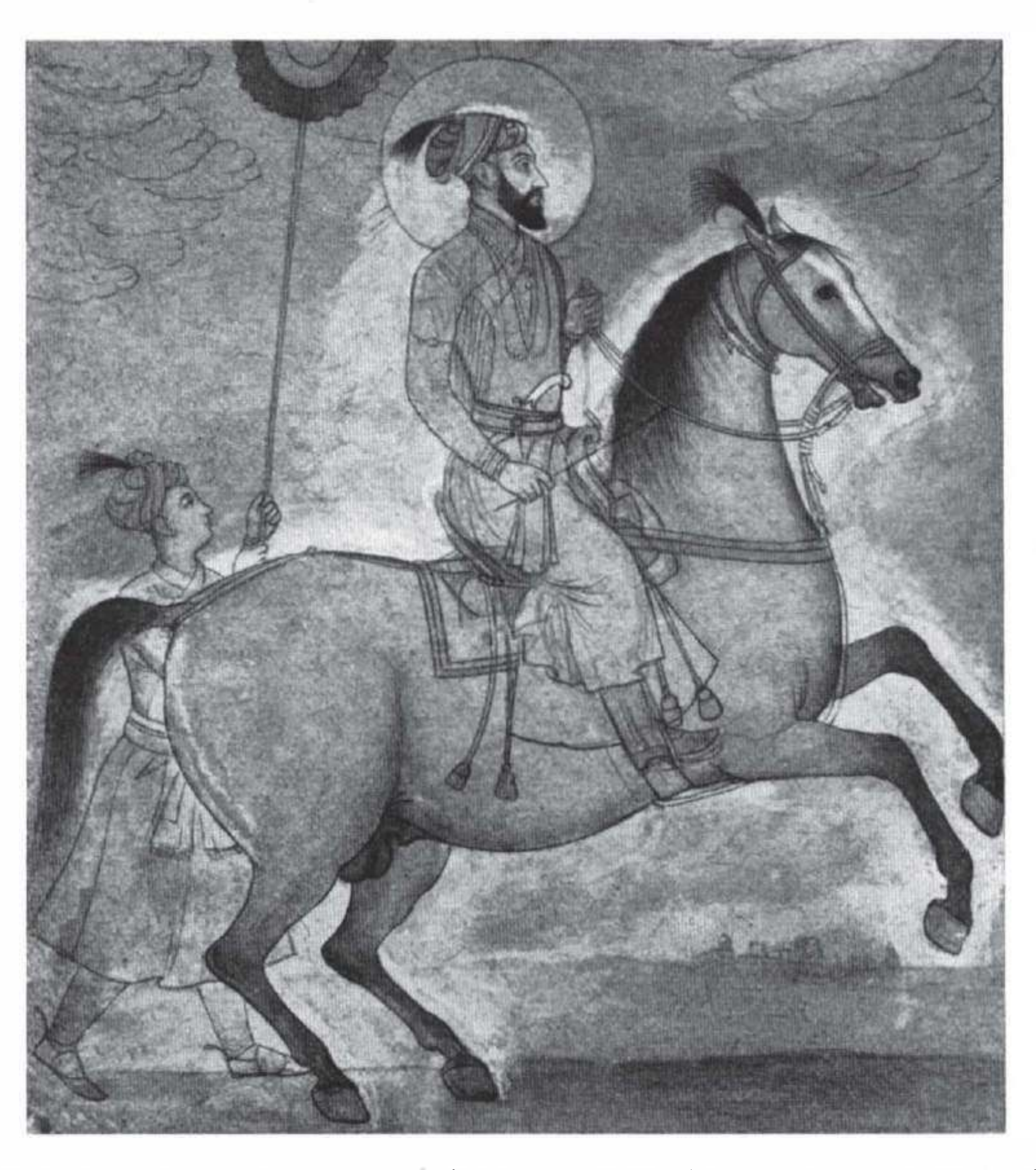


Abb. 72. Kaiser Aurangseb (1658—1707). Nordischer Einschlag?
(Aufn. Staatl. Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

Das Erlöschen der Tatkraft und des Weitblicks nach großen geschichtlichen Anläufen, das für die türkischen und mongolischen Kriegerhirten zur Zeit des abendländischen Mittelalters kennzeichnend ist, wird sich am besten erklären lassen durch die Zerkreuzung und das Aussterben führender Geschlechter nordischer Rassenherkunft. In gleicher Weise wird sich auch das öfters betrachtete Friedlichwerden der Mongolen und mehrerer Turkvölker erklären, das gewöhnlich dem Buddhismus zugeschrieben wird.

Auch Carruthers sieht die Befriedung der Mongolen für eine Folge des übernommenen Buddhismus an,[1] wie er auch Unterschiede im seelischen Wesen zwischen Altaikirgisen und Mongolen aus dem Glaubensbekenntnis erklären möchte (vgl. S. 173). Man wird sich aber fragen müssen, ob nicht die Aufnahme des Buddhismus als ein Anzeichen des nahezu vollständigen Aus-



Abb. 73.
Khasi ud-din Khar, 17. Jahrhundert.
Nordischer Einschlag?
(Staatliche Museen, Berlin,
Islamische Kunstabteilung)



Abb. 74.
Mogul-Truppenführer, Ende des 17. Jahrhunderts. Wahrscheinlich nordischer Einschlag.
(Staatliche Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

sterbens und der nahezu vollständigen Zerkreuzung von Führergeschlechtern nordischer Rassenherkunft angesehen werden muß, als ein Anzeichen der nahezu wiederhergestellten Reinrassigkeit im Sinne des Mongolentums. Tatkräftige Führerschichten, wie sie vorher bei Turkvölkern und Mongolen bestanden hatten, hätten auch dem Buddhismus eine Wendung zum Tatkräftigen gegeben,

[1] Carruthers, Unknown Mongolia, Bd. I, 1913, S. 312.

so wie die abendländischen Völker im Mittelalter der Lehre des Galiläers Jesus, die dem „Schwerte“ feindlich ist und Friedfertigkeit gebietet, eine kriegerische und schließlich sogar eine den Staat bestärkende Wendung gegeben haben.

Das seelische Wesen der mittelasiatischen Turkvölker, der Kumandinen, Kysyl, Sagaier, Teleüten, Karagassen und anderer wird beschrieben als: gutmütig, fügsam, redlich, ernst, gastfreundlich, dabei etwas rauh, rachsüchtig und hitzig,[1] das der Mongolenstämme (der Kalmücken, Burjäten, Dunganen und anderen) als



Abb. 75. Asad Khan, Kanzler des Kaisers Aurangseb mit seinem Sohne Naurab Schu'l Figar Khas, Ende des 17. Jahrhunderts. Einschlag der orientalischen und der nordischen Rasse?
(Staatl. Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

friedfertig und unterwürfig. Bei beiden Gruppen überwiegt die innerasiatische Rasse des „tungiden Schlags“ (v. Eickstedt), eine Rasse, die von sich aus dem (aus dem Indischen ins Mittelasiatische abgewandelten) Buddhismus viel Verständnis entgegenbringen wird. Da wo sich bei den Turkvölkern stärkere Einschläge anderer Rassen, auch ein leichter Einschlag der nordischen Rasse, gehalten haben, so bei den westasiatischen Türken, bei Turkmenen, Kirgisen und Nachbarstämmen, erscheinen die seelischen Züge des Türkentums in das Tatkräftigere, Regsamere und „Edlere“ abgewandelt,

[1] Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 344.

und diese Stämme haben auch den tatkräftigeren und kriegerischen Islam angenommen.

Daß Turkvölker und Mongolen einmal eine hellere Führerschicht gehabt haben, ergibt sich auch daraus, daß noch heute in den Sprachen solcher Stämme, aber auch noch in Ost- und Südasien, vieles als „weiß" bezeichnet wird, was als „schön, edel, frei und unabhängig" gilt,[1] und daß bei vielen asiatischen Stämmen Frauen mit hellerer Haut begehrter sind und gerne Frauen aus helleren Stämmen erworben werden.

Das niedrige Volk wird bei den Mongolen im Gegensatz zu der Oberschicht, die aus Fürsten, Adligen und Geistlichen (Lamas) besteht, als die „schwarzen Menschen" bezeichnet,[2] was das frühere Bestehen einer Herrenschicht mit helleren Haut-, Haar- und Augenfarben vermuten läßt.

---

[1] Meiners, Untersuchungen über die Menschennaturen, Bd. II, 1813, S. 203.

[2] Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 634.

VIII. Der nordische Einschlag in Ostasien

Anzeichen eines Einschlags nordischer Rasse in Ostasien sind schon S. 177—179 erwähnt worden. Spuren solcher Einschläge scheinen auch bei Chinesen und Japanern sich mehr in der Oberschicht zu zeigen. Die vornehmen Familien Chinas und Japans, der Koreaner und der Mandschus, unterscheiden sich vom übrigen Volke durch größere Körperhöhe, schlankeren Wuchs, schmälere Gesichter mit weniger abstehenden Jochbeinen (Backenknochen), durch schmälere und längere, auch mehr ausgebogene Nasen, einen feiner gezeichneten Mund und ein betonteres Kinn; dazu sind sie durchschnittlich minder kurzköpfig, gelegentlich sogar langköpfig.

Dieser minder „ostasiatisch" oder „mongolisch" wirkende Schlag wurde von dem S. 169 erwähnten Baelz als „mandschu-koreanischer" Schlag bezeichnet. Er sei als ein „aristokratischer Menschenschlag" mit „prächtigen Gestalten" besonders in Nordchina und Korea vertreten und in etwas feinerer, zarterer Abwandlung in Japan, dort aber fast nur in der Oberschicht. In Japan gelte dieser Schlag als „schön"; als schön sehe man im weiblichen Geschlecht Frauen an von schlankem Wuchs, schmalen Schultern und Hüften, schlanken Armen und Beinen, von schmalem Gesicht mit ausgebogener Nase und von langem Hals.[1] Hiermit ist die in Japan übliche Unterscheidung eines Choschiu-schlags und eines Satsuma-schlags angegeben. Der Choschiuschlag ist der eben beschriebene, als „edler" und „schöner" geltende, der Satsumaschlag ist demgegenüber derb und untersetzt gebaut, dabei eher unterdurchschnittlich groß, kurzhalsig und breitrumpfig, mit dickeren Schenkeln; das Gesicht des Satsumaschlags ist breiter und runder, mit abstehenden Jochbeinen, dazu einer flacheren und breiteren Nase, einem gröber gezeichneten, breiteren Mund und einem breit abgerundeten Kinn — also die eigentliche innerasiatische Rasse, am ehesten in der Form der „Palämongoliden" (v. Eickstedt).

[1] Baelz, Menschenrassen Ostasiens mit spezieller Rücksicht auf Japan, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 33, 1901, S. [166]—[189]; Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. III, 1883, S. 331 ff. und Bd. IV, 1885, S. 35 ff.

Einen europäer-ähnlichen Schlag fand v. Siebold (nach Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, Bd. III, 2, 1845, S. 542) bei Koreanern: einen Schlag mit gerader, höher gebauter Nase, mit mehr europäischer Lidbildung, mit weniger abstehenden Jochbeinen, einem schärfer geschnittenen Gesicht, auch mit stärkerem Bartwuchs, im ganzen mit „einem gewissen Adel, den man in den rohen Zügen der Mongolen ganz vermißt".

Gützlaff, Ausführlicher Bericht von einem dreijährigen Aufenthalt in Siam und einer Reise längs der Küste von China bis nach der Mantschu-Tartarei, 1834, S. 109/110, fand die Bevölkerung von Tientsin (Landschaft Petschili) minder „asiatisch" aussehend: Die Augen hätten nicht so stark ausgebildete „Mongolenfalten", das ganze Gesicht sei mehr „europäisch" und so sei auch das seelische Wesen „mehr mit dem europäischen als mit dem der Bewohner der südlichen Provinzen verwandt". Die Frauen seien schön und fein in ihrem Wesen". — Wahrscheinlich war hier der „mandschu-koreanische" Schlag (Baelz) stärker vertreten.



Abb. 76. Porzellanbildwerk eines unchinesisch aussehenden Chinesen aus der T'ang-Zeit 618—906.
(Nach Burchard, Chinesische Kleinplastik)

Der „feinere Schlag" im chinesischen und im japanischen Volke, der sich also mehr oder minder deutlich vom Bilde der innerasiatischen Rasse unterscheidet, scheint durch Einschläge mehrerer anderer Rassen und auch durch eine gewisse Schlagbildung innerhalb der innerasiatischen Rasse durch gesellschaftliche Auslese bedingt zu sein. Einige Züge dieses „mandschu-koreanischen" Schlags könnten aber auch

als Anzeichen eines leichten Einschlags nordischer Rasse gedeutet werden, und schon Baelz wollte diese Züge, wie S. 169 erwähnt worden ist, durch Einwanderung eines Juetschistammes erklären.

Verschiedene frühchinesische Porzellanbildwerke zeigen auffallend unchinesische Züge, teils solche, die man am ehesten als nordisch, teils solche, die man am ehesten als vorderasiatisch deuten möchte. Vielleicht sind hier Nachkommen von Saken dargestellt oder auch Nachkommen von Händlern überwiegend vorderasiatischer Rasse, die den erobernden Sakenstämmen gefolgt sind, Nachkommen von Einwanderern aus Westasien, die nach und nach im Chinesentum aufgegangen sind.



Abb. 77. Der chinesische Held Su Wu aus der Zeit des Han-Herrscherhauses (206 v. Chr.—220 n. Chr.); blauäugig. Ausschnitt aus einem Gemälde der Ming-Zeit (1368—1644).

(Aus dem Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln)

Ein nordischer Einschlag läßt sich bei den Mandschuren in China erkennen, die dahin als tungusische Stämme in mehreren Wellen aus der Mandschurei und aus den nordchinesischen Grenzländern eingewandert sind. China hat mehrere Mandschu-Herrscherhäuser gehabt; mandschurischer Herkunft war auch das letzte chinesische Herrscherhaus, das von 1661 bis 1912 die Kaiser gestellt hat. Der größte Teil der eingewanderten Mandschuren ist nach Sprache und Sitte gänzlich chinesisch geworden. Das Kriegertum der Mandschuren hat ihnen, nachdem sie erobernd eingedrungen waren, die Stellung einer übergeordneten Herrenschicht von 21 Adelsgeschlechtern gesichert, die sich auch lange Zeit nicht mit der chinesischen Bevölkerung vermischt hat.

Barrow, Reise durch China in den Jahren 1793 und 1794, übersetzt von Hüttner, I. Teil, 1804, S. 225, 234 und 272, sah Ende des 18. Jahrhunderts unter den Mandschugeschlechtern Männer und Frauen mit rosig-heller Haut, braunem Haare und blauen Augen, mit geraden oder ausgebogenen Nasen; die Männer waren bärtig. Den

Kaiser Tschien Lung beschreibt Barrow als einen 5 Fuß 10 Zoll großen Mann mit blühender Gesichtsfarbe, Habichtsnase und dunklen Augen. Der Kaiser behauptete prahlend, daß er von Temudschin abstamme.

Timkowski, Reise nach China in den Jahren 1820 und 1821, Bd. II, 1825, S. 281, gibt an: „Man trifft auch in China Frauenzimmer, vorzüglich Mandschurinnen, die ohne irgendeine Hilfe von



Abb. 78. Miroku-Bosatsu, der kommende buddhistische Weltheiland (Maitreja), mit rosig-heller Gesichtshaut und blauen Augen.
Gemälde der chinesisch-buddhistischen Schule des 8. Jahrhunderts in Japan.
(Aus dem Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln)

weißer oder roter Schminke (die von einigen gar zu verschwenderisch angewendet wird) so weiße Gesichter haben, daß man sie den reizendsten europäischen Mädchen gleichstellen kann."

Das Schminken mit Weiß und Rot, das nicht nur in China und Japan, sondern auch im übrigen Süd- und Ostasien üblich ist, kann an sich wieder als Anzeichen einer früheren Überschichtung durch

eine Herrenschicht mit rosig-heller Gesichtshaut aufgefaßt werden (vgl. S. 141).

Der eben angeführte Barrow berichtet S. 234, daß in China die Frauen sich rot schminkten auf Wangen, Lippen und Kinn, weiß im übrigen Gesicht und auf dem Halse.



Abb. 79. Wäscherinnen am Flußufer: „mandschu-koreanischer" Schlag. Farbenholzschnitt von Utamaro, 17. Jahrhundert.

(Aus dem Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln)

Forke, Die Völker Chinas, 1907, S. 12, führt an: „Die Wangen werden rot und weiß bemalt, die Lippen rot gefärbt, die Augenbrauen geschwärzt."

Als Erinnerungen an untergegangene Führerschichten nordischer Rasse ließe sich wahrscheinlich auch erklären, daß in manchen Gegenden Chinas blonde Menschen sehr geehrt werden und

als Gefangene milde behandelt werden. Es gibt in China einige Räuberstämme, die Hung Hutz, „Rote Schnurrbärte", genannt werden. Enthält dieser Name eine Erinnerung an erobernd einfallende Saken oder andere Indogermanen überwiegend nordischer Rasse?[1] —



Abb. 80. Japanische Tänzerin vom „mandschu-koreanischen" Schlag. Farbenholzschnitt von Masatoschi, 17. Jahrhundert.

(Aus dem Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln)

Mit ganz geringen Resten eines nordischen Einschlags darf man auch in Japan rechnen, auch außerhalb der japanischen Familien des „mandschu-koreanischen Schlags" oder „Choshiu-Schlags".

[1] Über die Ehrung der Blonden und die Hung Hutz vgl. Leipziger Abendpost Nr. 34 vom 10. 2. 1931, S. 11.

Kämpfer, Geschichte und Beschreibung des Japanischen Reiches, 1783, S. 62/63, teilt mit, daß einige Japaner, vor allem aber einige Japanerinnen „beinahe ganz weiß" von Hautfarbe seien.

Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, Bd. III, 2, 1845, S. 544, erwähnt Blonde in den höheren Gebirgsorten im Innern Japans.

Baelz, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. IV, 1885, S. 49, erwähnt zwei dunkelblonde Japaner „von unzweifelhaft japanischer Abstammung".

Nach Globus, Bd. 61, 1892, S. 208, hat Lefèvre in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts bei einer Untersuchung in Japan 91% dunkeläugige, 9,3% mit Augen von mittlerem Braun, 0,7% mit hellen Augen, darunter 0,5% mit blauen Augen gefunden; bei den gleichen Untersuchungen 99,7% dunkle Haare, 17,7% schwarze, 86% dunkelbraune, 0,15% mittelbraune, 0,15% rote und 0% blonde. Er

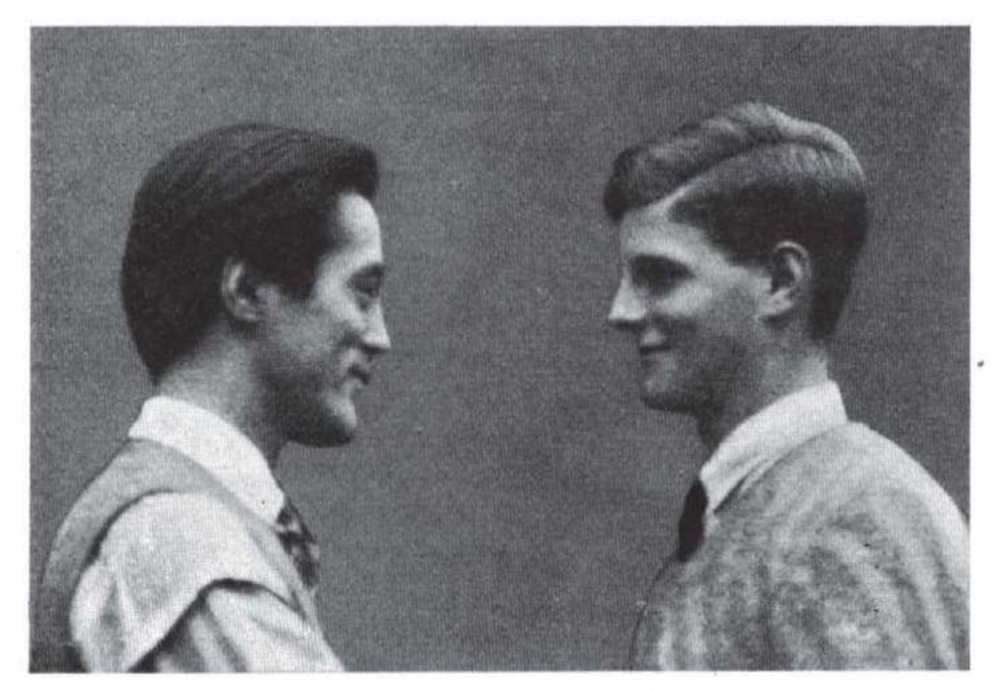


Abb. 81. Ein Deutscher nordischer Rasse gegenüber einem Japaner aus Adels- (Samurai-) Geschlecht mit verhältnismäßig beträchtlicher Körperhöhe, hober Nase, betontem Kinn und minder straffem Haar. Neben ungleichen Zügen fallen auch ähnliche auf — durch einen leichten nordischen Einschlag aus vorgeschichtlicher Zeit bei dem japanischen Edelmann? (vgl. Abb. 82)

fand Hellere etwas weniger selten an der Ostküste, ausgenommen im Norden, wo sie in der Landschaft Tôsandô im Gebirge an der Westküste Nippons auftraten.

v. Siebold, Nippon, Bd. I, 1897, S. 282, fand bei Kindern bis zum 12. Jahre hin und wieder auch hellere Haarfarbe „bis ins Blonde". — „In den Palästen erscheinen oft die weißen, rosenrot durchschimmernden Wangen unserer europäischen Frauen."

Wenn man Bilder der japanischen Staatsmänner, Heerführer und Flottenführer betrachtet, fällt einem bei einer verhältnismäßig großen Zahl der Abgebildeten ein „unjapanisches" Aussehen auf, das immer zugleich eine Annäherung an europäische Züge bedeutet. Unter den

Bildern der Japaner mit Doktorgrad, die Iseki in Who's who in Great Japan herausgibt, fallen die verhältnismäßig häufigen schmalen Gesichter, schmalen Nasen und hohen Nasenrücken auf, die verhältnismäßig häufige Bärtigkeit und das verhältnismäßig häufige Fehlen einer Mongolenfalte des Auges.

Man muß damit rechnen, daß einzelne überwiegend nordische Stämme in Ostasien weit nach Osten und vereinzelt auch nach Südosten gedrungen sind. Die äußerste Vorhut nordischer Rasse gegen Osten stellen diejenigen hochgewachsenen, schmalgesichtigen Blonden dar, die im Jahre 1906 unter dem Volke der Jau in den hohen Gebirgen der Landschaft Kwang Tung in Südostchina entdeckt worden sind.

Der Entdecker Leuschner hat über die Jau oder „Jautz" — die chinesische Wortform ist Jau Tze (Tze = Volk) — geschrieben in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena, Bd. 31, 1913, S. 68 ff., und dann wieder in dem Büchlein „Von den Ureinwohnern Chinas" (ohne Jahreszahl).



Abb. 82. Schmäleres Gesicht, schmälere, höher gebaute Nase, nur angedeutete Mongolenfalte des Auges, feiner gezeichnete Lippen und minder straffes Haar heben die Gesichtszüge von dem üblichen japanischen Menschenschlage ab.

Die Jau wohnen in Südostchina, in den hohen Gebirgstälern da, wo die chinesischen Provinzen Kwangtung, Kwangsi, Kiangsi und Hunan zusammenstoßen, hauptsächlich im Nordwesten von Kwangtung, Nordosten von Kiangsi und Südosten von Hunan. Die nächstgelegenen chinesischen Städte sind gegen Nordosten, Osten und Südosten Loktschoug, Guiteu, Jitluk, Juinien und Lendschu. Dort sollen die Jau schon seit etwa 700 Jahren wohnen. Die Völkerkunde zählt sie der Sprache und Gesittungsform nach zu den in Südchina wohnenden Tai- (oder Thai)-Völkern, den „siamochinesischen" Völkern, zu denen auch die Li (oder Loi oder Lai) der Insel Hainan (in Südchina, östlich Tongking) gehören.

Nach Leuschner erzählen die Jau, daß sie in der Vorzeit von Westen her eingewandert seien und dann zuerst in den Tälern des Hoangho gelebt hätten. Von dort seien sie von den Chinesen vertrieben worden und schließlich zu Schiff nach der Insel Hainan gelangt. Dort sei ein Teil ihres Volkes zurückgeblieben, der sich „Lolo" nenne. Die anderen seien in die Gebirge Kwangtungs ausgewandert.

Die Jau sind ein Bauernvolk, das sich früher tapfer gegen die Chinesen gewehrt hat. Später stellten sie Söldner für das chinesische Heer.

Viele Jau seien den Südchinesen ähnlich, aber es gebe unter ihnen „sowohl Männer wie Frauen, die gar nichts Chinesenähnliches an sich haben. Sie haben eine fast weiße Hautfarbe, waagrecht stehende Augen, eine hohe, etwas gekrümmte Nase, graubraune oder graue Augen; selbst wasserblaue Augen sind keine Seltenheit. Wir sahen Frauengestalten mit zartem, weißem Gesicht, weißer Hautfarbe, hellbraunen Augen. Man hätte sie, in europäische Kleider gesteckt, für Ausländerinnen halten müssen" (S. 46). Daher nimmt Leuschner an, es müsse sich hier um einen „starken Einschlag arischen Blutes" handeln. „Die Färbung des Haares ist nach der Vermischung mit chinesischem Blute mehr oder weniger intensiv schwarz, bei den reinblütigen Jautz mit weißer Hautfarbe und Adlernasen fast blond zu nennen" (S. 47).

Stellen die Jau, d. h. die Hellen unter den Jau, den Rest eines Juetschi-Stammes dar? Juetschi und andere Sakenstämme sind ja bis zum Hoangho vorgedrungen, in dessen Tälern die Jau nach ihrer Volkssage gelebt haben sollen. Jedenfalls sind die Jau, von Mitteleuropa, der Urheimat der Indogermanen aus, gerechnet, die östlichste Menschengruppe mit einem deutlicheren Reste nordischer Rasse.

Das Vordringen einzelner Indogermanenstämme nordischer Rassenherkunft von Europa aus bis gegen Ostasien bedeutet zwar eine Aussage über die unverzagte Kraft, die diesen Indogermanen ursprünglich als Erbgut — auf Grund der scharfen späteiszeitlichen und nacheiszeitlichen Auslesebedingungen in Alteuropa — zu eigen war; das Eindringen alteuropäischer Menschengruppen in Asien, sogar in Ostasien, läßt sich aber bis in eine Zeit zurückverfolgen, wo man von Indogermanentum noch nicht sprechen möchte. Einzelne Ausbreitungs- und Eroberungswege von Europäern nach Mittelasien scheinen schon in der früheren Jungsteinzeit vorgezeichnet gewesen zu sein. Diese erobernd auswandernden Gruppen mögen in ihrer rassischen Zusammensetzung den Indogermanen der späten Jungsteinzeit und frühen Bronzezeit ähnlich gewesen sein, mögen auch aus europäischen Ursitzen abgewandert sein, in denen sich später die einzelnen Stämme indogermanischer Sprache gebildet haben; die Bezeichnung „Indogermanen" darf aber auf solche Gruppen, mindestens nach bisherigen vorgeschichtlichen Funden, noch nicht angewendet werden.

Die Frage dieser vorgeschichtlichen Einwanderungen europäischer Gruppen in Asien ist bedeutungsvoll für die Forschung nach den Grundlagen der Gesittung des chinesischen Volkes. Hierüber ein paar Angaben, da solche in einem Buche wie dem vorliegenden erwartet werden mögen:

Über die Entstehung und Grundlagen der chinesischen Gesittung (Kultur) haben sich zwei verschiedene Auffassungen gebildet: die eine sieht in den Chinesen ein in Ostasien ureinheimisches Volk, die andern ein dorthin eingewandertes. Als ureinheimisch werden die Chinesen angesehen von den französischen Chinaforschern Saussure und Chavannes und von dem Deutschen Conrady. Sie nehmen an, die Chinesen hätten sich aus Ursitzen mitten im heutigen China, in Honan und im Süden der Landschaft Schansi, nach und nach über das ganze Gebiet des heutigen Chinas verbreitet.

Andere Forscher nehmen an, die Chinesen seien von Westen her eingewandert. Schon der französische Chinaforscher Terrien de Lacouperie (1845—1894) hat nach verschiedenen Zusammenhängen oder vermeintlichen Zusammenhängen zwischen der babylonischen und der frühchinesischen Gesittung die Einwanderung eines blauäugigen Volkes aus Vorderasien (Elam) angenommen, das in China dann den Grund zur chinesischen Gesittung gelegt habe. Dann hat Richthofen, China, 1877, S. 428, mit weit besserer Begründung ausgeführt, die Urchinesen seien aus den Gebieten des Tarimbeckens (Ostturkistan) in der Vorzeit eingewandert, und zwar vom Norden des Kwenlungebirges über Schansi nach Honan. Rosthorn, Geschichte Chinas, 1923, S. 8, vertritt auch wieder die Annahme der Einwanderung. Als Ursitze des chinesischen Volkes sieht er den Nordwesten Chinas. Von dort aus seien die Urchinesen mit einem Heere reitender Bogenschützen den Hoangho entlang unter Kämpfen gegen eine mit Helm und Schwert gerüstete Urbevölkerung eingewandert. Reste dieser von den Chinesen verdrängten und mit ihnen verschmolzenen Urbevölkerung lebten heute noch in Südchina. Die Urchinesen hätten Hackbau getrieben, seien also Bauern und nicht Wanderhirten gewesen.

Auch Douglas, Story of China, 1912, S. 2—4, nimmt nach Terrien de Lacouperie eine Einwanderung von Ahnen der Chinesen in der Zeit um 2300 v. Chr. an, aus einem Gebiete südlich des Kaspischen Meeres oder aus Mesopotamien. Williams, The Origin of the Chinese, American Journal of Physical Anthropology, Bd. I, 1918, S. 183 ff., nimmt an, daß Einwanderer „arischer Rasse" (aryan race) vom oberen Amu-Darja über Ostturkistan in Nordwestchina eingedrungen seien und Gesittungsform und Kunst des frühen Chinesentums wesentlich bestimmt hätten.

Bei diesen Fragen nach den Grundlagen der chinesischen Gesittung müßte, damit der wissenschaftliche Zwist fruchtbarer würde, wohl noch besser unterschieden werden zwischen der Forschung nach der Herkunft der Hauptrassenbestandteile im Chinesentum und der Forschung nach Herkunft und verwandtschaftlichen Beziehungen der chinesischen Sprache, ferner zwischen der Forschung nach der Herkunft der Hauptzüge der frühchinesischen Gesittung und der Forschung nach der Herkunft der führenden Geschlechter in einzelnen Zeitabschnitten der chinesischen Geschichte. Diese vier Kräfte und andere Kräfte, die zum Aufbau des

Chinesentums beigetragen haben, können jeweils von ganz verschiedenem Ursprunge sein. Aus völkerkundlichen und sprachwissenschaftlichen Gründen wird man eher an eine Urheimischkeit der Chinesen in Ostasien, aus sprachwissenschaftlichen Gründen sogar eher in Südchina denken. Die ältesten chinesischen Sprachformen des Chinesischen sollen im heutigen Südchina zu finden sein und dort soll auch der Wortschatz sich noch am reinsten chinesisch erhalten haben, also am wenigsten Fremdwörter enthalten. Aus Gründen der Vorgeschichte und staatlichen Geschichte des chinesischen Reiches wird man eher bedeutungsvolle Einwanderungen annehmen. Staatlich ist das chinesische Reich, wie auch Roß, The Origin of the Chinese People, 1916, S. 4—7, darlegt, vom Nordosten Honans aus begründet worden, also vom mittleren Nordchina aus, und die Nordchinesen erscheinen auch heute als die staatlicher denkenden, die beständiger gesinnten, gegenüber den unbeständigen und zum Umsturz neigenden Südchinesen. Auch in den leiblichen Merkmalen unterscheiden sich die Nordchinesen von den Südchinesen.

Durch die Forschungen des Schweden Andersson ist neuerdings bestätigt worden, daß die älteste chinesische Gesittung sehr viel abendländisches, alteuropäisches Gesittungsgut enthält, das über Ostturkistan eingedrungen ist, wahrscheinlich mitgeführt durch Einwanderergruppen, die einen bestimmten Bestandteil des frühen Chinesentums ausgemacht haben. (Andersson, Arkeologiska fynd i provinsen Kansu, Ymer, Bd. 44, 1924, S. 34.) Die Bemalte Keramik in Formen, wie sie bei Tripolje am Dnjepr und bei Cucuteni in der Moldau gefunden worden sind und wie sie bei Anau und Susa (vgl. S. 19) sich zeigen, ist mit Einwanderern bis nach Nordwestchina vorgedrungen. So nimmt auch Menghin einen „ostbandkeramischen", Hubert Schmidt einen nordeuropäischen Einfluß auf die Grundlagen der chinesischen Gesittung an, den Schmidt in die Jahrhunderte um 3000 v. Chr. verlegen will.

H. Schmidt, Prähistorisches aus Ostasien, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 56, 1924, S. 157, glaubt, man könne gegenüber den Funden schon jetzt zusammenfassend behaupten: „Die ältesten Kulturen Chinas und Japans sind europäischen Ursprungs; ihre Träger sind noch in neolithischer Zeit teils aus Nordeuropa, teils aus dem Südosten Europas, dem Dnjepr-Donau-Balkan-Gebiet abgewandert."

Auch Kümmel, Die ältesten Beziehungen zwischen Europa und Ostasien, Deutsche Forschung, Heft 5, 1929, S. 115, bemerkt, daß die Töpferei von Kansu (Nordwestchina) „von gewissen Arten neolithischer Töpferei in Zentraleuropa kaum zu unterscheiden" sei, und schließt auf einen „breiten und mächtigen Kulturstrom", der Europa und China schon im 3. Jahrtausend v. Chr. verbunden habe.

Wenn man diese vorgeschichtlichen Tatsachen erwägt, wird einem die S. 179/80 vorgetragene Annahme eines europäischen Einschlags, am ehesten eines Einschlags nordischer Rasse, bei Kungtse,

dem Angehörigen eines nordchinesischen Adelsgeschlechts, nicht mehr so verwunderlich oder unhaltbar erscheinen. Schon vor den Saken müssen Gruppen mitteleuropäischer und südosteuropäischer Herkunft, also Gruppen, die rassisch sicherlich den spätjungsteinzeitlichen oder bronzezeitlichen Indogermanen gleich oder ähnlich waren, Nordchina erreicht haben. Der Weg für das später folgende Sakentum war schon vorgezeichnet. Der künstlerische Einfluß des sakischen Erzgusses beginnt aber, wie S. 180 gezeigt worden ist, auch schon einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung.

Auch in sprachlicher Hinsicht ist mit sehr frühen indogermanischen Einflüssen auf asiatische Sprachen zu rechnen, die sich über die Turk- und Mongolensprachen bis auf das Koreanische erstrecken und auf die Conrady, Koppelmann und Güntert hingewiesen haben,[1] und zwar handelt es sich hierbei um Wörter in asiatischen Sprachen, die zum Teil auf eine Stufe des Indogermanischen vor der (etwa 2500 erfolgten) Trennung in Kentum- und Satemsprachen zurückführen würden, also in ein Urindogermanisch, wie es den von H. Schmidt und Andersson bezeichneten Zuwanderungen aus Mittel- und Nordwesteuropa entsprechen würde.

Man hat bisher angenommen, das Hakenkreuz sei mit dem Buddhismus von Indien aus nach China gelangt, so im 1. Jahrhundert v. Chr., von dort aus, wiederum im Gefolge buddhistischer Lehren, im 6. Jahrhundert n. Chr. nach Japan vorgedrungen. In Indien war das Hakenkreuz etwa zu Buddhas Zeit, im 5. Jahrhundert v. Chr. zuerst aufgetreten.[2] Heute müßte doch auch gefragt werden, ob nicht die Saken das Hakenkreuz des bandkeramischen Bezirks der spätesten Jungsteinzeit bis nach Mittel- und Ostasien verbreitet haben könnten. Von den Sakengeschlechtern, die zum Adel von Turk- und Mongolenstämmen wurden, könnte das Hakenkreuz diesen Stämmen Mittel- und Ostasiens übermittelt worden sein. Ein japanisches Gemälde zeigt das Hakenkreuz auf den Schilden, die von der Mannschaft einer mongolischen Landungsflotte Kubilai Khans nach Art der Wikinger auf der Bordwand befestigt wurden. Es handelt sich um eine Flotte, die Kubilai Khan (Herrscher von 1214—1244) von China aus nach Japan

[1] Conrady, Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 77, 1925, 3. Heft; Koppelmann, Die Verwandtschaft des Koreanischen und der Ainu-Sprache mit den indogermanischen Sprachen, Anthropos, Bd. 23, 1928, S. 199 ff.; Koppelmann, Die eurasische Sprachfamilie. Indogermanisch, Koreanisch und Verwandtes, 1933; Güntert, Deutschkundliches, Festschrift für Friedrich Panzer, 1930, S. 14 ff.

[2] Lechler, Vom Hakenkreuz, 1921, S. 8, 22 und 23.

entsandt hatte. Unter den Gesichtern der dargestellten Mongolen fallen einige auf, die wenig „mongolische" Züge tragen (vgl. Abb. 83).

Auf ein frühzeitiges Auftreten des Hakenkreuzes in Japan hat Hubert Schmidt aufmerksam gemacht.[1] Hier handelt es sich wahrscheinlich um die frühesten Vorstöße von Bevölkerungen aus dem bandkeramischen Kreise Südosteuropas. Ich vermute, daß der sich ausbreitende Buddhismus die Verwendung des Hakenkreuzes in Mittel- und Ostasien nur bestärkt, nicht aber eingeführt hat.

Der starke Einfluß frühindischen und frühpersischen Geistesgutes auf die Gesittungen Ostasiens ist der Forschung bekannt.

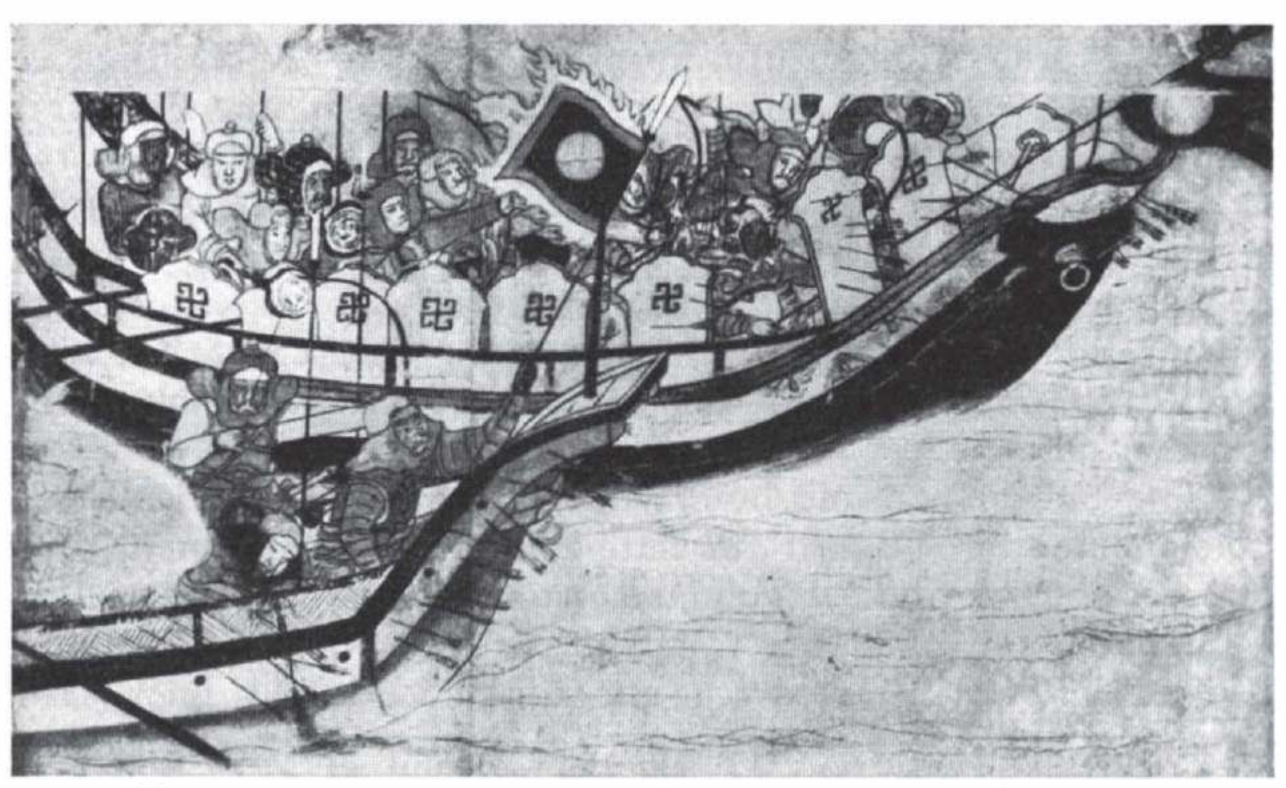


Abb. 83. Mongolische Landungsflotte vor der japanischen Küste. Ausschnitt aus einer Bildrolle (Makemono) des 13. Jahrhunderts im Besitze des Kaisers von Japan.
(Nach einer Lichtbildaufnahme des Museums für ostasiatische Kunst der Stadt Köln)

Grünwedel hat darüber zusammenfassend geurteilt: „Alles, was Ostasien an mythologischen Typen aufzuweisen hat, ist also entweder indisch oder persisch."[2] Die Einwirkungen des Sakentums auf die Gesittungen Europas und Asiens sind erst seit jüngster Zeit eingehender verfolgt worden, hauptsächlich von Strzygowski und seinen Schülern.

In „Altai-Iran und die Völkerwanderungen" (1917) und in dem kleinen Bändchen „Die Landschaft in der Nordischen Kunst" (1922) hat Strzygowski einen Gesittungskreis von Osteuropa bis Inner-

[1] Hubert Schmidt, Prähistorisches aus Ostasien, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 56, 1924, S. 150.

[2] Grünwedel, Alt-Kutscha, 1920.

asien abgrenzend beschrieben, den er zum kunstgeschichtlichen „Norden" rechnet. Dieser „Norden" sei vom Handwerk aus zur schmückenden Kunst gelangt, und wo er Naturdinge in die künstlerische Darstellung einbezieht, gehe er von der Landschaft aus, vom Naturganzen. Der „Süden" sei bei seiner Kunstgestaltung von der Darstellung des Menschen ausgegangen. Ein zwischen Iran und dem Altaigebirge liegender Keimboden für Kunstgestaltung habe seit 500 v. Chr. eingewirkt auf die Kunst des Buddhismus, des frühen Christentums und des Islams. Der Mazdaismus habe die „Hvarenah-Landschaft" hervorgerufen, die Darstellung der „von der Macht und Herrlichkeit Gottes erfüllten Natur" — also eine Kunst, in der sich der indogermanische Gedanke der göttlichen Weltordnung (vgl. S. 104) ausdrücken konnte und das indogermanische Naturgefühl mit seiner Neigung zur Allvergöttlichung (vgl. S. 132).

Das Ausgangsgebiet für diese Grundkräfte künstlerischer Gestaltung ist außer Persien immer wieder das Heimatgebiet des Sakentums zwischen Iran und Altaigebirge. Wie dann aus der sakischen Kunst die der türkischen Awaren und der türkischen Chasaren hervorging und von hier aus die altmadjarische Kunst bestimmend beeinflußt worden ist, das hat Hollerbach dargestellt in seinem die Größe der sakischen Gesittung betonenden kunstwissenschaftlichen Aufsatze: „Der Ursprung der sakischen Kultur" (Die Sonne, Jahrgang X, Heft 2—4, 1933). Einwirkungen der sakischen Kunst auf China sind schon S. 180 erwähnt worden, Einwirkungen auf die germanische Kunst S. 158.

In einer Arbeit „Das Erwachen der Nordforschung in der Kunstgeschichte"[1] ist Strzygowski nochmals auf die seelischen Grundkräfte eingegangen, die das Wesen des „Nordens" in der Kunst ausmachen. Vom Handwerk, von der Herstellung der Kleidung und vom Bauen in Holz geht dieser „Norden" aus, den man auch das ursprüngliche überwiegend nordrassische Indogermanentum nennen könnte, und Familie, Haus, Ackerflur und Stammestum bedeuten diejenige Erlebniswelt, welche die Heimat aller „nordischen" Kunst ist. Diese Feststellungen Strzygowskis stellen eine kunstwissenschaftliche Bestätigung der Bäuerlichkeit des ursprünglichen Indogermanentums dar.

Auch von seiten der Kunstforschung erscheinen die ursprünglichen Saken als echte Indogermanen nordischer Rassenherkunft, ja man muß sie zu den edelsten Stämmen der Satem-Indogermanen rechnen. Durch ihre Erbanlagen wie durch die Nachwirkungen sakischen Geistes sind die Saken für ganz Mittel- und Ostasien bedeutungsvoll geworden.

---

[1] Acta Academiae Abonensis, Humaniora, Bd. IV, 6, 1932, S. 1 ff.

IX. Die Tocharer

Die Spuren der Tocharer wurden durch die deutschen Forschungsunternehmungen entdeckt, die unter v. Le Coq und Grünwedel 1904—07 und 1914—15 Ausgrabungen und Untersuchungen in der Oase Turfan in Ostturkistan durchführten, während etwa gleichzeitig französische Forscher im weiter westlich gelegenen Kutscha (englisch Chotcho) tätig waren.[1] Die Gebiete um die Oase Turfan im nordöstlichen Ostturkistan sind in geschichtlicher Zeit zum Teil von China her besiedelt worden, zum Teil von Nordwestindien her, zum Teil in vorchristlicher Zeit vom Westen her von einwandernden Indogermanen berührt worden. Ein Stamm indogermanischer Sprache, die Tocharer, hat sich im Gebiete von Turfan angesiedelt.

In Turfan und Kutscha wurden außer allerlei Gebrauchs- und Kunstgegenständen, darunter den auch rassenkundlich wichtigen Turfaner Wandgemälden, wertvolle Handschriften gefunden. Diese enthielten Aufzeichnungen in verschiedenen Sprachen; es zeigte sich, daß in Ostturkistan dereinst friedlich nebeneinander Volkssplitter verschiedener Sprache und verschiedenen Glaubens lebten. In Turfan und in Kutscha fanden sich je eine Mundart einer indogermanischen Sprache, die man als „tocharisch" bezeichnet hat. Sieg, Tocharische Sprachreste (1921), hat eine A-Mundart in Turfan von einer B-Mundart in Kutscha unterschieden. Die B-Mundart findet sich aber auch unter den Turfaner Handschriften vertreten. Sieg hält die B-Mundart für eine gesonderte indogermanische Sprache, also nicht für eine Mundart des Tocharischen. Diese Fragen werden von der Sprachwissenschaft entschieden werden, nachdem nunmehr (1931) die „Tocharische Grammatik" von Sieg und Siegling erschienen ist. Dem französischen Sprachforscher Sylvain Lévi ist es gelungen, nach chinesischen geschichtlichen Zeugnissen nachzuweisen, daß die B-Mundart jedenfalls im 6. Jahrhundert in Kutscha noch gesprochen worden ist. Die Sprachreste der Handschriften werden von den Sprachforschern ins 8. Jahrhundert verlegt.

---

[1] v. Le Coq, Auf Hellas Spuren in Ostturkistan, 1926; Land und Leute in Ostturkistan, 1928; Grünwedel, Alt-Kutscha, 1920.

Die Chinesen kannten in Ostturkistan ein Volk To Hu Lo, das die Inder Tukhara nannten. Die hellenischen Schriftsteller kennen in Mittelasien ein Volk Tócharoi, das die Römer nach ihnen Tochari nannten. Bei den türkischen Ujguren, die im 8. Jahrhundert in Turfan einfielen, heißen die Tocharer Tochri. Chinesische Schriftsteller haben sich mehrfach mit den To Hu Lo beschäftigt.[1]

Die Mundarten Turfans und Kutschas sind mit Hilfe indischer Buchstaben aufgezeichnet. Eine unerwartete Entdeckung für die Sprachwissenschaft war es nun, daß die beiden Mundarten nicht zu der Satemgruppe der indogermanischen Sprachen gehörten, sondern zur Kentumgruppe (vgl. S. 11), und zwar innerhalb der Kentumgruppe zum keltisch-italisch-germanischen Kreise, vor allem zum Keltischen und Italischen. Das Tocharische hat ein r-Passivum, wie es nur im Keltischen und im Latein vorkommt (z. B. lateinisch laudor, laudamur, vertitur; lateinisch sequor = irisch sechur). Tocharische Wörter wie kant „hundert", lax „Fisch" oder oxo „Ochse" lassen die nahe Verwandtschaft zum keltisch-italisch-germanischen Kreise erkennen. Der Sprache nach müßten die Tocharer ein Stamm sein, der aus einer mitteleuropäischen Urheimat, die den Ursitzen der Kelten, Italiker und Germanen benachbart war, gegen Osten oder Südosten abgewandert und so in die Nachbarschaft der östlichen Indogermanenstämme, der Satemstämme, gelangt ist. Den Wegen der Satemstämme nach Asien müssen dann die Urtocharer gefolgt sein. Eine solche Urwanderung wäre mit den jungsteinzeitlichen Verhältnissen Mitteleuropas zu vereinen, wie auch Specht bemerkt hat.[2] Auch auf die möglichen Zusammenhänge mit den Schnurkeramikern hat Specht verwiesen, und W. Schulz hat auf eine tocharische Reimformel aufmerksam gemacht die überliefert ist „tseke: peke" (ich töpfere, male; entsprechend lateinischem fingo: pingo), die unmittelbar auf eine Vorzeit im Bereiche der Bemalten Keramik weisen könnte.[3]

Zum Bereiche der Bemalten Keramik, zu dessen nordöstlichen Ausläufern etwa in der heutigen Ukraine, wird man die Urtocharer zählen müssen. Das ist auch Menghins Auffassung, der in den

[1] Vgl. Hirth, Über die chinesischen Quellen zur Kenntnis Zentralasiens unter der Herrschaft der Sassaniden, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. X, 1896, S. 323; Marquart, Eranschahr nach der Geographie des Moses Chorenaci, Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse, Neue Folge, Bd. III, Nr. 3, 1901, S. 199 ff.; Chavannes, Documents sur les Turcs occidentaux, 1903, S. 155—160.

[2] Deutsche Literatur-Zeitung, Jahrgang 35, 1932, Spalte 544/45.

[3] Schulze, Tocharisch tseke peke, Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Nr. 15, 1921, S. 293 ff.

Urtocharern die Herrenschicht der sog. „Ukrainischen Kultur" erblickt.[1]

Unter den Inschriften des babylonischen Königs Sinacherib (Sanherib) wird eine Stadt angegeben, die Sinacherib erobern ließ und deren Namen von Bezold (Keilinschriftliche Bibliothek Bd. II, 1890, S. 98/99) als Tumurri angegeben wird. Die Stadt scheint im Taurus oder östlich davon, also im östlichen Kleinasien, gelegen zu haben. (Zeitschrift für Assyriologie, Bd. 13, 1898, S. 98 ff.). Es kann aber statt Tumurri auch Tuhurri oder Tuharri gelesen werden. Die Möglichkeit, in etwaigen Tuharri die Vorfahren der Tocharer zu suchen, wird aber kaum gegeben sein. Ein Einwanderungsweg, der die Tocharer um 700 v. Chr. durch Kleinasien geführt hätte, läßt sich kaum annehmen.

Der Weg des Tocharertums nach Osten war diesem wahrscheinlich vorgezeichnet durch die iranisch-sakischen Ausbreitungswege. Wahrscheinlich sind die Tocharer auch mehrfach sakischen und iranischen Stämmen als Nachbarn nahegekommen. v. Le Coq hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Wandgemälde der Oase Turfan, die Tocharer darstellen, deren Stiefelschäfte am Gurt befestigt zeigen, und daß die Steinbildwerke auf den in der Hauptsache sakischen Grabhügeln Südrußlands — der Kurgane mit den Skeletten hochgewachsener, langschädliger Menschen — die gleiche Art der Befestigung erkennen lassen. Wahrscheinlich waren die Tocharer den Saken wie in der rassischen Zusammensetzung so auch in den Sitten und der Kleidung ähnlich.

Wann sind die Tocharer in Turkistan eingedrungen? — Diese Frage läßt sich noch nicht beantworten. Eine Landschaft am oberen Amu-darja und im Norden des Hindukuschs hat den Namen Tokharistan bewahrt; vielleicht, daß diese Landschaft den Einwanderungsweg der Tocharer oder den Sitz eines vereinzelten tocharischen Stammes angibt. Menghin meint nach O. Franke, die Tocharer hätten vielleicht den Jang-Schao-Gefäßstil nach China eingeführt,[2] eine Form der Töpferei, die nach Menghin um 1500 v. Chr. auftritt. Auch Hubert Schmidt möchte die Gefäßkunst der Jang-Schao-Gesittung vom Donau-Balkangebiete ableiten, von wo aus Auswanderer „diesen Kunststil nach Ostasien selbst gebracht und dort weiter entwickelt haben".[3]

Zunächst scheinen die Tocharer etwa das Gebiet zwischen Kerija und dem Lop-nor besiedelt zu haben, das früher an Niederschlägen

[1] Menghin, Die ethnische Stellung der ostbandkeramischen Kulturen, Tocharer und Hettiter, Anthropos, Bd. 23, 1928, S. 1058.

[2] Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, 1931, S. 557, S. 83.

[3] Hubert Schmidt, Prähistorisches aus Ostasien, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 56, 1924, S. 140.

reicher war und eine zahlreichere Bevölkerung aufnehmen konnte (vgl. S. 166). Der Chinese Juan Thuang erwähnt die To Hu Lo im Gebiete von Khotan, also im südlichen Ostturkistan, am Nordabhang des Kwenlun-gebirges. Sie gehörten jedenfalls zu den Stämmen mit „langen Pferdegesichtern", vorspringenden Nasen und tiefliegenden Augen, die von chinesischen Geschichtswerken als Bevölkerung am Westrande des Tarimbeckens und an dessen Nordrande bis Turfan erwähnt werden[1] (vgl. Karte I, S. 170).

Verschiedene Forscher haben die Tocharer mit den Juetschi verbinden wollen, sie als einen Stamm der „Großen Juetschi" angesehen. So vermutete schon Richthofen und v. Ujfalvy[2] und so auch v. Le Coq. Mir scheint aber, daß man in den Juetschi einen Sakenstamm zu sehen habe, während die Tocharer als Kentum-Indogermanen nicht zu den Saken gerechnet werden dürfen.

Ein seltsames Volk, von dem die Römer gehört haben, könnte mit den Tocharern zusammenhängen, die Serer, von den Römern Serae oder Seres genannt. Die Römer schrieben den Serern die Herstellung der Seide zu, die sie sericum nannten; der Name Serer sollte also „Seidenleute" bedeuten. Die Seide hieß altchinesisch sir, daher das griechische Wort seriká „die Seide", das bei den Römern zu serica wurde. Die Serer waren aber nicht die Hersteller der Seide, sondern nur diejenigen, die auf Karawanenwegen den Europäern Seide vermittelten — auf alten Handelswegen, die gerade durch Ostturkistan führten. Die zum Teil auf den hellenischen Geographen Ptolemaios zurückgehenden Berichte der Römer über die Serer hat Richthofen erörtert und aus ihnen schließen können, daß die Serer im Gebiete des Tarimbeckens gewohnt haben.[3]

Zur Zeit des Kaisers Claudius, also Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr., kam eine indische Gesandtschaft nach Rom, angeführt von dem Inder Rachias — so schreiben die Römer seinen Namen, die aber vielleicht eine ihm zukommende indische Amtsbezeichnung radschija (= königlich) als Eigennamen aufgefaßt haben.[4] Nun berichtet Plinius (naturalis historia VI, 88), der im Jahre 79 n. Chr. beim Ausbruch des Vesuvs starb, der Vater dieses Inders Rachias sei bei den Serern gewesen, die jenseits des Himalajas (ultra montes Hemodos) wohnten, und habe Kunde über diese mit-

[1] Richthofen, China, Bd. I, 1877, S. 48/49.

[2] v. Ujfalvy, Mémoire sur les Huns blancs, L'Anthropologie, Bd. IX, 1898, S. 263.

[3] Richthofen, China, Bd. I, S. 474—494.

[4] Pauly-Wissowa, Lexikon der klassischen Altertumswissenschaften, Zweite Reihe, Erster Halbband, 1914, Sp. 29/30 unter „Rachias".

gebracht. Die Serer seien sehr hochgewachsen, hätten blonde Haare und blaue Augen.

Auch Herrmann, Lou-lan (1931) S. 31/32, vermutet, daß die Serer mit den Tocharern wesensgleich seien. Dann wären diese also in Ostturkistan für den Beginn unserer Zeitrechnung bezeugt.

Die Tocharer waren Ackerbauern: ein chinesischer Bericht aus dem 7. Jahrhundert spricht von Ackerbau und Getreide in Turfan.[1] Von ihren geschichtlichen Schicksalen ist kaum etwas bekannt. Von der Mitte des 7. Jahrhunderts an haben meistens die Chinesen Ostturkistan beherrscht; um 760 hat die Eroberung Turkistans



Abb. 84. Ein rotblonder, helläugiger tocharischer Buddhist neben einem Buddhisten überwiegend innerasiatischer Rasse, Wandgemälde aus Turfan.
(Nach v. Le Coq, Chotscho)

durch die türkischen Ujguren begonnen. Zu dieser Zeit muß die tocharische Sprache untergegangen sein, mit ihr das Volkstum der Tocharer, wenn auch noch nicht die rassischen Züge des Tocharertums.

In der Oase Turfan ist eine kleinere Anzahl Schädel gefunden worden, die von Klaatsch untersucht worden sind (Klaatsch, Morphologische Studien zur Rassendiagnostik der Turfanschädel, Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phys.-mathem. Klasse, 1912, S. 1—52).

Es handelt sich um 18 Schädel, von denen fast ein Drittel kindlich ist und nur 6 gänzlich erhalten. Klaatsch bezeichnet vier Schädel als vorwiegend „mongolisch"; zwei von diesen zeigen aber mit Längen-

[1] Chavannes, Documents sur les Turcs occidentaux, 1903, S. 102.

Breiten-Indizes von 79,53 (mittelkurzschädlig) und 73,91 (langschädlig) den Einschlag einer langköpfigen Rasse in dieser Gruppe. Zwei Schädel bezeichnet Klaatsch als „indoskythisch": beide erinnern an europäische Formen, der eine ist kurzförmig (L.-Br.-J. 81,42), der andere mittelkurzförmig (L.-Br.-J. 78,21). Bei dem einen dieser beiden „indoskythischen" Schädel findet Klaatsch Anklänge an die Schädelform der altsteinzeitlichen abendländischen Rasse von Crô-Magnon. Die übrigen Schädel sind kurzförmig, der kurzförmigste mit einem Längen-Breiten-Index von 88,05.

Ein Einschlag der fälischen Rasse, dieser Fortsetzung der Crô-Magnon-Rasse, würde eben beim Tocharertum nicht verwundern, weil dieses aus der keltisch-italisch-germanischen Gruppe der Völker indogermanischer Sprache hervorgegangen ist, der Gruppe also, zu deren Rassenzusammensetzung ein Einschlag der fälischen Rasse beigetragen hat, der bei den späteren Römern noch in solchen Köpfen wie Pompeius, Vipsanius Agrippa, Vespasianus und Titus nach Bildwerken zu erkennen ist. Im Falle des Tocharertums wäre also vielleicht nicht nur mit der hellen nordischen Rasse zu rechnen, sondern auch mit der hellen fälischen Rasse, der breithoch (nicht schlank) gewachsenen, breitgesichtigen (niedriggesichtigen) und lang- bis mittelkurzköpfigen Rasse mit hellen Haut-, Haar- und Augenfarben (vgl. S. 18, Fußnote 3). Bei den bisher betrachteten Völkern und Stämmen war ja mit hellen Farben immer ein schlankhoher Wuchs mit schmäleren Gesichtern verbunden, und auch die „groß" wirkenden Augen der nordischen Rasse sind gelegentlich erwähnt worden (auch gegenüber den in niedrigen Augenhöhlen tief eingebettet liegenden, darum „klein" wirkenden Augen der fälischen Rasse).



Abb. 85.
Ein Tocharer, rotblond, helläugig. Nordisch-vorderasiatisch-(innerasiatisch)?
Wandgemälde aus Turfan.
(Nach v. Le Coq, Chotscho)

Über die leiblichen Züge der Tocharer unterrichten auch die aufgefundenen Wandgemälde in dem buddhistischen Kloster Bäzäklik bei Murtuk in der Oase Turfan, Gemälde, die sich heute im Museum für Völkerkunde in Berlin befinden. Unter den auf diesen Gemälden dargestellten Menschen finden sich Blonde und Rotblonde, Blauäugige und Grünäugige, zum Teil schmalgesichtig und schmalnäsig, zum Teil mit Gesichtern von mittlerer Breite.



Abb. 86. Ein rotblonder, helläugiger tocharischer Buddhist. Vorderasiatisch-nordisch oder vorderasiatisch-fälisch? Wandgemälde aus Turfan.
(Nach v. Le Coq, Chotscho)

Die Gemälde stellen meistens die Stifter von Bildnissen aus der buddhistischen Sagenwelt dar. Dabei fällt auf, daß die Maler bei Wiedergabe der Gesichter innerasiatischer Rasse einheitlich und sicher, gleichsam in einem gewohnten Zuge, die Gesichtsform wiedergeben, während sie bei Wiedergabe der europäisch wirkenden Gesichter dieser Blonden die einzelnen Züge öfters wie stockend zusammensetzen — eine Erscheinung, die man öfters da beobachten kann, wo Maler, die einer bestimmten Rasse oder einem bestimmten Rassengemisch angehören, Züge von Menschen darstellen sollen, deren Rasse oder Rassengemisch ihnen fremd ist und deren leibliche Merkmale sie mit ihrem Blicke mehr von außen abtasten als aus sich selbst heraus verstehen. In Turfan sind wahrscheinlich überwiegend nordische oder nordisch-innerasiatische oder zum Teil auch fälisch-innerasiatische Menschen von Künstlern überwiegend innerasiatischer Rasse dargestellt worden. In einzelnen der Europäer-ähnlichen Köpfe könnte man wohl auch als Einschlag der hellen Rasse einen fälischen Einschlag vermuten (vgl. z. B. Abb. 86); aber bei Kreuzungsformen mit der breitgesichtigen innerasiatischen Rasse kann die breitere Gesichtsform ja durch die innerasiatische Rasse bedingt sein, und man müßte, um die helle Rasse als die fälische bezeichnen zu können, auch andere fälische Merkmale, deutlicher ausgeprägt, vorfinden.[1]

Im Bereiche der Tocharer muß sich durch Überschichtung der Eingewanderten über die urheimische Bevölkerung eine Art ritterlicher Standesgesittung gebildet haben mit einer gewissen „höfischen" Verfeinerung der Sitten, die zum Teil dem iranisch-

[1] Vgl. die Abbildungen bei v. Le Coq, Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens, 1925, und Waldschmidt, Gandhara, Kutscha, Turfan, 1925.

sakischen Adelskriegertum entlehnt zu sein scheinen. In zierlicher Weise tragen die Ritter ein Taschentuch am Leibesgurt. Zu Pferde tragen sie Lanzen mit schmalen flatternden Drachenflaggen. Auch diese Gebräuche haben im Zeitalter der Kreuzzüge, als die Abendländer sie durch Vermittlung von Iran her kennen lernten, auf das Abendland eingewirkt.[1]

Reste der hellen Rasse oder der hellen Rassen im Tocharertum scheinen sich in Ostturkistan und im angrenzenden Westchina erhalten zu haben.

Der russische Forscher Grum-Grschimailo fand in der Oase Turfan selbst hochgewachsene, schöne Menschen, deren Haar meist kastanienbraun war, die Augenfarbe hell, meist blau (Politisch-Anthropologische Revue, IV. Jahrgang, 1905, S. 526/27).

v. Le Coq, Auf Hellas Spuren in Ostturkistan, 1926, S. 25, urteilt über die leiblichen Züge der Bevölkerung im ganzen Ostturkistan: „Die Osttürken sind eine Mischrasse, deren oft europäisches Aussehen allen Reisenden aufgefallen ist. Helle, selbst blaue Augen kommen zuweilen vor und viele Männer würden in europäischer Kleidung in keiner europäischen Stadt auffallen."

Trinkler, Eindrücke aus Chinesisch-Turkistan, Atlantis, Bd. I, 1929, S. 419, schreibt: „Unter den Turkis und Chinesen fallen in der Menge große, blonde, blauäugige Menschen auf, die sofort den Indogermanen verraten. Es sind wohl Überreste der Tocharer."

Grenard, Le Turkestan et le Tibet, bei Dutreuil de Rhins, Mission scientifique



Abb. 87. Tocharischer Ritter mit Edeldame. Stifterbild aus einem Höhlenkloster bei Kutscha. Etwa 700 n. Chr.
(Nach v. Le Coq, Bilderatlas, 1925)

[1] v. Le Coq, Frühe Zusammenhänge zwischen der Kultur Mittelasiens und der der germanischen Staaten, Volk und Rasse, Jahrgang I, 1926, S. 247 ff.

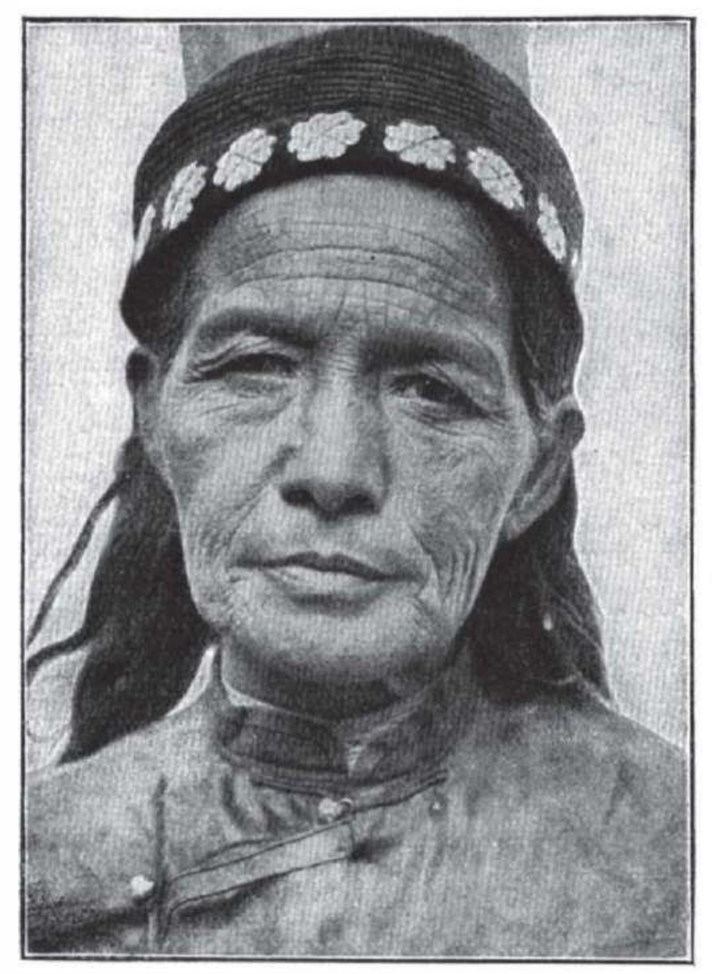


Abb. 88. Ostturkistan. Innerasiatischer, vorderasiatischer und nordischer Einschlag? (Aus v. Le Coq, Von Land und Leuten in Ostturkistan)

dans la haute Asie, 1898, S. 11 ff., schildert die Bevölkerung Turkestans, bei denen er als Seltenheit eine sehr helle Hautfarbe erwähnt. Blonde habe er nie gesehen, wohl aber gehört, man begegne Blonden hin und wieder.

Heute wird sich kaum noch, ausgenommen etwa in der Oase Turfan selbst, herausfinden lassen, ob ein nordischer Einschlag in Ostturkistan auf Reste der Tocharer oder auf Reste anderer Indogermanenstämme zurückzuführen sein wird. Bemerkenswert ist jedoch, daß auch in den Gebieten außerhalb Turfans selbst, in denen wahrscheinlich Tocharer gewohnt haben, so in Khotan und so westlich des Lop-nors, sich noch heute Spuren des Einschlags einer hellen Rasse zeigen. Der rassenkundliche Bericht, den Joyce über Khotan gegeben hat, ist schon S. 157 erwähnt worden.

In seiner Arbeit „Notes on the Physical Anthropology of Chinese Turkestan" (Journal of the Anthropological Institute, Bd. 42, 1912) hat Joyce dargelegt, daß die Hautfarbe bei den Bevölkerungen Ostturkistans selten wirklich gelb und selten eigentlich bräunlich sei, sondern oft rosig-weiß (white-rosy). Die Haarfarbe sei meistens schwarz oder schwarzbraun, doch mit Neigung zu helleren Tönen; auch seien die Haare meistens nicht hart und straff, sondern wellig bis lockig, die Augen oft mischfarben.

Auch bei den turkistanischen Chinesen fand Joyce noch 15% Blauäugige. Das Haargespinst der Chinesen fand er zu 95% straff.

Eine Mongolenfalte des Oberlids fand er unter Chinesen nur bei 44%, unter Turfanern bei 19%, in Kurla (englisch Korla, im Norden des Tarimbeckens zwischen Kutscha und Turfan) bei 15%, unter den Loplik (am Tschertschen-Darja, der im Altyn-tag entspringt) bei 10% der Untersuchten.

Die Loplik fand er am mindesten kurzköpfig, den Einschlag einer langköpfigen Rasse bei ihnen also am deutlichsten. Als durchschnittliche

Körperhöhe der von ihm gemessenen Loplik ergab sich 170 cm, also eine beträchtliche Körperhöhe, die hier nur durch den Einschlag einer hochwüchsigen Rasse zu erklären ist. Eine Neigung zu helleren Haarfarben tritt bei den Loplik so deutlich hervor, daß mittlere und helle Haare bei ihnen zusammen zu 26% vertreten sind.

Bei den Pakhpo, die schon S. 152 beschrieben worden sind, einem Stammesreste im oberen Jarkandtale, geht der als „arisch" erscheinende Einschlag nicht auf Tocharer, sondern auf eine iranische Gruppe zurück.

Die Jarkandi im Westen Ostturkistans sind schon S. 153 behandelt worden. Dort konnte ihr „entschieden arisches Aussehen", oft wie „typische Amerikaner", angeführt werden. So sind auch bei v. Schlagintweit-Sakünlünski, Reisen in Indien und Hochasien, 1871, Bd. 2, S. 41 die Jarkandi als „ungewöhnlich rein erhaltene Arier" geschildert, die aber sprachlich zu den Turkstämmen gehören. Gordon, The Roof of the World, 1876, S. 41, findet bei den Jarkandi „helle Haut und dunkles Haar" überwiegend. Man sehe bei ihnen hübsche Frauen mit frischer Farbe der Gesichtshaut.

Was solchen Betrachtern in diesen Gebieten als „arisches Aussehen" erscheint, ist in der Regel ein nicht-innerasiatisches und nicht-vorderasiatisches Aussehen, auch nicht ein Aussehen, das als kennzeichnend morgenländisch oder indisch erscheint: im ganzen der Anblick einer Bevölkerung, die außer den Einschlägen asiatischer Rassen und Einschlägen der orientalischen (wüstenländischen) Rasse einen mehr oder minder starken Einschlag nordischer Rasse erkennen oder vermuten läßt — also einen Einschlag gerade derjenigen Rasse, die auch in den Bevölkerungen Europas gleichsam als der „arischste" Bestandteil erscheint. Bei der geringeren Bestimmtheit, mit der bei einzelnen reisenden Beobachtern der Begriff „arisch" gefaßt wird, ist es für eine bestimmtere rassenkundliche Kennzeichnung aber immer notwendig, in den Bevölkerungen, die solchen Beobach-



Abb. 89. Ostturkistan. Leichter nordischer Einschlag?
(Aus v. Le Coq, Von Land und Leuten in Ostturkistan)

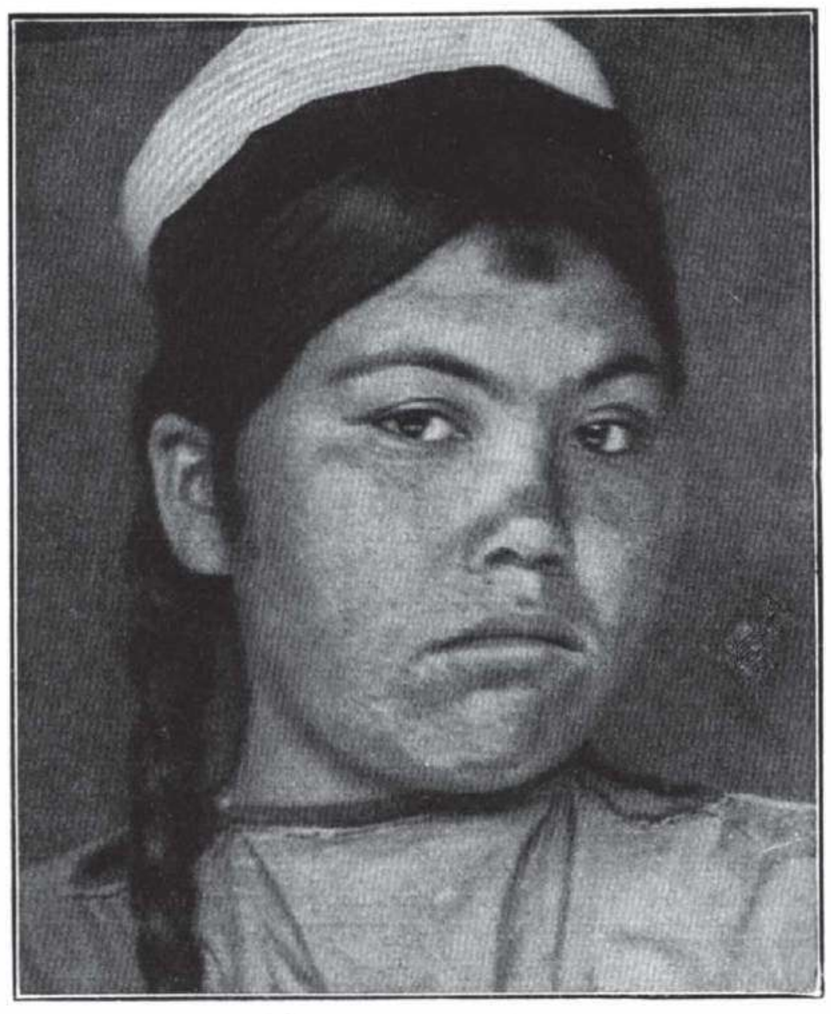


Abb. 90. Ostturkistan.
Vorwiegend innerasiatische Rasse.
(Aus v. Le Coq, Von Land und Leuten in Ostturkistan)

tern als „arisch“ untermischt erscheinen, auch wirklich den Einschlag einer hellen, schlanken und schmalgesichtigen Rasse wenigstens wahrscheinlich zu machen, ehe die Annahme eines nordischen Einschlags ausgesprochen wird.

Ella Sykes, Through Deserts and Oases of Central Asia, 1920, S. 308, fand am häufigsten „arische“ Züge im Süden und Südwesten von Chinesisch-Turkistan, in den schwer zugänglichen Gebirgstälern. Gegen Norden nähmen „mongolische“ Züge zu, gegen Osten „chinesische“. Bei Aksu, etwa 50 englische Meilen östlich von Turfan, hätten die Menschen ein „uighurisch-arisches“ Aussehen. Ella Sykes teilt ein Volkslied über die Mädchen Ostturkistans mit, das von den schlanken Mädchen in Kaschgar, den untersetzten und dicken in Dschangi Hissar, den dicken Mädchen mit Kröpfen in Jarkand, und den hohen Stirnen der Sarikolimädchen (vgl. S. 153) singt.

Reste des Tocharertums oder eines Sakenstammes darf man auch noch bei der Bevölkerung von Hami (Chami) vermuten, östlich der Oase Turfan am Fuße des Karlyk-tags, also schon im Grenzgebiete gegen Mongolei und Dschungarei. Nach einem chinesischen Bericht aus dem 7. Jahrhundert wohnten dort auf fruchtbarem Boden „stolze und mutige Menschen“.[1]

Carruthers, Unknown Mongolia, Bd. II, S. 475 und 508, schreibt den Bewohnern der Oase Hami — die Oase heißt bei den Turkstämmen der Gegend auch Kamul und ihre Bewohner Kamulik — „arische Züge“ (aryan features) zu und beschreibt auch die „wohlgestalteten Männer“ (well-made) unter der Bevölkerung des Karlyk-tags.

[1] Chavannes, Documents sur les Turcs occidentaux, 1903, S. 169.

Von Ostturkistan aus scheint ein geringer Einschlag nordischer Rasse durch Saken oder Tocharer auch in Tibet verbreitet worden zu sein, vielleicht in der Weise, daß einzelne tocharische oder sakische Geschlechter, am ehesten Juetschigeschlechter, zu Herrengeschlechtern der tibetischen Bevölkerung geworden sind.

Huc, Souvenirs d'un Voyage dans le Tibet en 1844, 1845 et 1846, Bd. II, 1851, S. 12, gibt bei Schilderung der Bevölkerung Tibets an: „In der Oberschicht (classe élevée) findet man ebenso helle Gesichter wie in Europa."

Waddell, Lhasa and its Mysteries, 1905, S. 346, unterscheidet in Tibet einen „mongolischen" Schlag und einen Schlag mit längeren Köpfen, regelmäßigeren Zügen, schmäleren, längeren und höher gebauten Nasen und einer mehr europäischen Lidbildung. Zu diesem nicht-mongolischen Schlage gehörten die höheren Beamten und der Adel. Waddell erwähnt (S. 347), daß er in der tibetischen Bevölkerung bei vielen, besonders bei Kindern, rosige Wangen gesehen habe.

Tafel, Meine Tibetreise, Bd. II, 1914, S. 133, traf unter der Bevölkerung des östlichen Tibets Blonde und Blauäugige, auch gelegentlich einen kräftigen Bartwuchs mit rotbräunlichen Haaren und (S. 110) Hochwüchsige mit Adlernasen. Die Blonden und Blauäugigen gelten aber dort als abschreckend häßlich und werden bei der Gattenwahl gemieden — so daß also dort der Einschlag einer hellen Rasse schnell verschwinden muß. Die Abneigung gegen hellhäutige, blaue und blauäugige Menschen müßte in ganz Vorderasien, Mittel- und Ostasien allgemein sein, wenn nicht in so vielen Gebieten dieser Länder früher die Züge des Schönheitsbildes von der Leiblichkeit überwiegend nordischer Herrenschichten abgeleitet worden wären.

Unter den Südtibetern stellt Blanchard, Asie occidentale, 1929, S. 363, einen höher gewachsenen Schlag fest mit schmälerem Gesicht, stärker herausspringender Nase, ziemlich heller Haut und mit Haaren, die zu welligem Gespinst neigen, dazu mit stärkerem Bartwuchs. Dieser Schlag sei besonders im Adel vertreten.

X. Die Armenier

Vom unteren Donaugebiete aus sind eine Anzahl indogermanischer Stämme über den Hellespont nach Kleinasien eingedrungen. Nach Kleinasien zogen von dort aus Myser, Bithynier, Phryger und Troer (Trojaner). Die Troer sind als eine der thrakisch-phrygischen Völkerwellen wohl um 2000 oder etwas vorher in Kleinasien eingewandert. Eine Indogermanenwelle vom Gebiete der unteren Donau wurde zur Herrenschicht des hettitischen Volkes. Ein ägyptisches Gemälde zeigt einen Hettiterkönig als langköpfigen Blonden. Das Gesamtvolk der Hettiter war überwiegend vorderasiatischer Rasse.

Von der unteren Donau stammen die Philister, d. h. die „Riesen" der Oberschicht dieses Volkes (vgl. S. 12, 33 u. 42). Diese ursprünglich indogermanischen, dann zu einer semitischen Sprache übergehenden Philister müssen als nächste Verwandte der Hellenen und Makedonen angesehen werden, als eine Indogermanenwelle, die vor derjenigen der hellenischen Achaier über Griechenland, Kreta und die Westküste Kleinasiens flutete. Zwischen 1400 und 1200 entfalteten sich in Hellas die Achaier, um 1200 oder etwas früher führten sie den „Trojanischen Krieg" gegen die Troer um Ilion.

Nach 1400 v. Chr. waren erneut phrygische Scharen über den Hellespont vorgedrungen. Zwischen 1200 und 1000 drangen sie in Kleinasien ein.[1] Herodotos (VII,73) weiß noch von diesen Wanderungen: er erzählt, die Phryger und verwandte Stämme seien vom Gebiete der unteren Donau abgewandert, wo sie unter dem Namen Bryger Nachbarn der Makedonen gewesen seien. Von den Phrygern aber stammten die Armenier ab, wie Herodotos (VII, 73) darlegt.

Ein Phrygerstamm, vielleicht verschmolzen mit einem Stamme der sakischen Kimmerier, trennte sich etwa um 800 von den übrigen Phrygern und drang etwa im 7. Jahrhundert v. Chr. gegen Osten vor. Um 600 erreichte er das armenische Hochland und wurde dort zur Herrenschicht des sich bildenden armenischen Volkes.

„Armenier" ist eine Bezeichnung, die diesem Volke von den Medern, ihren östlichen Nachbarn, gegeben worden ist. Die Armenier oder wenigstens deren Herrenschicht nannten sich Haik (Ein-

[1] Vgl. auch Christian, Untersuchungen zur nordsyrisch-„hettitischen" Kunst, Archiv für Orientforschung, Bd. IX, Heft 1/2, 1933, S. 34.

zahl Hai), d. h. „Herren". Nach der Stammessage der Armenier heißt der Urvater des armenischen Volkes Haik. Auf dem Gebiete Armeniens wohnten die Chalder (nicht zu verwechseln mit den Chaldäern), eine Bevölkerung wahrscheinlich stark überwiegend vorderasiatischer Rasse, deren Sprache vermutlich zum kaukasischen (alarodischen) Sprachstamm gehört hat. Diese Chalder wurden nun zur Unterschicht der Armenier und gingen zu deren Sprache über, die also zum thrakisch-phrygischen Zweige des indogermanischen Sprachstamms gehört.

Das Eindringen der Indogermanen in Armenien ist wahrscheinlich wie die meisten Wanderungen von Indogermanenstämmen in einzelnen Wellen — oft nur wenigen Geschlechtern, oft volkreicheren Stämmen — vor sich gegangen. Das Vorkommen indogermanischer Namen bei Chalderkönigen deutet auf solche Umstände hin.[1]

Nach der armenischen Stammessage, die Moses von Khorene (I, 10) erzählt, ein armenischer Geschichtsschreiber aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, war Haik, der Stammvater der Armenier, grauäugig.[2] Der berühmte Volksheld der Armenier Dikran I., der sagenhafte Sohn Erwants aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., von den Hellenen Tigranes genannt, war nach Moses von Khorene (I, 24) blond und grauäugig.

Aus früharmenischer Zeit, aus der Eisenzeit Armeniens, sind 37 Schädel erhalten, die aus dem Gebiete des Sewan-Sees in Aserbeidschan stammen. Diese Schädel hat Bunak untersucht. (Bunak, The Iron Age Skulls from Sevan District (Armenia), nach Besprechung im Anatomischen Bericht, Bd. 24, 1932, S. 413). Sie unterscheiden sich stark von den Schädeln der heutigen Bevölkerung von heutigen armenischen, kurdischen oder tatarischen Formen dieser Gegend. Es sind schmalgesichtige und schmalnäsige Langschädel, die nach Bunak denjenigen nordrassischen Schädeln sehr nahe stehen, die der Schwede Retzius in seinem Werke Crania Suecica Antiqua (1900) beschrieben und abgebildet hat. Der altarmenische Schädel ist somit von ganz anderer Form als der neuarmenische.

Nansen, Betrogenes Volk, 1928, S. 244/45, berichtet von meist bronzezeitlichen Schädeln des armenischen Gebiets, die Lalajan, der Leiter der Staatssammlungen in Eriwan, ausgegraben habe, mehr als 500 Funden aus Gräbern bei Nowo-Bajazet am Sewan-See: es seien langförmige Schädel, die Längen-Breiten-Indizes reichten von 65,3 bis 73,9. Nach Ansicht armenischer Gelehrter überwögen in diesem Ge-

[1] Hommel, Ethnologie und Geographie des Alten Orients, 1926, S. 38.

[2] Moïse de Khorène, Histoire d'Arménie herausgegeben von Le Vaillant de Florival, Paris, ohne Jahreszahl.

biete die Langschädel bis gegen 1500 v. Chr., dann habe die Kurzschädligkeit sich ausgebreitet und schließlich überwogen.

Man wird aber hierüber weitere Veröffentlichungen abwarten müssen, denn die Forschung wird — wie schon oben (S. 19/20) ausgeführt worden ist — in bronzezeitlichen Schädeln dieses Gebiets nicht früharmenische Schädel, vielmehr frühiranische, medische oder persische, vermuten. Die Armenier, d. h. die Haik, sind erst in der Eisenzeit, etwa um 600 v. Chr., in Armenien eingewandert, als die Bevölkerung Aserbeidschans nach Durchzug der Iraner wahrscheinlich schon wieder vorherrschend kurzköpfig geworden war.



Abb. 91. Münzbild des Königs Dikran II., des Großen, 121 bis 54.
(Nach einer Münze des Britischen Museums, London)

Die Geschichte des armenischen Volkes ist mehrfach, in jüngster Zeit durch de Morgan, Histoire du Peuple Arménien (1919), dargestellt worden. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Armenier unter den Völkern indogermanischer Sprache auch in ihrer Frühzeit dasjenige mit dem geringsten nordischen Einschlag gewesen wären. Die Haik haben wahrscheinlich nur eine dünne Herrenschicht gebildet, immerhin eine Schicht, die verhältnismäßig so stark war, der Unterschicht, den Chaldern, die indogermanische Sprache, in diesem Falle eine phrygische Mundart, zu vermitteln. Diese Herrenschicht scheint dann aber verhältnismäßig schnell geschwunden zu sein.

Jahrhundertelang wurde während des abendländischen Mittelalters das armenische Volk von einem Hochadel geführt, der aus den Geschlechtern der Eingewanderten hervorgegangen war. Dieser Adel verschmolz zur sassanidischen Zeit des Perserreiches mit persischen Adelsgeschlechtern, die als Statthalter der Großkönige in diesen Westen des Perserreichs entsandt worden waren, seitdem Persien Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. wie schon einmal in parthischer Zeit die Oberhoheit über Armenien gewonnen hatte. Dieser armenisch-persische Adel schmolz weiter dahin in den folgenden Jahrhunderten. Teile des angestammten armenischen Adels waren schon seit Ende des 5. Jahrhunderts vor der Be-

drückung durch Perser und andere Nachbarvölker ausgewandert; andere Teile wurden in jahrhundertelangen Kämpfen gegen die Fremdherrschaft ausgerottet. Viele ausgewanderte Armenier spielten in Byzanz eine große Rolle. Armenische Geschlechter wurden zu byzantinischen Führergeschlechtern; so waren auch mehrere Kaiser und Kaiserinnen des byzantinischen Reiches armenischer Herkunft.

Einer der bedeutendsten oströmischen Herrscher, Herakleios (610—41), hatte einen armenischen Vater. Herakleios, tapfer als Heerführer und



Abb. 92. Alexander empfängt ein Schreiben der Amazonenkönigin. Aus der armenischen Handschrift einer Alexanderdichtung des 16. Jahrhunderts. Alexander ist nicht als ein Mensch vom üblichen Schlage der Kaukasusvölker dargestellt.
(Staatliche Museen, Berlin, Islamische Kunstabteilung)

klug als Staatsmann, war mittelgroß, kräftig gebaut, blond und blauäugig (vgl. Ersch-Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, Zweite Section, 6. Teil, 1829, S. 55).

Seit der Eroberung Kleinasiens durch die türkischen Seldschuken nahm die Auswanderung der Reste führender Geschlechter und deren Ausrottung noch einmal zu. Dem armenischen Volke fehlte schließlich eine führende Schicht von hinreichender Stärke. Seine neuere Geschichte zeigt, daß es aus sich heraus nicht genug staatsbildende Fähigkeiten stellen konnte. Man hat gesagt, die Armenier seien weder zum Herrschen noch zum Beherrschtwerden veranlagt

und geeignet. Aber solch ein Urteil wird wahrscheinlich der Besonderheit der armenischen Lage nicht gerecht.[1]

Im 3. Jahrhundert n. Chr. waren die Armenier Christen geworden. Das Christentum wurde im Jahre 280 zum Staatsglauben erklärt. Was sich über die vorchristlichen Glaubensvorstellungen der Armenier feststellen läßt, gibt das Bild eines vorherrschend von der vorderasiatischen Rasse bedingten Glaubens. Die persische Fruchtbarkeitsgöttin Anahita (vgl. S. 122) tritt in den Vordergrund, die gottesdienstliche Prostitution herrschte. Die Hauptgötter waren wohl aus Persien übernommen.

Starke Auswirkungen nordischen Rassengeistes läßt noch der früharmenische Kirchenbau erkennen, wie Strzygowski, Die Baukunst der Armenier und Europa (1918), dargelegt hat. Auch in Armenien waren die Indogermanen — wie sich das nach allen ihren Einwanderungen in südlicheren, holzärmeren Landschaften ergeben hat, so in Indien, Persien, Hellas und Rom — von dem ihnen angestammten Holzbau, letzten Endes dem Holzbau eines steinzeitlichen Waldbauerntums Mitteleuropas, zum Bauen in Stein übergegangen, doch aber so, daß die Steinbauformen in manchen Zügen ihre Herkunft aus dem Holzbau nicht verleugnen können. Der gleiche Vorgang mit gleichen Auswirkungen auf die Steinbauformen wiederholte sich beim Einrücken germanischer Stämme (überwiegend nordischer Rasse) in die süd- und westeuropäischen Länder, in denen sie zu den mittelalterlichen Herrenschichten der Völker romanischer Sprache wurden. Das hat besonders A. Haupt nachgewiesen in seinem Werke „Die älteste Baukunst, insbesondere die Baukunst der Germanen" (2. Aufl. 1923).

Die heutigen Armenier sind wahrscheinlich unter den überwiegend vorderasiatischen Kaukasusvölkern eines derjenigen, bei denen die vorderasiatische Rasse am stärksten vorwiegt.

Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Erster Teil, 1923, S. 398/99 enthält folgende Angaben über die Armenier: „Während die alte Urbevölkerung sich sprachlich der eingewanderten Herrenschicht angepaßt hat, scheint diese körperlich in jener aufgegangen zu sein und der alte Typus wieder die Oberherrschaft erlangt zu haben. Die heutigen Armenier sind meist groß und stämmig; charakteristisch sind an ihnen die Adlernase, der reiche schwarze Haar- und Bartwuchs, die großen, dunklen Augen. Sie sind geistig aufgeweckt, fleißig, strebsam und friedfertig; bei den nach dem Westen ausgewanderten Kaufleuten

[1] Vgl. auch Heiderer, Der Einfluß der Landesnatur auf die staatliche Entwicklung von Kleinasien (einschließlich Armenien), Dissertation, Jena 1933.

artet der zähe Erwerbssinn oft aus, so daß sie dort als listige Wucherer und Betrüger verschrieen sind."

Ein deutlicher Einschlag der vorderasiatischen Rassenseele geht auch aus derjenigen Schilderung der seelischen Züge des Armeniertums hervor, die Ch. W. Wilson in The Encyclopædia Britannica, Bd. II, 1926, S. 564/65, gibt.

Die armenische Sprache ist zwar indogermanisch, aber in ihren Lauten dem Georgischen angenähert, das zum kaukasischen (alarodischen) Sprachstamm zählt, zu demjenigen Sprachstamm also, der ursprünglich zur vorderasiatischen Rasse gehört. Der Wortschatz und die Hauptzüge des Satzbaues sind indogermanisch, die Laute haben einen „kaukasischen Stempel" erhalten.[1] „Den Armeniern ist ihr Indogermanisch in ihren alten Stammsitzen aufgedrängt worden, und sie haben es genau so zerschlissen, zerhackt, verkürzt und zerschunden, wie die Kurden, Tabysch, Tadschik, Perser und Pamirvölker ihr Eranisch bzw. Neupersisch und Mittelpersisch."[2]

Ein geringer nordischer Einschlag ist auch im heutigen Armeniertum noch zu erkennen und wird auch von Nansen in seinem oben genannten Buche (S. 141) vermerkt.

Schindler, Die Haarfarbe der Stämme in Persien und am Kaspischen Meere, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XI. 1879, S. [307], fand Blonde häufiger unter den Armeniern von Feridan.

Miniassan ein armenischer Arzt, erwähnt bei Sofer, Rasse und Volk der Armenier, Politisch-Anthropologische Revue, Bd. VI, 1907/08, S. 499, das Vorkommen langköpfiger Blonder von hohem Wuchse unter den Armeniern, besonders im Gebirge.

Nach Pittard, Les Races et l'Histoire, 1900, S. 454/55, der verschiedene Untersucher anführt, ist die durchschnittliche Körperhöhe der Armenier etwa 1,66 (Jwanowsky) bis 1,68 (Chantre). Als Längen-Breiten-Index des Kopfes fand Chantre bei der Bevölkerung von Eriwan 85,47 und 84,15 bei der Bevölkerung von Josgat, Pittard bei Balkanarmeniern 85,69. Der Haarfarbe nach sind die Armenier ganz überwiegend dunkel, bei den Kindern findet sich Blond noch häufiger, das dann durch Nachdunkeln verschwindet. Die Augenfarbe ist bei 86—89% dunkel; Chantre fand 11% helle Augen, Pittard 4%.

Die leiblichen Merkmale einiger armenischer Gruppen in Südosteuropa beschreibt Diefenbach, Völkerkunde Europas, 1880, S. 356 ff.

---

[1] Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Bd. I, 1923, S. 57, unter „Armenier"; Hübschmann, Über Aussprache und Schreibung des Altarmenischen, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Bd. 30, 1876, S. 72.

[2] Zeitschrift für celtische Philologie, Bd. 16, 1926, S. 99.

Über Untersuchungen an armenischen Schädeln und Gehirnen berichtet Kappers, Contributions to the Anthropology of the Near East: I. The Armenian Skull and Brain; Koninklijke Akademie van Wetenschapen te Amsterdam, Bd. 33, Nr. 8, 1930, S. 792 ff.

Ein nordischer Einschlag findet sich aber auch bei einigen nicht-indogermanischen Kaukasusvölkern, was sich daraus erklärt, daß der Kaukasus in der späteren Jungsteinzeit und in der Bronzezeit ein Durchgangsgebiet für mehrere Völker indogermanischer Sprache war, von denen einzelne Stämme im Kaukasusgebiet zeitweilig gesiedelt haben. So erklärt sich die größere Häufigkeit langförmiger Schädel in den Kaukasusländern zu vorgeschichtlicher oder frühgeschichtlicher Zeit[1] und die Zunahme der Langschädel gegen das nördliche Vorland des Kaukasus, die schon S. 19 erwähnt worden ist.

Radde, Die Chewsuren und ihr Land, 1878, S. 75 und 78, beschreibt den Kaukasusstamm der Kisten, einen (nichtindogermanischen) Tschetschenenstamm im Bezirke Tiflis, als schöne und schlanke Menschen mit breiten Hüften und schmiegsamer Körpermitte. „Unter ihnen waltet blondes Haar und blaues Auge vor.“ Auch unter den plumper gebauten Chewsuren, einem Stamme der östlichen Georgier, fänden sich einige Rothaarige und Grauäugige.

Levier, A Travers le Caucase, 1894, S. 89 und S. 195, erwähnt den Einschlag einer hellen Rasse unter den (nicht-indogermanischen) Swanen und Mingreliern.

Plaetschke, Die Tschetschenen, Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Universität Königsberg, Heft XI, 1929, S. 31—38, kennzeichnet die Tschetschenen als einen überwiegend vorderasiatischen Schlag, doch mit vielen „schönen“ Menschen. Die Tschetschenen seien gegenüber den meistens mittelgroßen und untersetzten Armeniern, Ostgeorgiern, Chewsuren und Daghestanern mehr hochgewachsen und schlank und hätten nicht so wie Armenier und Ostgeorgier die besonders im Alter hervortretende (vorderasiatische) Neigung, fett zu werden. Durch nordischen Einschlag gebe es unter Tschetschenen viele Blonde und Helläugige, besonders bei den Westtschetschenen längs des Tschanti-Argun. Ein (heller) fälischer Einschlag finde sich im Kaukasus nicht. Doch sei bei den Tschetschenen ein ostischer (alpiner) und ein (heller) ostbaltischer Einschlag anzunehmen. Der nordische Einschlag bei den Tschetschenen sei etwa so stark wie der bei den Ossen.

Ein Überblick über die rassenkundlichen Verhältnisse im Kaukasus wird bei Dschawachischwili, Archiv für Anthropologie, Bd. 48, 1925, gegeben.

[1] Vgl. auch v. Virchow, Nordkaukasische Altertümer, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 17, 1890, S. [417] ff.

XI. Zusammenfassung

Die Rassengeschichte der Indogermanenvölker Asiens zeigt, daß auch diese Volkheiten begründet worden sind von Stämmen überwiegend nordischer Rasse. Auch für Asien gilt, was ich in anderen Büchern für Europa nachzuweisen versucht habe, daß die Frage nach der Herkunft des Indogermanentums verbunden ist mit der Frage nach der Herkunft der nordischen Rasse. Selbst heute noch und selbst noch bei den heutigen asiatischen Völkern und Stämmen indogermanischer Sprache gilt, daß derjenige Rasseneinschlag, der allen Völkern indogermanischer Sprache gemeinsam ist, der Einschlag nordischer Rasse ist. In Resten und Spuren war die nordische Rasse oder wenigstens der Einschlag einer hellen Rasse auch bei den entlegensten und rassisch meist entfremdeten Stämmen und Stammessplittern indogermanischer Sprache zu erkennen. Bei den meisten dieser Stämme war der Einschlag einer hellen Rasse zugleich als Einschlag einer hochgewachsenen, schlanken, schmalgesichtigen Rasse mit länglicheren Kopfformen zu erkennen; auch hatten die meisten Betrachter den helleren Schlag zugleich (nach ihren abendländischen Schönheitsvorstellungen) als den „schöneren" Schlag empfunden; endlich war der hellere Schlag auch in rassenseelischer Hinsicht so gekennzeichnet worden, daß aus den Schilderungen sich Züge der nordischen Rassenseele abhoben.

Die Frage nach der Herkunft des Indogermanentums muß mit der Frage nach der Herkunft der nordischen Rasse verbunden werden. Diese Verbindung ist durch vorgeschichtliche, jungsteinzeitliche und bronzezeitliche, Wanderungen und Eroberungszüge im Gebiete des mittleren und südöstlichen Europas gegeben, auf die von vorgeschichtlicher Seite vor allem Kossinna, Schuchhardt, Childe, Sprockhoff und Menghin hingewiesen haben, jeder von diesen mit gewissen Abwandlungen in Einzelheiten. Im ersten Abschnitt dieses Buches schon und später wiederholt ist der Kreis der Donauländischen Bandkeramik, das Ausgangsgebiet für eine Reihe indogermanischer Völker genannt worden, für die Indoiraner, die thrakisch-phrygische Gruppe, die Philisterherrenschicht, die Hellenen und andere. Dabei war hervorgehoben worden, daß im bandkeramischen Gebiet mehrere Völkerkeime entstanden waren, nachdem in dieses

Gebiet Zuströme aus Mitteleuropa und Nordwesteuropa eingedrungen waren, vor allem Zuströme aus dem Gebiete der sächsisch-thüringischen Schnurkeramiker der späteren Jungsteinzeit.

Die Schnurkeramiker haben jeweils den Kern eines indogermanischen Volkstums gebildet, zugleich einen Kern nordischer Herrengeschlechter. Sie sind die Begründer der einzelnen indogermanischen Volkheiten geworden und die Hauptschöpfer der frühen indogermanischen Gesittungen (Kulturen). Schnurkeramiker, die Saale und Elbe aufwärts und nach Böhmen hinein zogen, haben im Gebiete der mittleren bis oberen Donau den Anstoß zur Bildung des Keltentums gegeben, indem sie als eine Herrenschicht überwiegend nordischer Rasse den dortigen rassengemischten bandkeramischen Bevölkerungen, denen aber ein nordischer Einschlag eigen war (vgl. S. 18), ihre indogermanische Sprache brachten und mit ihnen ein Volkstum und Staaten indogermanischer Prägung bildeten. Schnurkeramiker, die etwa über Halle und Eisenach in die Maingegenden um Frankfurt a. M. und von dort über die süddeutschen Rheingebiete ins Alpenvorland zogen, haben dort den Anstoß zur Bildung des Italikertums gegeben, indem sie dort zur Herrenschicht der Pfahlbaubevölkerung und von Teilen der bandkeramischen Bevölkerung wurden, von Bevölkerungen, denen aber auch seit Ende der Steinzeit durch mehrere Einwandererwellen schon Einschläge der nordischen Rasse zuteil geworden waren. Gemeinsamkeiten, die Italiker und Kelten (und Tocharer) kennzeichnen, könnten auf Wurzeln zurückführen, die bis in die Aunjetitzer Kultur des östlichen Mitteldeutschlands und Böhmens reichen.[1]

Eine Schnurkeramikergruppe hat im östlichen Mitteleuropa, im Gebiete der mittleren und oberen Oder und von dort aus gegen Westungarn und die Ostalpenländer vordringend, den Grund zum Illyrertum gelegt, dessen Spracherben und zum Teil auch Blutserben die heutigen Albaner sind. Die Illyrer haben die westlichste Gruppe der Satem-Indogermanen ausgemacht. Man sieht, daß im östlichen Mitteldeutschland ein den Kelten und Italikern verwandter Kentum-Stamm wie die Tocharer bei einer Abwanderung nach Osten schon bald in die Osttrift der Satem-Stämme hineingezogen werden konnte.

[1] Bosch-Gimpera und Kraft, Zur Keltenfrage, Mannus, Ergänzungsband 6, 1928, S. 265; vgl. Reinerth und Bosch, Das Grabfeld von Sarmenstorf, Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, Neue Folge, Bd. 31, 1929, S. 4 u. 7.

Ein schnurkeramischer Vorstoß vom östlichen Mitteldeutschland nach Nordosten, der sich erst in Finnland verlor, hat etwa im Umkreise des erweiterten Litauens die Bildung der baltischen Gruppe des Indogermanentums (Preußen, Litauer, Letten) hervorgerufen. Schnurkeramische Vorstöße gegen den Osten des mittleren Rußlands haben dort den Keim zur Bildung des Slawentums gelegt. Von den schnurkeramischen Zügen von Ostdeutschland aus über Schlesien und Galizien nach Südrußland und an die untere Donau ist schon im ersten Abschnitt dieses Buches die Rede gewesen: sie haben im Gebiete der Bemalten Keramik das Indoiranertum entstehen lassen, zusammen mit Zuströmen aus dem Gebiete der Megalithkeramik und der nordwestdeutschen Mischgesittungen aus Megalith- und Schnurkeramik. Verschiedene sprachliche Erscheinungen in den iranischen Sprachen einerseits, den slawischen andererseits deuten auf vorgeschichtliche Berührungen der iranischen mit der slawischen Gruppe hin: für eine solche Berührung würde also die Vorgeschichtsforschung durchaus die zeitlichen und örtlichen Möglichkeiten ergeben.

Ein Vorstoß der Schnurkeramiker, auch gegen Ende der Jungsteinzeit, hat im Gebiet des südlichen Skandinaviens, wahrscheinlich mit einem Bildungskern im Gebiet der dänischen Inseln, zu Beginn der Bronzezeit den Grund zum Germanentum gelegt.[1] Die Germanen sind entstanden aus der nordwesteuropäischen Megalithbevölkerung, die ein fälisch-nordisches Rassengemisch darstellt, dann aus dem wahrscheinlich den Schnurkeramikern gesittungs- und rassengleichen jütländischen Einzelgrab- oder Streitaxtvolke, von dem bisher keine Gebeinreste gefunden worden sind, und endlich einem Zustrom der Schnurkeramiker nordischer Rasse. Dieser Zustrom hat das Germanentum der Bronzezeit zu einer nordisch-fälischen Gruppe gemacht, in der die nordische Rasse während der Eisenzeit immer mehr um sich griff und der, besonders im dänischen Gebiet, Einschläge einer oder mehrerer Kurzkopfrassen eigen waren.[2]

Über den schnurkeramischen Kern des Tocharertums ist oben (S. 209) schon geschrieben worden.

[1] Vgl. Schwantes, Die Germanen, Volk und Rasse, Bd. I, 1926, S. 69; Schuchhardt, Troja-Mykene und Alteuropa, Forschungen und Fortschritte, Bd. 3, 1927, S. 153/54; Schuchhardt, Die steinzeitliche Einwanderung der Thüringer nach dem Norden, Forschungen und Fortschritte, Bd. 4, 1928, S. 85/86; Sprockhoff, Zur Megalithkultur Nordwestdeutschlands, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 4, 1933, S. 1 ff.

[2] Vgl. Günther, Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes, 1933, S. 105 ff.

Durch die nordischen Schnurkeramiker, die jeweils zum Kern eines indogermanischen Volkes geworden sind, ist die Verbindung des jungsteinzeitlichen Indogermanentums mit der nordischen Rasse gegeben, eine Verbindung, die von jeder rassenkundlichen und rassengeschichtlichen Betrachtung der Indogermanenvölker gefordert werden muß.

Damit ist aber nicht behauptet, nordische Rasse sei in Alteuropa nur bei den sächsisch-thüringischen Schnurkeramikern zu finden. Schon mehrfach ist gezeigt worden, daß sich nordische Rasse in der Jungsteinzeit beigemischt auch außerhalb des schnurkeramischen Bezirks vorfand, so bei den Bandkeramikern, vor allem den Bandkeramikern Ostdeutschlands, und so besonders bei den Megalithkeramikern. Eroberungszüge überwiegend nordischer Stämme müssen schon begonnen haben, bevor man gegenüber alteuropäischen Gruppen die Bezeichnung „Indogermanen" anwenden möchte, die erst gegenüber den Schnurkeramikern berechtigt ist. Schon der Schädel von Stångenäs (Bohuslän) in Schweden aus der Zeit um 6000 v. Chr. bezeugt das Vordringen nordischer Scharen gegen Nordwesteuropa. Um die gleiche Zeit müssen aber nordische Scharen auch schon einmal bis Oberägypten vorgedrungen sein, wo bei Negade (englisch Nagada) ihre Gebeinreste gefunden wurden,[1] und wieder eine andere nordische Welle ist um 3500 v. Chr. durch das ägyptische Gräberfeld von Abusir el Meleq bezeugt.[2]

So zeigen sich Stämme überwiegend nordischer Rasse schon in dieser Vorzeit mit einer erstaunlichen Kraft der Eroberung und des Herrentums begabt, einer Kraft, die sich erklären läßt aus den harten Auslesebedingungen der Späteiszeit und Nacheiszeit in Mitteleuropa. In der Altsteinzeit künden sich Schädelformen, wie die der nordischen Rasse, am meisten im östlichen Mitteleuropa an, im „Quellgebiet der deutschen Ströme", wie Saller sich ausgedrückt hat.[3] In der Jungsteinzeit zeigt sich die nordische Rasse am reinsten vertreten eben bei den sächsisch-thüringischen Schnur-

[1] Fawcett, A second Study of the Variation and Correlation of the Human Skull, with special Reference to the Naqada Crania, Biometrica, Bd. I, 1902, S. 408 ff.; vgl. ferner Globus, Bd. 96, 1909, S. 295 ff., und Penka, Die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands, Politisch-Anthropologische Revue, Bd. 10, 1911/12, S. 143/44.

[2] Müller, Das vorgeschichtliche Gräberfeld von Abusir el Meleq, Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft, Bd. 27, 1915, S. 305 ff.

[3] Saller, Die Entstehung der „nordischen Rasse", Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 83, 1927, S. 562.

keramikern. Damit ist auch die Verbindung der vorgeschichtlichen Erscheinungen des Schnurkeramikertums und seiner Ausbreitungszüge mit den rassenkundlichen Erscheinungen der Jungsteinzeit gegeben. Was sich schon um 6000 v. Chr. ankündet, die durch Auslese und Ausmerze, durch Vererbung gesammelte Kraft der nordischen Rasse, sie regt sich nun besonders in den Schnurkeramikern. Diese Gruppe erweist am Ende der Jungsteinzeit und zu Beginn der Bronzezeit, in den Jahrhunderten der Entstehung der indogermanischen Einzelvölker ihre „gewaltige Stoßkraft“.[1]

Nur aus dem in allen Indogermanenvölkern begründend und gestaltend wirksamen Schnurkeramikertum erklärt sich die Einheitlichkeit in den Grundzügen aller frühen indogermanischen Gesittungen. Irgendeine Gruppe besonders einheitlichen Gepräges, aus dem Bestande einer Herrenrasse abzuleiten, muß dem gesamten Indogermanentum die bei ihr in völkischer Abgeschlossenheit aus großer geistiger Kraft geschöpften einheitlichen Anschauungen übermittelt haben: einheitliche Anschauungen der Weltordnung und Jahreseinteilung, der vaterrechtlichen Familienordnung und Sippenzucht, des Glaubens und Rechts, der Götter- und Heldensagen, der Leichenverbrennung, der Pflugwirtschaft und Viehzucht mit bestimmter Ordnung des Grundbesitzes, des Bauens in Holz und mit rechteckigen Hausformen. Eine solche einheitliche Gruppe, die zugleich die aus der Rassengeschichte der Indogermanenstämme zu erschließende nordische Rasse vertritt und auch zugleich aus dem Entstehungsgebiet der nordischen Rasse stammt, ist nur in den Schnurkeramikern zu finden. Darum hat Schuchhardt in seinem Werke „Alteuropa. Eine Stilgeschichte unseres Erdteils“ (2. Aufl. 1926) und bei anderer Gelegenheit so entschieden auf diese Gruppe als den Kern des Indogermanentums gewiesen. Die Rassenforschung kann die Auffassung dieses Vorgeschichtsforschers bestätigen.

Die Sprachforschung wird dieser Ableitung des Indogermanentums nicht widersprechen können. Die Vergleichung des Wortschatzes der indogermanischen Sprachen hat für die „Urheimat“ der Indogermanen ein bestimmtes Bild ergeben: Diese Urheimat muß ein Gebiet sein, dem Schnee, Eis und Regen eigen waren, dessen Himmelsbild vom Großen Bären beherrscht wurde, das Berge kannte und Wälder, Flüsse und Bäche, aber keine größeren Seen und kein Meer. Der Urheimat eigen waren Bären, Wölfe, Füchse, Biber, Hasen, Wildschweine, Gänse, Enten und

[1] Sprockhoff a. a. O., S. 49.

Wachteln; Hund, Schaf, Rind und Pferd waren Haustiere. Einen gemeinsamen Fischnamen kennen die Indogermanen nicht, woraus wieder auf ein Fehlen oder Zurücktreten größerer Seen oder des Meeres geschlossen werden darf. Ein Honiggetränk war den Indogermanen bekannt, der Met der Germanen, der Nektar der Hellenen, an dessen Stelle bei den Indoiranern später der Rauschtrank aus der Somapflanze trat (vgl. S. 103). Also muß den Indogermanen die Biene vertraut gewesen sein (die sich in Alteuropa fand, in Asien jedoch nur da, wo sicherlich die Urheimat der Indogermanen nicht zu suchen ist). In den Wäldern standen Nadelhölzer und Birken, an den Bächen Weiden. Mindestens eine Getreideart war den noch ungeteilten Indogermanen bekannt, wahrscheinlich das Korn. Sie standen schon auf der Stufe der Pflugwirtschaft.[1]

Alle diese Züge der Landschaft, der Pflanzen und Tiere, stimmen überein sowohl mit der spät- und nacheiszeitlichen Entstehungsumwelt der nordischen Rasse wie mit der jungsteinzeitlichen Umwelt der sächsisch-thüringischen Schnurkeramiker. Und die Schnurkeramiker bieten wiederum den Anblick desjenigen Herrenvolkes mit adelsbäuerlichen Anschauungen, als welches die Indogermanen der Bronzezeit auch dem Sprachwissenschaftler Meillet erscheinen.[2]

Es berührt gegenüber solchen vorgeschichtlichen, sprachwissenschaftlichen und rassenkundlichen Zeugnissen, vor allem aber gegenüber dem Zusammenstimmen der Zeugnisse aus den drei bezeichneten Forschungsgebieten, seltsam, wenn heute wieder (wie vor hundert Jahren, als alle diese Forschungen zunächst nach verwertbaren Zeugnissen suchten) von einzelnen Wissenschaftern das Indogermanentum als Wanderhirtentum asiatischer oder südosteuropäisch-westasiatischer Herkunft aufgefaßt wird, so etwa von dem obengenannten schwedischen Sprachwissenschafter Charpentier, der allerdings Vorgeschichte und Rassenforschung kaum berücksichtigt, so aber auch von dem deutschen Vorgeschichtsforscher Wahle[3] und dem deutschen Sprachwissenschafter Güntert.[4]

---

[1] Über die Urheimat der Indogermanen vgl. Charpentier, Jämförande indoeuropeisk språkvetenskap, 1926, besonders den Abschnitt: Det indoeuropeiska urhemmet.

[2] Ernoult-Meillet, Dictionnaire étymologique de la langue latine, 1932, S. VIII und XIII.

[3] Wahle, Deutsche Vorzeit, 1932.

[4] Güntert, Zur Frage nach der Urheimat der Germanen, Deutschkundliches, Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Festschrift für Friedrich Panzer, 1930, S. 1 ff.

Besonders Vertreter bestimmter „Kulturkreislehren" vermeinen, daß von ihnen betonte Gesittungszusammenhänge sich nicht anders deuten lassen als durch die Annahme, die Urheimat der Indogermanen liege „irgendwo im Osten", die Indogermanen seien die Nachbarn „innerasiatischer Viehzüchterstämme" gewesen.[1]

Man kann die Frage nach der Herkunft des Indogermanentums nicht von der nach der Herkunft der nordischen Rasse trennen. Die nordische Rasse ist aber nicht in Asien oder in Südosteuropa entstanden, sondern in Mitteleuropa, wie ich in meiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" darzulegen versucht habe und wie Reche betont in seiner kurzen Übersicht „Die Urbevölkerung Norddeutschlands".[2] Für die ostische (alpine) Rasse, die in den leiblichen Hauptmerkmalen mit der innerasiatischen Rasse einerseits, der ostbaltischen andererseits übereinstimmt, ergibt sich leicht die Annahme asiatischer Herkunft, und diese Annahme ist von den meisten Vorgeschichts- und Rassenforschern ausgesprochen worden, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben.[3] Eine Ableitung der nordischen Rasse aus Asien ist schon gegenüber dem alten Menschenbilde Innerasiens nicht möglich, aber auch nicht durch irgendeinen rassenkundlichen Fund aus dem Boden Asiens zu stützen.

Frhr. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 1933, nimmt zwar eine Entstehung der nordischen Rasse oder doch einer „protonordischen" Vorstufe dieser Rasse in Asien an, wie vor ihm verschiedene englische Forscher gegenüber den hochgewachsenen schlanken Blonden Asiens von einem „protonordischen" Menschenschlag (protonordics) gesprochen hatten. v. Eickstedt nimmt dann (S. 264/65, 267, 276, 450, 481) eine Abwanderung dieser „Protonordischen" aus Südsibirien nach Europa an, die in das spätere Magdalénien falle; in Europa hätten sich diese „Protonordischen", nachdem sie im Tardenoisien von Osteuropa gegen Westen und Norden vorgerückt seien, zu den nordischen Indogermanen entwickelt.

[1] P. Koppers, Die Religion der Indogermanen in ihren kulturhistorischen Beziehungen, Anthropos, Bd. 24, 1929, S. 1089.

[2] Die Sonne, Jahrgang IX, Heft 10, 1932, S. 445 ff.

[3] Topinard, Anthropologie, übersetzt von Neuhauß, 1888, S. 440; Zaborowski, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris. Bd. X, 1899, S. 705; Ripley, The Races of Europe, 1900, S. 470; Peake, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 46, 1916, S. 160; Christian, Vor- und frühgeschichtliche Völkerwanderungen im vorderen Orient, Anthropos Bd. 15/16, 1921/22, S. 580; Boule, Les hommes fossiles, 1923, S. 353; Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924, S. 86 und 99/100; Reche unter „Ofnet" im Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 9, 1927, S. 164; Martin, Lehrbuch der Anthropologie, Bd. II, 1828, S. 787.

Man kann aber die asiatischen Blonden nicht als ureinheimisch, als in Asien entstanden ansehen — auch wenn man Asien, wofür einiges spricht, als das Gebiet der Menschwerdung und der frühesten Rassenbildung der Gattung Mensch, auch der frühesten Vorstufen der nordischen Rasse ansieht, auch wenn man ferner einige europäische Rassen der Altsteinzeit aus Asien ableiten dürfte und die breitgesichtig-kurzköpfigen Menschenschläge Alteuropas aus Asien ableiten müßte (vgl. oben) — und zwar deshalb nicht, weil schon ein Teil der Rassen, wenn nicht alle Rassen des europäischen Jungpaläolithikums als einheimisch-europäisch erscheinen und weil die langschädligen oder die lang- bis mittelkurzschädligen europäischen Menschenschläge der Jungsteinzeit sich als Fortbildungen jungpaläolithischer Rassen Europas erklären lassen.

Ferner sind die asiatischen Blonden, die v. Eickstedt als „protonordisch" auffaßt, zum Teil sicherlich, zum Teil wahrscheinlich als Satem-Indogermanen oder Reste von (sprachlich zum Teil türkisch, zum Teil mongolisch gewordenen) Satem-stämmen anzusehen, meistens als Reste von Sakenstämmen, und damit erweisen sie sich als Einwanderer eines viel jüngeren Zeitabschnitts, als daß man ihnen gegenüber noch von „protonordisch" sprechen könnte. Die Satem-Sprachen stellen ja gegenüber den Kentum-Sprachen eine jüngere Stufe der indogermanischen Sprachen dar. Es ist nicht möglich, Kentum-Indogermanen aus den asiatischen Wohngebieten der Satem-Indogermanen abzuleiten. Die „Protonordischen" sind aber hauptsächlich Rassenreste von Satemstämmen.

v. Eickstedt will sogar die Tocharer als „protonordisch" ansehen, die zwar der älteren Lautstufe des Indogermanischen angehören, die aber ihrer Herkunft nach vom keltisch-italischen Kreise der indogermanischen Völker, also von Mitteleuropa (vgl. S. 209 und 228) gar nicht zu trennen sind. Das S. 209 erwähnte r-Passivum des Tocharischen stellt eine verhältnismäßig so junge sprachliche Erscheinung dar, die sich eben nur noch bei Kelten und Italikern hat bilden können, daß bei den ostturkistanischen Tocharern an „protonordische", also doch vor- oder urindogermanische Beziehungen des Ortes und der Zeit nicht gedacht werden kann.

Ist oben ausgeführt worden, daß die „Indogermanenfrage" ohne rassenkundliche Erwägungen, also allein aus Erwägungen der Sprachwissenschaft und der Vorgeschichtsforschung nicht zu lösen sein wird, so muß gegenüber der (bei einigen englischen Forschern und bei v. Eickstedt sich findenden) Annahme „protonordischer" Asiaten betont werden, daß die „Indogermanenfrage" sich ohne sprachwissenschaftliche Erwägungen auch nicht lösen lassen wird. Die Annahme v. Eickstedts begegnet ferner der Schwierigkeit, daß zwar alte Auswanderungen von Europäern nach Asien sich vorgeschichtlich deutlich genug abheben (vgl. S. 203/04), nicht aber irgendeine Einwanderung aus Asien und im Zeitabschnitt des Magdaléniens und Tardenoisiens, aus der sich das Indogermanentum Mitteleuropas erklären ließe. Hierzu vgl.

auch Bayer, Der Kulturverlauf im Steinzeitalter, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 51, 1919, S. 175 ff.

Sieht man von der rassischen Zusammensetzung des frühen Indogermanentums einmal ab und betrachtet die Indogermanenfrage nur von der Seite der Vorgeschichtsforschung, so wird man in Alteuropa vergeblich nach denjenigen Wanderungen von Gefäß- und Geräteformen suchen, die auf eine Zuwanderung starker erobernder Stämme von unverkennbarer Eigenart aus dem Osten oder Südosten oder aus Asien hindeuten könnten. Es ist oben bei Betrachtung der Grundlagen des frühesten Chinesentums (S. 203 ff.) dargelegt worden, wie sich schon seit 3000 v. Chr. Abwanderungen europäischer Gruppen nach Asien verfolgen lassen. Gegenwanderungen von Gruppen asiatischer Herkunft, die für Europa eine solche Bedeutung erlangt hätten wie das Indogermanentum, kennt die Vorgeschichte nicht. Die oben erwähnte zu vermutende Einwanderung der ostischen (alpinen) Rasse im Mesolithikum war eine stille Einsickerung, die nichts von Eroberung an sich hatte und zur Gesittung Alteuropas nichts Wesentliches beitrug.

Daher befinden sich diejenigen, die eine Einwanderung der Indogermanen aus dem östlichen Europa oder aus Asien behaupten, auch in einer gewissen Verlegenheit: sie vermögen nicht diese von Osten eindringenden Indogermanen irgendwo in Asien rassenkundlich oder vorgeschichtlich sinnvoll anzuknüpfen, es sei denn durch voreilige Schlüsse aus den Annahmen einzelner Vertreter bestimmter „Kulturkreislehren", so z. B. aus der Annahme einer Zugehörigkeit der Indogermanen zu einem asiatischen Kulturkreise vaterrechtlicher Wanderhirten.

Wahle muß sich daher in seiner „Deutschen Vorgeschichte" (1932) darauf beschränken, eine Einwanderung der Indogermanen „von Osten" (S. 68) zu behaupten und dem (S. 248) hinzuzufügen, daß „eine genauere Ortsangabe absichtlich vermieden" werde. Dabei schreibt Wahle den Indogermanen die Gesittung des Streitaxt- oder Einzelgrabvolkes in Jütland zu, dessen Herkunft aus dem Osten sich schwerlich nachweisen lassen wird — nichts in seiner Gesittung deutet auf osteuropäisch-asiatische Beziehungen —, und ferner teilt Wahle (S. 69) den Indogermanen doch auch die „Tonbecher und schnurverzierten Amphoren" zu, also die Gefäßformen der thüringisch-sächsischen Schnurkeramiker, deren Verbreitung von Mitteldeutschland nach Südrußland zwar bekannt ist, nicht aber deren umgekehrte Wanderung.

Wären die Indogermanen ursprünglich Wanderhirten südosteuropäischer oder westasiatischer Herkunft gewesen, so hätten sie

den in diesen Gebieten seit alters gezüchteten Esel und das Maultier auf ihren Eroberungszügen verbreiten müssen. Den Esel haben aber die pferdezüchtenden und pferdeopfernden Indogermanen erst nach ihrem Zusammenstoß mit den Völkern Vorderasiens kennengelernt. Den indogermanischen Sprachen fehlt ein gemeinsames Wort für „Esel".[1] Das gotische asilus ist einem lateinischen asinus nachgebildet, und lateinisch asinus wie griechisch onos sind wahrscheinlich aus einem kleinasiatischen Worte (kaukasischen, alarodischen Sprachstamms) osonos abzuleiten.

Der Esel spielt eine Rolle in der Urzeit aller Völker semitischer Sprache und der ihrer Nachbarn, so auch schon im vordynastischen Ägypten, also dort schon im 4. Jahrtausend v. Chr. In Syrien und Palästina tritt der Esel in der Jungsteinzeit als gebräuchliches Lasttier auf. Auch Abraham hatte „Schafe, Rinder, Esel, Eselinnen und Kamele" (1. Mose 12, 16). In den semitischen Sprachen finden sich auch alte Wörter für den Esel ('atanu und himâru). In keiner Schicht Alteuropas aber ist der Esel zu finden. Er wird bei Homer nur an einer Stelle genannt: Ilias XI, 558. Die homerischen Hellenen der Zeit um 800 oder 700 besaßen anscheinend durch Erwerbung von kleinasiatischen Völkern nur wenige Esel zur Erzeugung von Maultieren. Nach Alteuropa drang der Gebrauch des Esels besonders von den Ländern um das Schwarze Meer aus vor, nach Italien wahrscheinlich in der Bronzezeit. Die Römer erst brachten den Esel nach Gallien, von wo er den Germanen und von diesen den Slawen übermittelt wurde, deren Sprachen auch die lateinische Bezeichnung asinus übernommen haben. Da der Esel in Landschaften mit größerer Feuchtigkeit nicht gedeiht, sondern dorthin immer wieder neu eingeführt werden muß, ist er bei den Indogermanen als ursprüngliches Haustier nicht zu erwarten, falls diese aus dem jungsteinzeitlichen Mitteleuropa stammen, müßte aber bei ihnen erwartet werden, wenn sie „aus dem Osten" eingewandert wären.

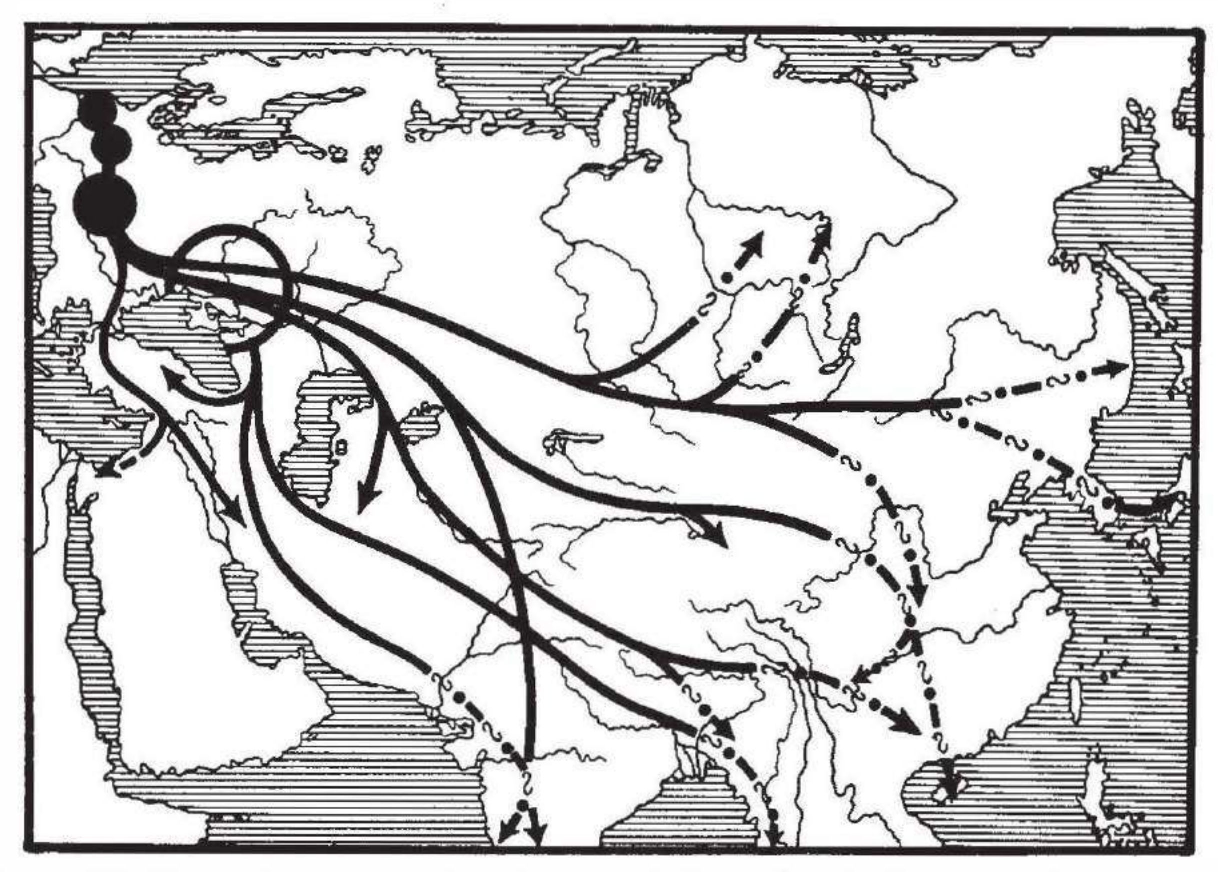
Von sprachwissenschaftlicher Seite ist die Entdeckung der Tocharer in der ostturkistanischen Oase Turfan gelegentlich als ein Anzeichen der asiatischen Herkunft der Indogermanen gewertet worden. Auch Eduard Meyer hat in den Jahren nach Entdeckung des Tochartums wieder die Annahme einer asiatischen Urheimat der Indogermanen erwogen.[2] Die eingehendere Erforschung des Tochartums und der tocharischen Sprache, zumal die Entdeckung der Zugehörigkeit der tocharischen Sprache zum Italischen (Lateinischen), Keltischen und Germanischen und die

[1] Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, 1920, S. 36.

[2] Eduard Meyer, Alte Geschichte und Prähistorie, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 41, 1909, S. 294.

Tatsache des „europäischen“ Aussehens der blonden Tocharer, hat aber die aus dem Tocharertum gewonnenen Einwände gegen eine europäische Herkunft der Indogermanen bald verstummen lassen.

Sobald die Forschung bemüht ist, zur Erhellung der „Indogermanenfrage“ die Zeugnisse der Vorgeschichtsforschung, der Sprachwissenschaft und der Rassenkunde gleichermaßen zu bedenken und die Vereinigung dieser Zeugnisse zu einem einheitlichen Bilde des frühesten Indogermanentums zu versuchen, werden ihre Blicke auf das jungsteinzeitliche Mitteleuropa und auf eine Gruppe



Karte II. Vereinfachende und zusammenfassende Darstellung der Eroberungszüge des Satem-Indogermanentums von Südosteuropa aus.

überwiegend nordischer Rasse gelenkt werden, zugleich auf eine Gruppe mit adelsbäuerlichen Anschauungen in Glauben, Recht, Kunst und Sitte. Darum haben Schuchhardt und Menghin Thüringen als das Kerngebiet des frühesten Indogermanentums bezeichnet.[1]

Die gemeinsame nordische Rassenherkunft der Herrenschichten der Völker indogermanischer Sprache — deren Urheimat er „in den Tälern des Hindukuschs“ suchte — hat als erster J. Krüger ausgesprochen in seiner „Urgeschichte des Indogermanischen Völkerstammes in ihren

[1] Schuchhardt, Alteuropa, I. Aufl. 1919; Menghin, Einführung in die Urgeschichte Böhmens, Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung, Vorgeschichtliche Abteilung, Heft I, 1926, S. 55/56.

Grundzügen wiederhergestellt" (1855). Der Erste, der der Ableitung der Indogermanen aus Asien widersprach und Europa als indogermanische Urheimat ansah, war der englische Sprachforscher Latham (Elements of comparative Philology, 1862, S. 611 ff.). Der jüdische Sprachforscher Lazarus Geiger hat als erster die Anschauung vertreten, die Urheimat der Indogermanen sei in Deutschland zu suchen, so in seiner „Entwicklungsgeschichte der Menschheit" (1871), S. 120 ff.

Durch voreiligen Anschluß an die Auffassungen von Vertretern einzelner „Kulturkreislehren" wird in jüngster Zeit versucht, den ursprünglichen Indogermanen ein Wanderhirtentum zuzuschreiben und ihre Bäuerlichkeit zu bestreiten. Wenn man hierbei bis vor die Jungsteinzeit zurückgeht, so gerät man in Zeitabschnitte, wo bei allen Menschengruppen der Erde ein eigentliches Bauerntum erst im Entstehen war. Die Entstehung des alteuropäischen Bauerntums ist bisher nach Zeit und Ort noch nicht erhellt worden. Doch sind in dem Zeitabschnitt, in dem das Indogermanentum sich entfaltete, in Alteuropa schon die bäuerlichen Gruppen der Bandkeramiker, diese wahrscheinlich eine Hackbau treibende Gruppe, die der Megalithkeramiker, von denen vielleicht der Pflugbau ausging, und die der Schnurkeramiker vertreten. Dabei erscheinen die Schnurkeramiker als die minder bäuerliche Gruppe, weil sie bei ihrer Ausbreitung im eroberten Land zeitweilig minder seßhaft werden mußten.

Sie mögen auf Wanderungen zwischen Ernte und Aussaat den Anschein von Wanderhirten geboten haben, ihre Pflugrinder den Anschein von Rindern eines schweifenden Hirtentums. Aber die adelsbäuerlichen Anschauungen regen sich bei den Völkern indogermanischer Sprache am eindrucksvollsten und ausschließlichsten eben bei den Herrenschichten dieser Völker, zu deren Geschlechtern die Schnurkeramiker jeweils den Kern und die Mehrzahl gestellt zu haben scheinen. Das ist S. 32 schon erwähnt worden.

Vor Erscheinen von Darrés Buch „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse" (1. Aufl. 1929, 2. Aufl. 1933) konnte es auch aussichtsreicher erscheinen, mit Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten (1928) in der fälischen (dalischen) Rasse und bei den (fälisch-nordischen) Megalithkeramikern Nordwesteuropas die Wurzeln des alteuropäischen Ackerbaus zu suchen, in der fälischen Rasse einen zur Seßhaftigkeit geschaffenen breit-hoch gebauten Bauernschlag, in der nordischen einen zur Bewegung geschaffenen schlank-hoch gebauten Hirtenschlag zu erblicken. Gegen solche Annahmen vermag aber gerade die Bäuerlichkeit der Satem-Indogermanen zu zeugen,

denn bei den Satem-Indogermanen hat bisher noch niemand einen nennenswerten Einschlag fälischer Rasse vermutet. Der helle Einschlag im Satem-Indogermanentum wie im Hellenentum ist fast gänzlich der nordischen Rasse zuzuschreiben. An der ursprünglichen Bäuerlichkeit gerade der von der mittleren bis unteren Donau stammenden Herrenschichten der Hellenen zweifelt heute niemand mehr. Noch in verhältnismäßig später Zeit hießen im hellenischen Sizilien die Adelsgeschlechter und die vornehmen Familien, auch die städtischen, die keinen Grundbesitz hatten, geomorroi, d. h. „Landbesitzer". Aber die Bäuerlichkeit haftet auch den Satem-Indogermanen ursprünglich an, wie dieses Buch darlegen sollte. Sie spricht sich besonders eindrucksvoll im Mazdaismus der Perser aus, und sie ist bei einzelnen Iraner- und Sakenstämmen nur da aufgegeben worden, wo die Landschaft einen Ackerbau nicht mehr zuließ und zu einer Art Almwirtschaft oder zum Steppenhirtentum zwang.

Im persischen Awesta (Widewdat 3,30) wird gefragt, welches der Kern des Mazdaismus sei. Darauf erfolgt die kennzeichnend adelsbäuerliche Antwort: „Wenn man tüchtig Getreide baut, o Spitama Zarathuschtra. Wer Getreide anbaut, der baut das Ascha (das Recht, das Heil) an."

Öfters wird die germanische Völkerwanderung angeführt als Anzeichen für eine unbäuerliche und unseßhafte Rastlosigkeit, auf ein Nur-Kriegertum der Germanen, ja als Ausdruck eines germanischen Wanderhirtentums. Dem gegenüber weist ein Kenner des Germanentums, Neckel, in seinem Buche „Altgermanische Kultur" (1925) auf die Versöhnlichkeit und die Schätzung des Friedens hin, die dem germanischen Wesen zugrunde liegen (S. 67). Der gleiche Neckel betont auch an anderer Stelle (Die altnordische Literatur, 1923, S. 7) „Züge von Friedlichkeit, Duldsamkeit, Freude an fremder Tüchtigkeit und Gefühl für Maß und Würde", die das Germanentum kennzeichneten, und führt gegenüber den „Völkerwanderungen" aus: „In Wirklichkeit haben die Ruhepausen zwischen den Wanderungen viel mehr Zeit ausgefüllt als diese selbst. Die Goten z. B. haben jahrhundertelang an der unteren Weichsel geackert und ihre Kühe gemolken, ehe sie von dort weiterzogen nach Südrußland. Dann wurden sie allerdings bald durch die Lockungen der Städte in einen längeren Kriegszustand hineingezogen. Aber kaum war Italien erobert, so trat wieder Friede ein." — Außer der germanischen Völkerwanderung dient das Wikingszeitalter der Nordgermanen, die Welt der Isländischen Saga, öfters dazu, ein germanisches Nur-Kriegertum und eine germanische Unstäte zu erweisen. Gegen solche verkehrten Vorstellungen wendet sich ein anderer Kenner des Germanentums, Andreas Heusler (bei Nollau, Germanische Wiedererstehung, 1926, S. 177 im Abschnitt „Sittenlehre"), indem

er zeigt: „Unsere Sagahelden sind samt und sonders Waffenkundige, die auf eigenen und fürstlichen Kriegsfahrten ihren Mann stellen; den größten Teil ihres Lebens aber erfüllt die Besorgung ihrer Güter.“ —

Es scheint so, als hätte eine gewisse städtische Auffassung von einem friedfertig dahinlebenden, sich beugenden Bauerntum auch in der Forschung die Erfassung des bäuerlichen Herrentums der Indogermanen verhindert.

Die Einsicht in die Bäuerlichkeit der ursprünglichen Indogermanen wird heute durch diejenigen „Kulturkreislehren“ gehemmt, die in ihren Begriffsbildungen dazu neigen, nur Hirtenkrieger als Eroberer und als Herrenschichten einerseits und nur sich unterwerfende Pflanzer oder Hackbauern als Unterschichten andererseits anzunehmen, diese meist mit mutterrechtlicher Verwandtschaftsordnung, jene mit vaterrechtlicher. Solchen „Kulturkreislehren“ muß die Einordnung des vaterrechtlichen Bauernkriegertums der Indogermanen schwierig werden. Der mit dem Pferd bespannte Streitwagen und das Getreide sind aber für das ursprüngliche Indogermanentum und sein Bauernkriegertum geradezu sinnbildlich. Das hat recht wirkungsvoll schon Arbois de Jubainville in seinem 1877 erschienenen Werke „Les premiers Habitants de l'Europe“ ausgedrückt, wo er (S. 138) von den Indogermanen sagt: „Der Wagen und das Korn haben für sie zu den Grundlagen einer Macht beigetragen, die der Macht derjenigen Rassen unendlich überlegen war, die vor ihnen im gleichen Erdteil [Europa] gelebt hatten.“ — Damit ist wiederum nicht gesagt, die Vorväter der Indogermanen seien gleichsam „von jeher“ bäuerlich gewesen. Auch sie haben im Mesolithikum die Menschheitsstufen der Sammler, der Jäger und Fischer erklimmen müssen. Aber als Indogermanen hatten sie die Stufe der Pflugwirtschaft erreicht.

Auf diesem adelsbäuerlichen Indogermanentum baut sich aber alles auf, was im Kreise der Völker indogermanischer Sprache und so auch im Abendlande und beim deutschen Volke an edelsten Werten geschaffen worden ist. Auch fremdvölkischer Geist, der den Indogermanen und dem Abendland zugetragen worden ist, hat eine — im Sinne des reinen Indogermanentums — edle Ausgestaltung jeweils nur dadurch erfahren, daß er sich dem angestammt-indogermanischen Geiste, soweit es möglich war, angleichen konnte. Soweit aber fremdvölkischer Geist sich unverwandelt oder wenig verwandelt im Kreise der Völker indogermanischer Sprache und so auch im Abendlande durchsetzen konnte, zeigt solche Durchfremdung jeweils schon einen begonnenen oder fort-

geschrittenen Zerfall dieser indogermanischen Volkheiten an. Jeder solche Zerfall — das können die Darlegungen dieses Buches zeigen — steht aber in Wechselwirkung mit dem Aussterben und der Zerkreuzung der überwiegend nordischen Geschlechter in diesen indogermanischen Völkern. Indogermanentum ist zur Erhaltung seiner edlen Größe immer auf das Bestehen eines kraftvollen Volkskerns nordischer Rasse angewiesen. So gehört auch die Erhaltung und besser noch: die Mehrung des nordischen Rasseneinschlags im deutschen Volke zu den vornehmsten Aufgaben dieses Volkes.

Die Zeugungswerte des deutschen Volkes und seiner Brudervölker germanischer Sprache — also der Völker, denen heute noch ein starker Einschlag nordischer Rasse eigen ist — liegen in den erblich-tüchtigsten Familien vorwiegend nordischer Rasse in allen Ständen dieser Völker, und die Bildungswerte für diese Völker liegen im Geiste des Indogermanentums, für uns Deutsche wie für alle Germanen vor allem in Perser-, Hellenen- und Römertum und im frühen Germanentum selbst.

Die Einheit unseres Volkes ist besonders durch den alle Stämme verbindenden Einschlag nordischer Rasse gegeben und die Einheit unserer Bildung durch die Geisteswerte des Indogermanentums. Von dieser Überzeugung aus wird sich auch der Streit schlichten, ob wir zu unserer Bildung mehr des Hellenen- und Römertums, der „Antike", bedürfen oder mehr des „germanischen Altertums". Für unsere Bildung, wenn sie echt und zugleich arterhaltend, wenn sie lebenssteigernd mitwirken will, ist der Geist reinen Indogermanentums wertvoll, wo immer er sich geregt hat und regt. In jedem der großen Indogermanenvölker haben sich aber einzelne Werte der nordischen Rassenseele besonders beispielhaft und vorbildlich ausgedrückt.

A. Schriftstellerverzeichnis

Schlagwörterverzeichnis

Druckfehlerberichtigung

zu Hans F. K. Günther,
„Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens“:

S. 23, Zeile 22/23 lies hari-dschata „blond-geartet“ (Rigweda 10, 96, 5) statt hari-jaka „blondgeartet“ (Rigweda 10, 96, 4).
S. 45, Zeile 2 muß es heißen: Doch ist sie ja statt Doch ist ja . . .
S. 46, Zeile 16, Sein Enkel statt Sein Sohn.
S. 66, bei der Bildbeschriftung muß es Sigirja heißen statt Sigirija.
S. 88, Abb. 21 muß es heißen Daula statt Danla und Oudh statt Ondh.
S. 110, Fußnote, muß es Zoroastrische statt Zoraastrische heißen.
S. 112, Zeile 17 von oben muß es heißen arisch-brahmanischen statt arisch-brahamischen.
S. 127, Zeile 13 muß stehen Transoxanien statt Transoxeanien.
S. 133, Zeile 5 von unten muß es heißen: Andromache, Arete, Nausikaa und Penelopeia, an die . . .
S. 143, Zeile 10 von unten muß es heißen Schweiger-Lerchenfeld statt Schweizer-Lerchenfeld.
S. 149, Zeile 29 muß es heißen regionem statt regionum.
S. 152, bei der Bildbeschriftung muß nach „Khan“ ein Komma stehen, unter der Bildbeschriftung muß es Through heißen statt Throngh.
S. 159, Zeile 13 von oben muß es heißen heutige statt heilige, ferner in Fußnote 5, Tuwa statt Tunia.
S. 162, Zeile 2 von oben muß es Claudius Gallenus heißen statt Gallenus.
S. 163, Zeile 4 von oben muß es zweimal Skythen statt Saken heißen.
S. 189, Abb. 71 muß es heißen 1660 statt 1360.
S. 189, Zeile 3 von oben muß es Aurungseb statt Aurungzeb heißen.
S. 233, Fußnote 3 letzte Zeile muß 1928 stehen statt 1828.
S. 239, Zeile 9 muß es heißen geomoroi statt geomorroi.
S. 242, Abulghasi 184, 185.
S. 242, Gallenus, Claudius 162.
S. 244, Schweiger-Lerchenfeld statt Schweizer-Lerchenfeld.
Übersichtskarte III (am Ende des Buches): Transoxanien statt Transoreanien und Mindschani statt Windschani.



Entworfen von Bruno Beger

Karte III

Übersichtskarte zu H. F. K. Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens

J. F. Lehmanns Verlag, München

Rassenkunde Europas.
3., wesentlich vermehrte u. verbesserte Aufl. 342 S. mit 567 Abbildungen und 34 Karten. Geh. M. 9.—, Lwd. M. 10.80.

Unter den Werken Dr. Günthers gebührt seiner Rassenkunde Europas ein bevorzugter Platz. Behandelt sie doch das ganze große Gebiet Europas in umfassender und doch knapper Übersicht, ohne den Laien durch ein Allzuviel von Einzeldingen, durch Behandlung noch umstrittener Fragen zu verwirren und zu ermüden. Die neue Auflage ist wieder stark vermehrt, die Belege sind gegen früher verstärkt, alles ist weit wissenschaftlicher angefaßt, als es früher bei gedrängter Darstellung möglich war. Die Vermehrung des Umfangs betrifft in gleicher Weise die prachtvolle und vielseitige Bebilderung wie den tiefschürfenden Text.

„Eine kurze, allgemeinverständliche Fassung; Europa, vor allem Zentraleuropa, rassenmäßig schildernd. Reiches, vorzügliches Bildmaterial.“ Prof. E. Fischer-Berlin

„Günthers Werk weitet sich mehr und mehr zu einem einheitlichen großen Bau. Forscherzähigkeit, intuitive Begabung und Klarheit der stilistischen Form vereinigt sich in ihm.“ Der Tag.

Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese.
2. Auflage. 1933. Geh. M. 1.20.

Günther fordert, daß der Staat mehr als bisher Lehrmeister und Zuchtmeister wird, wobei an die Aufklärung über richtige Gattenwahl, andrerseits an die Unfruchtbarmachung Minderwertiger gedacht wird. Diese kleine Schrift verdient weiteste Verbreitung.

Adel und Rasse.
2., verbesserte und vermehrte Auflage. 124 Seiten mit 127 Abbildungen. Geh. M. 4.—, Lwd. M. 5.40.

Aus dem Inhalt: Rassische Verschiedenheit von Adel und Masse / Adel und Schönheitsideal / „Force regeneration“ des nordischen Adels / Blaues Blut / Entnordung des Adels im Abendlande / Braun und Blond / Nordische Frauentypen in Italien / Politik ist Wiedererweckung des Rassebewußtseins / Ebenbürtigkeit rassischer Verbindungen / Adel ist angeboren.

„Unter Adel wird hier nicht der Standesadel im heutigen Sinne allein, sondern der rassenmäßig rein oder möglichst rein nordische Teil eines Volkes verstanden, dem im Sinne von Günthers Rassenlehre aus dem ‚Adel‘ nicht sowohl Rechte als Pflichten erwachsen. Der hohe Idealismus, der Günther beseelt, tritt gerade in dieser Schrift schön zutage.“ Weserzeitung, Bremen.

„Dem Adel gilt dieses neue Werk; darüber hinaus aber gibt Günther Richtlinien für eine allgemeine nordische Erneuerung unseres Volkes, nicht nur beschränkt auf Geburts- und Geschichtsadel.“ Deutsche Zeitung.

Der Nordische Gedanke unter den Deutschen.
2. Auflage. 7.—9. Tsd. Geh. M. 4.—, Lwd. M. 5.40.

„Günther wendet sich in seiner lebendigen, aber gemäßigten Darstellungsweise gegen verschiedene Einwände, die gegenüber seiner Rassenlehre gemacht wurden. Über die Abwehr zum Aufbau fortschreitend, legt er den weltanschaulichen Inhalt des nordischen Gedankens dar.“ „Umschau“. Dr. v. Eickstedt.

Rassenkunde des jüdischen Volkes. 5.—7. Tausend. 360 Seiten mit 305 Abb. und 6 Karten. Geh. M. 9.80, Lwd. M. 11.70

„Günther ist weit entfernt von jenem durch die Zeiten geschleppten Unsinn, daß die Juden eine Rasse sind. Sie sind ein Volk, und das ist ein Rassengemisch — das zeigt Günther unwiderleglich. Auch dieses Werk zeigt wieder alle die Vorzüge seiner früheren Werke: Anschaulichkeit, Sachlichkeit, vornehmste Gerechtigkeit in Ton und Denkart; dabei jene Darstellung, die man als „spannend" bezeichnen kann, die neben der Allgemein- und Leichtverständlichkeit Günthers größtes Verdienst ist, nicht zum wenigsten durch die Formenschönheit und Reinheit seiner Sprache. Ausgezeichnet ausgewählt sind wieder die Bilder! Günther hat den Schlüssel zur Judenfrage geliefert!" Die Sonne.

Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke. 3. Auflage. Geh. M. 3.15, Lwd. M. 4.50.

„Ein würdiges deutsches Seitenstück zu dem Carlyleschen Werk, um so wertvoller für uns, als es den deutschen Helden schildert." Deutsche Zeitung.

Platon als Hüter des Lebens. Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Mit 1 Bildnis Platons. Geh. M. 2.15, Lwd. M. 3.20.

„Diese kleine, aber sehr lesenswerte Schrift ist recht lehrreich, sie wird vielen Neues sagen, indem sie Platon von einer viel zu wenig beachteten Seite seines vielseitigen Denkens und Wirkens zeigt." Prof. B. Bauch in den „Blättern für deutsche Philosophie".

Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes. Mit einem Anhang: Hellenische und römische Köpfe nordischer Rasse. Mit 3 Karten, 83 Abbildungen im Text und 64 Abbildungen auf Tafeln. Geh. M. 5.80, Lwd. M. 7.20.

Ich bin überzeugt, daß sich die deutsche Jugend mit dem klassischen Altertum lieber beschäftigen wird, wenn ihr der Lehrer sagt, daß die Römer und Griechen Menschen unseres Stammes waren. Nach meiner Erfahrung bleiben solche Hinweise im Unterricht nicht wirkungslos. Ich möchte das wertvolle Buch allen Lehrern der alten Sprachen und Geschichte recht sehr empfehlen. Prof. Dr. P. Astner in der „Deutschen Erziehung".

Rasse und Stil. Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes. 6.—8. Tausend. 132 Seiten mit 80 Abbildungen. Geh. M. 4.50, Lwd. 5.80.

„Dieses Buch liefert den bündigen Beweis dafür, daß die Rassenlehre das weitaus tauglichste Mittel ist, die Mannigfaltigkeit des Kulturgeschehens von Grund aus zu begreifen und ihrer wissenschaftlich Herr zu werden." Dr. K. Kynast in der Deutschen Zeitung.

Deutsche Köpfe nordischer Rasse. 50 Abbildungen mit Geleitworten von Prof. Dr. E. Fischer-Freiburg und Prof. Dr. Hans F. K. Günther. 9.—10. Tausend. Preis kart. M. 2.15.

Altgermanische Kultur in Wort und Bild. Von Dr. Wolfg. Schulz. Mit 1 Karte u. 160 Abb. auf 80 Tafeln. Kart. M. 6.–, Lwd. M. 7.50.

Eine umfassende Darstellung altgermanischer Kultur und Kunst von den Anfängen bis zum Jahr 1000 n. Chr. Besonders wichtig für uns sind die Untersuchungen des Verfassers, inwieweit die Kultur unserer Ahnen auch für unsere Zeit noch fruchtbar zu machen ist.

Altgermanische Kunst. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Fr. Behn, Kustos am Römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz. Mit 48 prächtigen Bildtafeln. Neue, erweiterte Auflage. Kartoniert M 3.60.

„Ein Einblick in die Schönheit nordischen Kunstschaffens, der uns mit Wehmut erfüllt über den Reichtum einer Entwicklung, welche durch die Übermacht der griechisch-römischen Kunst so jäh abgerissen wurde. Der schmale feine Band gehört in jede deutsche Bücherei." Deutsche Erziehung.

Germanische Gothik. Von Prof. Dr. Franz Bock von der Technischen Hochschule Berlin. Mit 55 Bildern auf 48 Bildtafeln. Kart. M. 4.—.

Dem Verfasser ist es gelungen, in diesem Buch ein künstlerisches und geschichtliches Riesenphänomen wie die Gothik knapp darzustellen. Er hebt vor allem einige Hauptzüge heraus, die die Gothik nach Rasse und Blut auch besonders klar als germanische Kunst erweisen. Der wundervolle Bildband wird jedem Freund der Gothik ein Quell künstlerischen Genusses sein.

Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft. Von Prof. Dr. R. Mielke. Mit 72 Textabbildungen und 6 Tafeln. Geh. M. 7.20, geb. M. 9.—.

Das schöne Buch sollte unsere Jugend durch die Schule kennen lernen, damit es die tief verwurzelte Formkraft des germanischen Geistes, wie er sich in der deutschen Siedlung offenbart, erkennen möge. Der Tag.

Das Heimat-Museum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur. Von Dr. W. Peßler, Direktor des Vaterländischen Museums Hannover. Mit 194 Tafelabbildungen und 6 Textabbildungen. Kart. M. 10.80, geb. Mk. 12.60.

Apollon und Dionysos. Nordisches und Unnordisches innerhalb der Religion der Griechen. Eine rassenkundliche Untersuchung von Dr. K. Kynast. 130 Seiten mit Bildtafeln. Kart. M. 4.—, Lwd. M. 5.40

Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten. Ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch. Von Prof. Dr. Fritz Kern. Mit 445 Abbildungen. Geheftet M. 11.70, Leinen M. 13.50.

Deutsche Namenkunde. Von Studienrat M. Gottschald, Plauen. Mit 50000 Familiennamen. Geh. M. 13.—, Lwd. M. 15.—.

„Ob ein Leser das Buch zu sittengeschichtlicher Unterhaltung zur Hand nimmt, ein Befrager um schnelle einzelne Auskunft oder ein selbst der Namenforschung Beflissener, sie alle finden in dem Buche einen nach Art und Umfang zuverlässigen Führer oder Gehör verdienenden Mitarbeiter innerhalb der weiten Grenzen des heute überhaupt Erreichbaren." Prof. Th. Matthias in der „Muttersprache".

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Von Deutschen Ahnen für Deutsche Enkel. Allgemeinverständliche Darstellung der Erblichkeitslehre, der Rassenkunde und der Rassenhygiene. Von Prof. Dr. med. Ph. Kuhn und Dr. med. H. W. Kranz. Mit 9 Abbildungen. Kart. M. 1.,– 10 Stück M 8.–, 100 Stück M 70.–.

Rassenpflege im völkischen Staat. Von Prof. Dr. M. Staemmler, Chemnitz. 10.—14. Tausend. Geh. M. 2.20, Lwd. M. 3.20.

Archiv für Rassenbilder. Herausgeber Prof. Dr. F. v. Eickstedt.

Das Archiv für Rassenbilder bringt in Form von knappen, wissenschaftlichen Aufsätzen, die mit Bildern auf je etwa 10 Archivkarten verteilt sind, guten Bilderstoff aus allen Gebieten der Rassenkunde. Die Archivkarten haben das Format 20×13 cm und eignen sich besonders zur episkopischen Wiedergabe. Preis: jeder Bildaufsatz einzeln M. 1.80, bei Abnahme der ganzen Serie je M. 1.50.

Lichtbilder zu Vorträgen über Deutsche Rassenkunde.

Die Bilder sind eine geeignete Auswahl aus den Hauptwerken von Prof. Dr. Hans F. K. Günther.

Ausgabe A: 53 Bilder auf 26 Zelluloid-Platten. Größe 8½×10 cm, leicht und unzerbrechlich. Verkaufspreis M. 20.—, Leihgebühr M. 10.—.

Ausgabe B: 1 Film mit 75 Bildern. Filmbandbreite 3,4 cm. Verkaufspreis mit Text M. 6.50 (wird nicht verliehen).

Als Unterlage für den Vortrag selbst ist besonders geeignet:

Kurzer Abriß der Rassenkunde. In Anlehnung an Prof. Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes“. Von Dieter Gerhart. Mit 27 Abbildungen. 34.—44. Tausend. Einzeln M. —.50, bei Massenbezug (von 20 Stück an) je M. —.40.

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie einschließlich Rassen- und Gesellschaftshygiene. Herausgegeben von Dr. med. A. Ploetz in Verbindung mit Dr. Agnes Bluhm, Prof. der Rassenhygiene Dr. F. Lenz, Dr. jur. A. Nordenholz, Prof. der Zoologie Dr. L. Plate und Prof. der Psychiatrie Dr. E. Rüdin. Jährlich (4 Hefte = zus. etwa 480 Seiten) M. 24.—.

Zeitschrift für Rassenphysiologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Blutgruppenforschung. Herausgeber Prof. Dr. O. Reche, Leipzig; Schriftleiter Marineoberstabsarzt Dr. P. Steffan, Berlin. Jährlich 4 Hefte zum Preise von je M. 4.—.

Volk und Rasse. Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum. Rassenkunde und Rassenpflege. 8. Jahrgang. Einzelheft M. —.70, vierteljährlich 3 Hefte M. 2.—. Schriftleitung: Dr. B. K. Schultz, Berlin.

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene.

Probehefte kostenfrei

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW